EOS LXXVII 1989

# E O S

ORGAN

POLSKIEGO TOWARZYSTWA

FILOLOGICZNEGO

UKAZUJE SIĘ OD ROKU 1894

POD REDAKCJĄ

SYLWESTRA DWORACKIEGO ANDRZEJA WÓJCIKA

Rocznik LXXVII 1989

WROCŁAW · WARSZAWA · KRAKÓW · GDAŃSK · ŁÓDŹ
ZAKŁAD NARODOWY IMIENIA OSSOLIŃSKICH
WYDAWNICTWO POLSKIEJ AKADEMII NAUK

# E O S

COMMENTARII

SOCIETATIS PHILOLOGAE

POLONORUM

EDUNTUR

INDE AB ANNO MDCCCXCIV

EDITORES

SILVESTER DWORACKI ANDREAS WÓJCIK

Volumen LXXVII 1989

*Z księgozbioru*
*Polskiego Towarzystwa Filologicznego*

WROCŁAW · WARSZAWA · KRAKÓW · GDAŃSK · ŁÓDŹ
ZAKŁAD NARODOWY IMIENIA OSSOLIŃSKICH
WYDAWNICTWO POLSKIEJ AKADEMII NAUK
1989

EDITORUM CONSILIUM

SOPHIA ABRAMOWICZ, TORUNII
BRONISLAUS BILIŃSKI, VARSAVIAE
MIECISLAUS BROŻEK, CRACOVIAE
MARIA CYTOWSKA, VARSAVIAE
GEORGIUS DANIELEWICZ, POSNANIAE
SILVESTER DWORACKI, POSNANIAE
GEORGIUS ŁANOWSKI, WRATISLAVIAE
VICTOR STEFFEN, POSNANIAE
ROMUALDUS TURASIEWICZ, CRACOVIAE
ANDREAS WÓJCIK, POSNANIAE

COMMENTARII EDUNTUR ADMINISTRANTUR

61–874 POZNAŃ, ul. MARCHLEWSKIEGO 124–126
INSTYTUT FILOLOGII KLASYCZNEJ

EDITORUM ADIUTOR

LESZEK MROZEWICZ

Commentarii eduntur sumptibus
Academiae Scientiarum Polonae

© *Copyright by Zakład Narodowy im. Ossolińskich Wydawnictwo, Wrocław 1989*

Zakład Narodowy im. Ossolińskich – Wydawnictwo. Wrocław 1989.
Nakład: 700 egz. Objętość: ark. wyd. 16,0; ark. druk. 12,13; ark. $A_1$ – 16.
Papier offset. kl. III. 70 g. 70 × 100. Oddano do składania 1988.11.30.
Podpisano do druku 1989.10.11. Druk ukończono w grudniu 1989.
Wrocławska Drukarnia Naukowa. Zam. 4012/89/M.

PL ISSN 0012-7825

# E O S

## COMMENTARII

## SOCIETATIS PHILOLOGAE POLONORUM

EDUNTUR

INDE AB ANNO MDCCCXCIV

EDITORES

SILVESTER DWORACKI ANDREAS WÓJCIK

Volumen LXXVII 1989

Fasciculus 1

WROCŁAW · WARSZAWA · KRAKÓW · GDAŃSK · ŁÓDŹ

ZAKŁAD NARODOWY IMIENIA OSSOLIŃSKICH

WYDAWNICTWO POLSKIEJ AKADEMII NAUK

Hier wollen wir zur ältesten schriftlichen Quelle des Prometheus-Mythos zurückgreifen, zu Hesiods *Theogonie*, vor allem zu Prometheus' Bestrafung. In Vers 510 und ff. [2] beschreibt Hesiod, daß Prometheus an einen Pfahl gebunden wird, daß im Laufe des Tages ein Adler heranfliegt und ihm die Leber wegfrißt, die über Nacht wieder nachwächst. Der weitere Text der *Theogonie* (V. 526–534), aus dem wir erfahren, daß Herakles den Adler getötet und Prometheus von seinen Fesseln befreit hat, wird von der Kritik als nicht authentisch betrachtet. Demnach ist bei Hesiod nicht die Rede von der Erlösung des Prometheus, und ähnlich wie andere Gestalten der griechischen Mythen leidet er ewige Qualen.

Aischylos, der Dramendichter, der in seinen Werken gerne die Versöhnung zerstrittener Helden schildert, hat an den Prometheus-Mythos einen solchen glücklichen Ausgang geknüpft. Die Zeit ewiger Qualen hat er in tausende von Jahren transponiert, diese wiederum in drei deutlich erkennbare Zeitspannen aufgegliedert. Die erste umfaßt die in den Bergen von Skythien gebüßte Strafe, also das ursprüngliche Motiv des *Gefesselten Prometheus*, die zweite beginnt gegen Ende der vorangegangenen Tragödie und beinhaltet den qualvollen Aufenthalt in Tartaros, die dritte Zeitspanne – das ist die erneute Fesselung an einen Felsen – diesmal im Kaukasus, wo der Adler dem Helden die Leber zerreißt. Diese Etappe endet dann mit der Befreiung und Versöhnung. Die aufeinanderfolgenden Strafen werden immer härter. Keiner weiß eine Antwort auf die sich aufdringende Frage, warum Aischylos das Motiv der Strafe auf diese Art und Weise erweitert hat und ob das Ganze wirklich sein Einfall gewesen ist. Es erschwierigt doch offensichtlich die Gestaltung der dramatischen Handlung, die wohl allzusehr bis hin zur Trilogie ausgebaut wurde. Wie bereits oben erwähnt, dürfen wir aber erwarten, daß die einzelnen Zeitabschnitte ungefähr gleicher Dauer sind. Prometheus wurde doch nicht in Skythien an einen Felsen geschmiedet, um unmittelbar danach in den Tartaros gestürzt zu werden. Wir müssen also voraussetzen, daß dem Zuschauer während einer verhältnismäßig kurz dauernden Tragödie der Eindruck einer ununterbrochenen Handlung vermittelt wurde, die soviel dramatische Zeit benötigte, wie andere Tragödien von Aischylos; und im Grunde genommen muß sich der Zuschauer am Ende bewußt werden, daß er eine tausende von Jahren dauernde Geschichte angesehen hat, die nur die erste Phase des dramatischen Kampfes zwischen Prometheus und Zeus schildert. Diese Dualität der Zeit ist auch im Text erkennbar, obwohl in der Tragödie ununterbrochen die reelle Zeit dominiert.

Die zu Anfang stattfindende Anschmiedung weist auf ein statisches Stück hin, doch gleichzeitig wird dadurch die Frage aufgeworfen, wie der Held

---

[2] Hesiodi *Theogonia, Opera et Dies, Scutum*, ed. F. Solmsen, Fragmenta selecta edd. R. Merkelbach et M. L. West, Oxford 1970.

# C O M M E N T A T I O N E S

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012-7825

## DIE DRAMATISCHE STRUKTUR DES „GEFESSELTEN PROMETHEUS"

Von

SYLWESTER DWORACKI

Seit Jahren bleiben für die Forscher des *Gefesselten Prometheus* zwei Fragen offen und werden es auch wohl weiterhin bleiben und zwar: die Autorschaft sowie der Platz, der dieser Tragödie unter anderen – auf den Prometheus-Mythos gestützten Stücken – zugewiesen wird [1]. In meinen Untersuchungen zum *Gefesselten Prometheus* konzentriere ich mich bislang auf den Text, den ich als verschmolzenes Ganzes betrachte, das in der uns überlieferten Form im Altertum aufgeführt wurde. Diese Voraussetzung lag ebenfalls meinem Artikel zugrunde, der hauptsächlich der Inszenisierung des Prologs, den Szenen mit Okeanus und den Okeaniden sowie dem Schlußteil gewidmet ist, *Notes on the Staging of the Prometheus Bound* (Eos LXXI 1983, S. 159–165). Dieselbe Voraussetzung gilt auch für diesen Artikel. Was die Autorschaft anbetrifft, so bin ich mehr denn je als vor einigen Jahren der Meinung, daß keines der von den Gelehrten angeführten Argumente gegen die Autorschaft von Aischylos so überzeugend ist, als daß ich den *Gefesselten Prometheus* als ein Werk eines unbekannten aber ebenso vortrefflichen, Aischylos ebenbürtigen Dichters behandeln würde. Nach meinem Empfinden ist die Frage einer eventuellen Trilogie noch komplizierter und schwieriger als die der Autorschaft. Also bemühe ich mich, den *Gefesselten Prometheus* als ein gesondertes Ganzes zu

---

[1] Zu den wichtigeren Arbeiten, die sich mit der Autorschaft befassen, sind in den letzten Jahren folgende erschienen: C. J. Herington, *The Author of the Prometheus Bound*, Austin 1970, sowie M. Griffith, *The Authenticity of Prometheus Bound*, Cambridge 1977, wobei Herington sich für die Autorschaft von Aischylos entscheidet und Griffith dagegen. Die Frage nach der Autorschaft des *Prometheus* stellt ebenfalls D. J. Conacher, *Aeschylus' Prometheus Bound*, Toronto 1980. Eine ausweichende Haltung nimmt A. Seek, *Dramatische Strukturen der griechischen Tragödie: Untersuchungen zu Aischylos*, München 1984, zu diesem Problem ein. Er übergeht in seiner Arbeit den *Gefesselten Prometheus*, aber im Vorwort legt er klar, daß der *Prometheus* nicht berücksichtigt wird, bedeutet keine Stellungsnahme in der Echtheitsfrage. Als Stück von Aischylos bespricht *Prometheus* ohne die Autorschaft in Betracht zu ziehen B. Deforge, *Eschyle poete cosmique*, Paris 1986.

seiner Lage Herr werden könnte. War der Gedanke vollkommen neu, so darf man die Befreiung Prometheus' und dessen Aussöhnung mit Zeus erwarten. Doch im weiteren Handlungsverlauf verliert ein solcher Ausgang immer mehr an Realität.

Die ersten Worte der Tragödie spricht Kratos, der Hefaistos an die ihm auferlegte Pflicht erinnert, was zugleich als Zeus' Urteil über Prometheus zu verstehen ist: Für den Raub des Feuers wird er an einen Felsen geschmiedet, damit er es lernt, sich dem Willen Zeus zu beugen und seinem Wohlwollen den Menschen gegenüber entsagt. Daraus geht hervor, daß Zeus Reue erwartet, die durch die harte Strafe bewirkt werden müßte. Also nach den Plänen Zeus' wird Prometheus in Zukunft wieder in die Gemeinschaft der Götter aufgenommen werden können.

Hefaistos drückt sich über das Ende von Prometheus' Qualen eher verschwommen aus, wenn er von Prometheus' Erlöser spricht, der noch nicht geboren wurde. Aus seinen Worten resultiert nicht, ob er etwas Genaueres weiß, oder nur einfach die aussichtslose Lage des Hauptthelden kommentiert. Trotz alledem weist die Erwähnung eines Erlösers auf die Möglichkeit einer vom Willen Zeus' unabhängigen Befreiung hin. Die Frage, ob Prometheus von Zeus oder von jemandem andern erlöst wird, bleibt das ganze Stück hindurch offen und letztendlich auch unbeantwortet. Aus der Grausamkeit Zeus' gegenüber Prometheus im Epilog der Tragödie darf man eher auf die letztere Möglichkeit schließen.

Zeus wirkt in der Tragödie durch seine Vertreter, im Prolog sind es Kratos und Bia, die Knechte des Zeus, dann Hefaistos, der nur widerwillig Zeus' Aufträge ausführt und im Epilog ist es der Bote Hermes. Aber wenn Kratos Hefaistos drängt, seinen Pflichten nachzukommen, damit Zeus sein Zögern nicht wahrnimmt, bedeutet das die unmittelbare Beteiligung des Herrschers aller Götter an der Handlung und zwar durch wachsames Beobachten, später durch die Entsendung seines Boten und zum Schluß der Tragödie durch den Kataklysmus. Der *Gefesselte Prometheus* erhält also noch eine zusätzliche Dimension in Richtung Olymp und gegen Ende des Stückes in Richtung Abgrund des Tartaros.

Prometheus beginnt erst zu sprechen, nachdem sich die Häscher entfernt haben. Schmerzhaft fühlt er seine Verlassenheit und ruft Himmel, Wind, Meer, Erde und Sonne als Zeugen seiner Qualen herbei. Und ihnen tut er kund, daß er leiden wird, τὸν μνριετῆ/χρόνον (V. 94 f.)[3] das heißt – unvorstellbar lange. Hier können wir seine Worte als Ausdruck seines unermeßlichen Leidens verstehen, doch im Gesang des Chores, der nach dem Fortgang Okeanos' einsetzt, wird bereits erkennbar, daß sein Rufen nicht ohne Echo verhallte. Ebenso ist zu erwarten, daß er bis zum Schluß an demselben Ort leiden wird. Es ist charakteristisch, daß Prometheus mit keinem einzigen Wort an das vollstreckte Urteil anknüpft, und gäbe es nicht das vorangegangene Szenenbild, so

---

[3] Aeschyli *Septem quae supersunt tragoedias* edidit D. Page, Oxford 1972.

erläutern, ohne auf eine womögliche Vor- oder Nachgeschichte, die Gegenstand anderer Tragödien sein könnten, Rücksicht zu nehmen. Betrachtet man Aischylos' Tragödien, die doch thematisch verbundene Glieder einer Trilogie sind, so wird deutlich, daß jede einzelne ein Ganzes darstellt und als solches als Bühnenstück realisiert werden kann.

Nun zum dramatischen Aufbau des *Gefesselten Prometheus*. Es geht hier nicht um Untersuchungen zur Übereinstimmung oder Andersartigkeit des äußeren Schemas im Vergleich zu anderen bekannten Tragödien Aischylos, aber um die Suche nach der dramatischen Spannung, die u.a. bedingt ist durch das Wissen der Zuschauer um die Ereignisse der Vorgeschichte, durch die Handlung auf der Bühne, die Voraussage weiterer Geschehnisse, das Thema selbst, durch die Helden und deren Führung auf der Bühne, durch den Ort der Handlung und den Ablauf der einzelnen Szenen. Im *Gefesselten Prometheus* weicht alles von der Regel ab: es ist die Zeit der Festigung von Zeus' Herrschaft, die Helden sind Götter, das einzige menschliche Wesen ist die in eine Färse verwandelte Io, der Hauptheld verläßt die Bühne nicht mal für einen Augenblick, Ios Anwesenheit ist lediglich eine kurze Episode in ihrer Irrfahrt, die Handlung spielt in einer Wüstenei in den felsigen Bergen am Meer. Also alles ist andersartig. Oder ist das nur unsere Betrachtensweise des *Gefesselten Prometheus*? Und sind das nur unsere Probleme, die für den Autor der Tragödie keineswegs Probleme darstellten? Betrachten wir also den *Gefesselten Prometheus* wie alle anderen Tragödien Aischylos' ohne fortwährendes Hervorheben und Suchen ihrer Andersartigkeit.

Der zeitlichen Rahmen der Tragödie machen die Fesselung Prometheus' an den Felsen zu Anfang der Tragödie und sein Sturz in den Abgrund zu Ende der Tragödie aus. Der Hauptheld gerät von einer Niederlage in eine noch größere, wobei die letztere gegen Ende der Tragödie noch nicht das Ende seines Konfliktes mit Zeus bedeutet und auch nicht seiner Torturen. Seine Qualen sind auf eine unvorstellbare Zahl von Jahren berechnet. Und hier liegt das erste Problem der Konstruktion des Dramas und der damit verbundenen Spannung. Eine Bedingung der letzteren ist eine Verdichtung der Ereignisse und deren Ablauf in einer nahezu reellen Zeit. Prometheus wird gefesselt und bald in den Abgrund gestürzt, wo man doch erwarten sollte, daß die einzelnen Leidensetappen sich in ihrer Dauer annähernd gleich sind, also sehr lange während, denn die Zeit der Götter fließt langsam – oder ist die Tragödie so aufgebaut, daß eine solche Konstruktion nicht sichtbar wird? Sie wird sichtbar u.a. durch den Chor, der sich bald, nachdem er den Hammerschlag des Hefaistos gehört hat, auf den Weg begibt und Prometheus bis zum Ende der Tragödie treu zur Seite stehen wird. Selbstverständlich kann man den Forderungen Rechnung tragen, die Zeit weitgehend der reellen anzupassen. Es genügte, die Szene der Anschmiedung an den Felsen zu schildern und die Handlung gegen Ende der ersten Leidensetappe anzusiedeln. Doch der Dichter hat sich entschieden, die ganze Handlung vom Fesseln bis zum Sturz in einer ununterbrochenen Zeitdauer darzustellen.

vollkommen neue, den Zuschauern bislang unbekannte Situation: das sich in Prometheus' Besitz befindende Argument kann bewirken, daß die Befreiung Prometheus' nicht allein vom guten Willen Zeus' abhängig ist. Der weitere Verlauf ist jedoch nicht voraussehbar, da die Gegner hartnäckig auf ihren Beschlüssen bestehen. Der Chor verweist Prometheus auf seine Vermessenheit, er glaubt nicht an die Wirksamkeit eines solchen Verhaltens gegenüber Zeus, bangt um das weitere Schicksal des Verurteilten. Der mit der Tragödie vertraute Zuschauer könnte aus diesen Worten die Ansage des Schlußaktes heraushören. Prometheus weiß, daß Zeus sich beugen wird, und dann wird er zur Versöhnung die Hand reichen und der Streit wird beendet. Dies ist der versöhnenste Moment in den Aussagen von Prometheus. Der Verurteilte setzt aber voraus, daß Zeus, dem noch nichts droht, den ersten Schritt unternimmt. Der Chor, dessen Neugier geweckt wurde, will die ganze Wahrheit über den Streit wissen. Aus einer längeren Schilderung erfährt er, wie Zeus zur Macht gelangte, wobei ihm Prometheus selbst sehr behilflich war. Der Konflikt wurde ausgelöst durch den Beschluß Zeus' die Menschen zu vernichten, was Prometheus vereitelte, da er durch Erbarmen veranlaßt, den Menschen das Feuer brachte, sowie alle Fertigkeiten lehrte, um sie aus dem Dunkel ans Licht zu führen. Dafür leidet er nun und von Zeus hängt ab, wie lange. Die Okeaniden glauben nicht an Zeus' Nachsicht; es bleibt also nur, Erwägungen anzustellen, wie Prometheus sich selbst befreien kann. Hier fügt Prometheus hinzu gewußt zu haben, was ihm bevorsteht, doch eine solch harte Strafe hatte er nicht erwartet. Er ermuntert die Okeaniden zur Erde zu kommen und sein weiteres Schicksal kennenzulernen.

Zwei Dinge sind wesentlich in den Aussagen Prometheus': 1. die Aussichten seiner Befreiung sind weiterhin unklar, ähnlich wie seine Aussagen zu diesem Thema, 2. Prometheus kennt das Geheimnis vom Sturz des Zeus, ist aber bereit, Zeus Hilfe zu leisten, um den Sturz zu verhindern. Nun drängt sich wieder die Frage auf, warum Prometheus dieses Argument nicht herangezogen hat vor seiner Verurteilung, um dadurch dieser zu entgehen? Zwei Antworten gibt es darauf: Prometheus wollte sein Geheimnis nicht vorzeitig verraten, um die Möglichkeit, sich zu befreien nicht zu vertun, oder — was wahrscheinlicher ist — diese Frage sollte als ἔξω τοῦ δράματος betrachtet werden. Jedenfalls sollte Zeus die Nachricht von diesem Geheimnis nicht gleichgültig entgegennehmen (betrachtet er doch alles von oben und hört aufmerksam zu!) und somit beginnt im Konflikt eine neue Phase.

Okeanos stellt eine andere Möglichkeit dar, die Lage zu meistern. Er ist bereit als Bote des guten Willens zu Zeus zu gehen, doch unter der Bedingung, daß Prometheus sein Verhätnis zum neuen Herrscher vollkommen ändert. Praktisch bedeutete dies soviel wie eine Kapitulation, worauf Prometheus absolut nicht eingehen will. Vor allem aber nimmt er Okeanos nicht ernst und glaubt nicht an dessen Aufrichtigkeit. Er gibt ihm eher den Rat, sich von ihm, Prometheus, fernzuhalten, denn er könnte ein Unglück auf sich ziehen. Außerdem möchte er nicht, daß andere seinetwegen Leid ertragen müssen, wie z. B. sein (= Prometheus') Bruder Atlas oder der mit hundert Schlangenköpfen

könnten die Worte Prometheus' als Anfang der Tragödie gelten, zumal Prometheus erwähnt, warum er verurteilt worden ist. Anscheinend war der Dichter darum bemüht, durch das Auslassen eines solchen Bindegliedes den Eindruck hervorzurufen, daß Prometheus schon seit Ewigkeiten seinen Qualen ausgesetzt ist. Auf die Szene des Anschmiedens kommt er erst etwas später zurück und zwar mit den Worten der Okeaniden, die in den Meerestiefen den Hammerschlag gehört hatten und sich sogleich auf den Weg begaben. In den Übersetzungen und Kommentaren zum Prometheus finden wir gewöhnlich nach Kratos' Worten die Bemerkung, daß jetzt eine Pause eingelegt wird, ein Schweigen folgt. Im Theater des Altertums waren derartige Pausen zwischen den Auftritten einzelner Schauspieler nicht vorgesehen. Hinzu kommt, daß wir über die damaligen Theateraufführungen recht wenig wissen. Hat also der Dichter das Problem des Zeitablaufes im *Prometheus* durch eine in die Handlung eingelegte Pause gelöst? Diese Frage müssen wir unbeantwortet lassen.

Prometheus fährt in seinem Monolog fort und schildert sein gegenwärtiges wie das auch ihn erwartende Mißgeschick (τὸ παρὸν τό τ' ἐπερχόμενον, (V. 98). Er bezweifelt sogar, ob seine Qualen jemals ein Ende finden werden; sofort darauf wird er sich bewußt, daß er genau weiß, was seiner wartet und daß kein Leiden ihn überraschen kann. Auch diese Aussage läßt sich allgemein einordnen und nicht als Hinweis für die weitere Handlung. Doch später wird sich herausstellen, daß Prometheus seine Zukunft kennt, denn er ist imstande, entfernte Vorgänge vorauszusehen. Es prägt die Persönlichkeit des Haupthelden, daß er einerseits von Angst und Unsicherheit befallen wird, sobald er an sein zukünftiges Schicksal denkt, andererseits aber eine weissagende Vorahnung ihm eigen ist.

Die Okeaniden eilen herbei zum leidenden Prometheus, weil sie den Hammerschlag gehört haben. So stellen wir mit Recht die Frage, wieso sie den Widerhall richtig deuten konnten. Die Antwort ist einfach: sie sind göttliche Wesen. Verallgemeinernd: das, was der Zuschauer mit Augen und Ohren wahrnimmt, nehmen auch die Götter wahr unabhängig davon, wo sie sich im gegebenen Augenblick befinden. Sie können sich von überall her unverzüglich auf die Bühne versetzen.

Der Chor schaut auf die Qualen des Prometheus und spricht von Zeus' erbittertem Zorn, der nicht so schnell vergeht, es sei denn, daß ihn jemand mit Gewalt seiner Macht berauben wird. Diese Worte sind in ein Lied eingebettet und weisen nicht darauf hin, daß die Okeaniden eventuell etwas von Zeus' Sturz wüßten; sie beruhen eher auf der Erfahrung nach dem Sturz von Uranos und Kronos. Dieweil stellt sich heraus, daß sie ein höchst wesentliches Moment berührt haben; Prometheus informiert sie nämlich, daß Zeus sich an ihn wenden wird, um das Geheimnis seines Sturzes zu erfahren, selbstverständlich — das soll hinzugefügt werden — um sich davor zu schützen. Doch Prometheus verrät ihm das Geheimnis nicht eher, bis Zeus ihn von den Fesseln befreit und für die durchstandenen Qualen Genugtuung leistet. Es entsteht eine

versehene Typhon. Okeanos moralisiert noch ein wenig, doch bald kehrt er willig nach Hause zurück unter dem Vorwand, sein sich in die Lüfte erhebendes Reitpferd wolle schon den Rückflug antreten. Die Aussicht, mit Zeus zu verhandeln, ein neues Element in der dramatischen Struktur, ist somit verstellt, denn Prometheus bleibt unerschütterlich in seiner Haltung, und der eventuelle Vermittler ist zu schwach und zu unsicher. Im eingangs erwähnten Artikel war ich bemüht aufzuweisen, daß Okeanos ursprünglich keineswegs beabsichtigte, Prometheus aufzusuchen, er wollte lediglich seine Töchter und sich vor dem Zorn des Zeus bewahren, der ihnen drohte, da sie dem Verurteilten Mitleid gezeigt hatten. Da er seine Töchter nicht in Prometheus Nähe sieht, glaubt er, sie seien noch nicht herbeigeflogen, um so mehr ist ihm daran gelegen, so schnell wie möglich zurückzukehren und sie zu warnen. Prometheus errät Okeanos Gedanken und nimmt ihn grade deshalb nicht ernst. Er sagt ihm auch nicht, daß die Töchter Okeanos' grade vom Felsen heruntersteigen. Hier möchte ich zu dieser Hypothese noch ein kleines Argument hinzufügen: Prometheus wundert sich über Okeanos' Mut, den Leidenden aufzusuchen (πῶς ἐτόλμησας; V. 299). Dies sagt er, da er weiß, daß nicht Mut es war, der Okeanos zu ihm kommen lies.

Nachdem die Okeaniden herabgestiegen sind zum Orchestra, sehen sie die unermeßlichen Qualen des Prometheus und stimmen ihr Klagelied an. Doch nicht nur sie jammern, alle Völker der Erde wehklagen. Es fallen die Namen von Ländern verschiedener Kontinente. Es weinen auch Meere und Flüsse, ja, sogar der Abgrund des Hades. Prometheus ist also nicht alleine und verlassen in seinen Qualen, obwohl er seine Strafe in einer Wüstenei verbüßt. Somit erweitert sich der Ort der Handlung und umfaßt nach dem erneuten Auftreten der Okeaniden die ganze Erde und nicht nur die Erde allein. Wann haben die Okeaniden das alles erfahren? Wo sind sie herabgestiegen? Derartige Fragen können wir nicht stellen, nur die Dinge wie folgt erläutern: Prometheus, der Wohltäter der Menschheit, leidet, also schaut die ganze Erde auf ihn (gemeinsam mit den Zuschauern) und beklagt sein Schicksal. Eine ähnliche Aufteilung der Zeit finden wir in den *Persern.* Der Bote überbringt die Nachricht von der Niederlage und kurz darauf erfahren wir vom Chor der Alten, daß die unterdrückten Völker sich gegen Persien erheben. Diese Technik stützt sich bis zu einem gewissen Grad auf das Epos, wo ein vom Erzähler eingeschalteter Satz uns in eine andere Zeit und in einen anderen Raum versetzen kann. In diesem Stück vermag die nach der entsprechenden Szene eingelegte Pause (das Herabsteigen der Okeaniden) den Zuschauer ebenfalls in einen anderen Raum und in eine sogar weit entlegene Zeit zu versetzen, und er erfährt es in dem Augenblick, wenn die Handlung sich wieder auf der Bühne abspielt (das erneute Erscheinen der Okeaniden).

Auf die Worte des Chores reagiert Prometheus mit dem Aufzählen seiner zahlreichen Verdienste für die Menschheit. Der Chor gibt seiner Verwunderung Ausdruck, wieso Prometheus sich nicht um sein eigenes Schicksal kümmert, wenn er soviel für die Menschen vollbracht hat. Er drückt darüber hinaus die

daß die einzelnen Aspekte der Befreiung irgendwie im nächsten Teil wieder zur Sprache gebracht werden. Bleiben wir aber bei der uns erhalten gebliebenen Tragödie, so stellt sich die Lage letztendlich wie folgt dar: Zeus läßt sich auf Verhandlungen mit Prometheus nicht ein, und für seine wiederholte Hybris bestraft er ihn mit immer größeren Qualen. Es erweist sich also, daß im Konflikt mit Zeus sogar der unsterbliche Prometheus, der ihm doch zur Macht verholfen hat, weder gewinnen noch auf Zugeständnisse zählen kann. Diese Tatsache versetzt den Zuschauer in eine höchst seltsame Lage. Seine Sympathie gilt Prometheus, der die Menschen aus dem Dunkel geführt hat und dafür bestraft worden ist. Zugleich aber ist derselbe Zuschauer Verehrer des Zeus, des Allerhöchsten. Der Verfasser des *Gefesselten Prometheus* stellt den Zuschauer vor folgendes Dilemma: Prometheus sollte er dankbar sein und ihm Mitleid entgegenbringen, gleichzeitig aber sollte er sich gegen Zeus und dessen Willen nicht aufbäumen. Oder war es das Anliegen des Schöpfers dieser Tragödie, Kritik an Zeus zu üben, oder am traditionellen, nicht frei von tiefgreifenden Widersprüchen, Verständnis der Götter? Dann wäre der *Gefesselte Prometheus* ein gotteslästerliches Werk und als solches unannehmbar für die religiöse Gesellschaft Athens; es wäre eine allzu deutlich formulierte Herausforderung an die religiöse Tradition. Wenn der Text des *Prometheus* erhalten geblieben ist, dürfen wir schlußfolgern, daß der damalige Zuschauer ihn nicht als Kritik der höchsten olympischen Gottheit empfand, sondern als Beweis seiner Macht, die nach ihren eigenen, für die Menschen nicht immer verständlichen Gesetzen, herrscht. Erst in den heutigen Zeiten, da der mythologische Zeus nur noch als schonungsloser und grausamer Despot verstanden wird, ist Prometheus zum Symbol des Kämpfers geworden, der für das Wohl des Volkes, oder sogar der ganzen Menschheit bereit ist, sich für die Verteidigung der Ideale von Freiheit und Gerechtigkeit zu opfern.

Poznań

Hoffnung aus, daß er noch mächtiger als Kronos' Sohn sein wird. Jetzt folgt der bedeutsame Dialog, den ich in der Übersetzung von Walther Krause[4] anführe (V. 511–525):

Prom.: Noch nicht getroffen. Von unzähligen Leiden erst
Gebeugt noch, werd ich endlich dieser Fesseln frei.
Kunst ist um vieles schwächer als Notwendigkeit.
Chorführerin: Wer aber führt das Steuer der Notwendigkeit?
Prom.: Drei Spinnerinnen, und die da ahnden alle Schuld!
Chorführerin: So ist vor ihnen also Zeus der Schwächere?
Prom.: Dem, was bestimmt ist, wird er keinesfalls entgehn.
Chorführerin: Was denn, als immer Herr zu sein, ist Zeus bestimmt?
Prom.: Das darfst du nicht erfahren. Dringe nicht in mich!
Chorführerin: Was gar Erhabenes ist es wohl, das du verhüllst?
Prom.: Gedenket anderer Rede! Dies ist keineswegs
Jetzt Zeit zu künden, sondern zu verbergen gilt's
Es ganz und gar. Denn dies Geheimnis, wahr' ich es,
Schafft mit Erlösung aus der Ketten Schmach und Qual.

So warten denn Prometheus noch zahlreiche Qualen, wie es ihm vom Schicksal bestimmt ist, erst dann wird er befreit, denn seinem Schicksal kann man nicht entrinnen, sogar Zeus ist diesem gegenüber machtlos. Aber mehr will Prometheus dazu nicht sagen, denn das ist sein Geheimnis, dessen Bewahrung ihm die Befreiung bringt. Der Chor konstatiert, daß Prometheus ein undankbares Unterfangen auf sich geladen hat, auf die Hilfe der Sterblichen kann er nicht rechnen, denn da sind sie völlig machtlos. Die Okeaniden erinnern sich ganz anderer Zeiten, als sie für Prometheus und dessen Gemahlin und zugleich ihre Halbschwester Hesione Hochzeitslieder sangen.

Die Erinnerungen werden plötzlich durch das unerwartete und nicht angesagte Erscheinen Ios unterbrochen. Sie kann als Beispiel für die menschliche Ohnmacht gegenüber Zeus dienen, denn durch ihn wird für sie nie der Hochzeitsgesang erklingen. Diese Gedanken drängen sich durch den Kontext auf, in dem die in eine Färse verwandelte Tochter des Inachos auf der Bühne erscheint. Unmittelbarer Grund zur Einführung Ios in die Tragödie könnte wohl die Tatsache sein, daß sie die Urmutter von Herakles, dem Erlöser Prometheus' war. Ein zweiter Grund wäre, daß sie ähnlich wie Prometheus ein Opfer von Zeus war. Für Aischylos waren diese Tatsachen dermaßen weitgehend ausreichend, daß er sich nicht bemühte, die Wahrscheinlichkeit ihrer Anwesenheit auf der Bühne zu rechtfertigen. Nehmen wir nun den Kontrast zwischen Prometheus und Io in Betracht. Er, unbeweglich an den Felsen geschmiedet, für sie ist das Treffen mit Prometheus nur ein kurzer Zufluchtsort auf ihren Irrwegen über Länder und Meere. Doch sogar im Gespräch mit Prometheus findet sie keine Ruhe, sie wirft sich hin und her, wie im Wahn. Die

---

[4] Aischylos, *Der Gefesselte Prometheus*, Übersetzung und Nachwort von W. Kraus, Stuttgart 1965.

Szene mit Io ermöglichte Aischylos (ähnlich wie in den *Persern* und im *Agamemnon*) seine geographischen Kenntnisse an den Tag zu legen. Und noch eins: Io, die Königstochter, weiß nicht, daß sie vor Prometheus steht, daß er verurteilt ist. Und aus den Liedern des Chores ging doch beinahe eindeutig hervor, daß es niemanden auf Erden gibt, dem das Schicksal des Wohltäters der Menschheit unbekannt wäre. Und wiederum ist es nur ein scheinbares Problem, denn Aischylos gestaltet die Tragödie bewußt so, daß Io ganz zufällig auf Prometheus stößt und nicht weiß, wen sie vor sich hat. Wir werden doch nicht so realistisch vorgehen und behaupten, Io nähere sich dem Felsen kurz bevor Prometheus an ihn geschmiedet wird und somit für sie sein Schicksal unbekannt ist. Das sind Probleme des realistischen Theaters, aber nicht des konventionellen des Altertums. Aischylos war daran gelegen, eine solche Io unter solchen Bedingungen in die Tragödie miteinzubeziehen, und um den situationsbedingten Realismus kümmerte er sich nicht. Man könnte noch die Frage aufwerfen, weshalb Zeus es zuläßt, daß Io zu Prometheus gelangte, wenn er doch einsam leiden sollte. Aber auch diese Frage muß übergangen werden, denn derartige Fragen weisen bei den Dramaturgen des Altertums nur scheinbare Inkonsequenzen auf.

Die Szene mit Io beinhaltet wesentliche Einzelheiten zum weiteren Schicksal von Prometheus. Zuerst erfahren wir von ihm, daß er seine Freiheit nach dem Sturz des Zeus wiedererlangt, doch diese Äußerung darf man als frommen Wunsch des Verurteilten deuten. Die darauffolgenden Worte jedoch sind konkreteren Inhaltes. Zeus möchte eine Ehe schließen (Prometheus verrät nicht, ob es eine Sterbliche oder eine Göttin ist), aus der aber ein Nachkomme hervorgeht, der mächtiger als sein Vater sein wird und diesen von Thron stürzt — wie anzunehmen ist. Und noch einmal hören wir, daß nur Prometheus dann noch Zeus zu Hilfe kommen kann unter der Bedingung, daß Zeus ihn von den Fesseln befreit. Sollte Zeus ihn nicht befreien, so wird das in der dreizehnten Generation, also nach 400 Jahren, ein Nachkomme Ios vollbringen. Weiter zählt Prometheus noch einige charakteristische Merkmale seines Befreiers auf, und obwohl er dessen Namen nicht nennt, ist es unschwer zu erraten, daß Herakles gemeint ist. Einzelheiten seiner Befreiung will er nicht angeben, denn das ist eine allzu lange Geschichte. Man darf Prometheus Glauben schenken, denn sowohl die Voraussagungen weiterer Irrfahrten Ios wie auch seiner Befreiung belegte er mit einem sonderbaren Beweis seiner Wahrhaftigkeit: er beschrieb die bisherigen Irrfahrten Ios, die außer ihr niemandem bekannt waren.

Nachdem Io weggegangen war, verfielen die Okeaniden in panische Angst, wenn sie nur daran dachten, Zeus könnte ihr Freier werden. Das ermöglicht Prometheus noch einmal über die zukünftige Ehe Zeus und des daraus stammenden Nachkommen zu sprechen, den er als gefährliches Monstrum, das den Vater in allem überragen wird, schildert. Er fügt hinzu — nur er selbst würde Zeus vor dem Untergang retten können. Doch er ist so haßerfüllt, daß er den Herrscher der Götter gerne in noch grausamere Leiden gestürzt sähe,

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# DIE GRIECHEN UND DIE FREMDVÖLKER. KULTURBEGEGNUNGEN UND WEGE ZUR GEGENSEITIGEN VERSTÄNDIGUNG*

Von

WOLFGANG SPEYER

Das angezeigte Thema kann in einem Vortrag nur nach Art einer Skizze umrissen werden. Eine genauere Ausführung würde wohl mehr als nur einen stattlichen Band füllen und beinahe einer Kulturgeschichte der Griechen des Altertums gleichkommen. – Unter dem Begriff 'Die Griechen' ist das auf einzigartige Weise begabte und kulturschöpferische Volk des Altertums und zwar in seinen herausragenden geistigen Repräsentanten von Homer bis in die römische Kaiserzeit zu verstehen. Der Begriff 'Fremdvölker' soll in erster Linie die sogenannten antiken Primitivkulturen bezeichnen, mit denen die Griechen im Laufe ihrer Geschichte bekannt geworden sind. Dem Begriff der Primitivkultur scheint ein Werturteil anzuhaften, obwohl ihm eigentlich nur eine beschreibende, also wertneutrale Funktion zukommen sollte. Als solcher bezeichnet er junge, noch unentwickelte Kulturen, Ursprungskulturen, Frühkulturen. Die Griechen lernten im Zeitalter ihrer Koloniegründungen, aber auch noch später, vor allem in der Folge des Siegeszuges Alexanders in den Osten, derartige Primitivkulturen kennen, so im Norden die Thraker, Skythen und Geten, im Süden nordafrikanische und arabische Stämme, im Osten zahlreiche Völkerschaften, die zwischen Persern und Indern lebten, im Westen Völkerschaften Italiens, die Kelten und die Germanen.

Früh sind Griechen aber auch Hochkulturen begegnet. Die mythisch-sagenhafte Überlieferung vom thebanischen König Kadmos, der die phönizischen Buchstaben nach Griechenland gebracht haben soll, ist ein frühes Zeugnis der Kulturbegegnung mit den Phöniziern. Die mythischen Erzählungen von Danaos und seinem Zwillingsbruder Aigyptos und vom Aufenthalt der Io aus Argolis in Ägypten bezeugen die frühe Bekanntschaft mit dem Land am Nil [1]. Seit dem 6. Jh. v. Chr. trafen die Griechen Ioniens auf Lyder und Perser. Als

---

* Vortrag, gehalten am 19. Mai 1987 an der Universytet Jagielloński, Kraków. – Mein Dank gilt herzlich den Professoren Romuald Turasiewicz und Józef Korpanty.

[1] S. Morenz, *Die Begegnung Europas mit Ägypten.* Mit einem Beitrag von M. Kaiser über Herodots Begegnung mit Ägypten, Zürich 1969.

als er sie selbst jetzt durchstehen muß. Die Okeaniden ermahnen ihn zur Mäßigung, damit er nicht noch Schlimmeres erleben muß. Doch Prometheus schreckt vor nichts zurück, Zeus kann ihn nicht vernichten, denn Prometheus ist, wie dieser, unsterblich. Demut bedeutet für ihm das Gleiche wie Wohlwollen gegenüber dem Tyrannen, dessen Tage sowieso schon gezählt sind. Hier unterbricht Prometheus seine Erwägungen, denn er hat den Boten Zeus', Hermes erblickt.

Die vorangegangenen Szenen, der Dialog Prometheus' mit dem Chor unterrichten uns näher, was Zeus droht, sollte er den Verurteilten nicht befreien. Doch eindeutig läßt sich das Ende dieser Tragödie noch nicht voraussehen. Anzunehmen ist, daß das letzte Wort bei Zeus liegt. Aus dem bisherigen Verlauf der Dinge, oder besser den Aussagen Prometheus' wird deutlich sichtbar, daß dieser Zeus provoziert und durch seinen sonderbaren Dialog, in dem er die aufeinanderfolgenden Einzelheiten dessen schildert, was Zeus widerfahren wird, wenn er Prometheus nicht rechtzeitig befreit, Zeus zu einer Reaktion zwingen will. Der Termin des Sturzes wird dabei immer näher gerückt, es sind nicht mehr Jahrtausende, sondern nur noch 13 Generationen und dann noch weniger. Hermes' Ankunft zeugt von der Reaktion Zeus', die eindeutig ist: er verlangt – so läßt er es den Boten ausrichten – ein sofortiges und vollständiges Preisgeben des Geheimnisses ohne irgendwelche zusätzliche Bedingungen. Doch Hermes' Mission endet mit einer totalen Niederlage. Prometheus beugt sich dem Willen Zeus' nicht, und deshalb wird er für seinen erneuten Ungehorsam und seine Dreistigkeit mit weiteren noch schrecklicheren Leiden bestraft, die damit beginnen, daß ein gewaltiges Erdbeben ihn im Inneren der Erde verschwinden läßt. Dies geschieht sogleich nach Hermes' Abgang. Auf diese Weise greift nun gegen Ende der Handlung Zeus selbst ein und beendet diese mit der Verhängung und persönlichen Vollstreckung einer weiteren Strafe.

Versuchen wir nun die dargestellte dramatische Konstruktion der Tragödie als Ganzes zu betrachten. Prometheus wurde für den Raub des Feuers und die Beschenkung der Menschheit mit diesem an den Felsen geschmiedet. Die harte Strafe soll ihn lehren, in Zukunft Zeus gehorsam zu sein. Doch Prometheus beabsichtigt nicht, sich dessen Willen zu beugen und warten passiv auf seine Befreiung. So beginnt er denn von dem ihm nur bekannten Geheimnis des Sturzes Zeus' zu erzählen, vor welchem nur er den Herrscher der Götter schützen kann. Doch unternimmt er nichts, bevor Zeus ihn aus den Fesseln löst. Er kehrt zu diesem Geheimnis einige Male auf diverse Art und Weise zurück und stellt die drohende Gefahr immer konkreter und näher dar. Zeus hat aber noch einmal seine Macht demonstriert. Für seinen Übermut und das Verschweigen des Geheimnisses wird Prometheus noch schmerzlicher bestraft als zuvor, und gleichzeitig erfährt er, unter welchen Bedingungen er befreit werden kann. Die Befreiung ist eher eine Geste Zeus' als das Ergebnis einer Verständigung und Versöhnung. Der Schluß der sich auf der Bühne abspielenden Handlung hat somit die Lösung des Konfliktes nicht herbeigeführt. War Prometheus dennoch ein Teil der Trilogie, so wäre zu erwarten gewesen,

gehend der mythischen Stufe des Bewußtseins angehören. In der Frühzeit der Griechen, als *Ilias* und *Odyssee* entstanden, wirkt das Phantastisch-Ideale noch tief auf die Vorstellungswelt der damaligen Menschen ein. So stehen am Anfang der griechischen Literatur mythische Völker gleichberechtigt neben geschichtlich bekannten, wie sie im Schiffskatalog der *Ilias* aufgeführt werden [23]: Der Sakralisierung des ältesten Menschengeschlechtes, des Geschlechts der Goldenen Zeit bei Hesiod, entspricht die Sakralisierung weit entfernter Völker bei Homer. Diese Tatsache ist von weitreichender Bedeutung; denn die Sakralisierung, die mit einer Idealisierung von Fremdvölkern parallel geht, ist nicht auf die bisher genannten nur dichterisch beschriebenen Völker beschränkt geblieben, sondern hat ihre Spuren auch in den griechischen und römischen Darstellungen geschichtlicher Völker hinterlassen. Aus späterer Zeit gilt hierfür als das bekannteste Beispiel die *Germania* des Tacitus. Griechische Schriftsteller haben mit idealisierenden Farben auch die Skythen, Inder, Äthiopier und andere Völker dargestellt.

Die Vorstellungen über fremde Völker wurden ferner durch die Theorien griechischer Denker und Dichter über die menschliche Urzeit mitgeprägt. Bei Hesiod steht die Geschichte vom Goldenen Geschlecht am Anfang der Menschheitsgeschichte neben der Erzählung von Prometheus und seinem Raub des Feuers [24]. Diese aitiologische Erzählung vom Feuerraub setzt aber einen elenden, fast tierähnlichen Urzustand der Menschen voraus. Dieses Nebeneinander zweier grundsätzlich verschiedener Erklärungen der Menschheitsgeschichte, einer Verfallstheorie und einer Fortschrittstheorie, entspricht zwei verschiedenen Denkweisen, die in dieser Art erstmals bei einem Griechen in ein- und demselben Werk, eben in Hesiods *Werken und Tagen* anzutreffen sind [25]. Hesiod drückt beide Theorien über die Anfänge der Menschheit mythisch aus. Die Fortschrittstheorie, die durch das Bild vom Feuerraub des Prometheus noch mythisch eingekleidet ist, trägt bereits den Keim der Rationalisierung in sich. Nur ein geschichtlich-perspektivisch bereits entfaltetes Bewußtsein und eine zum Logos tendierende Geistigkeit konnten bis zu dieser Anschauung vordringen. Damit eröffnete sich einzelnen griechischen Kulturforschern eine erstaunliche Einsicht. Sie erkannten eine Übereinstimmung zwischen den Sitten und Verhaltensweisen der ihnen benachbarten Primitivkulturen mit den Sitten und Verhaltensweisen der urzeitlichen Menschen und damit zugleich jener Menschen, von denen sie selbst als Angehörige eines Kulturvolkes stammten. Ihre fortschreitende rationale Durchdringung der Wirklichkeit mußte damit auch alle jene älteren halbmythischen Stammbäume der Völker verwerfen, nach denen Götter am Anfang von Völkern, Stämmen und Adelsgeschlechtern

---

[23] *Il.* II 484–760.

[24] Hes. *erg.* 47–52 im Vergleich zu *erg.* 108–126.

[25] Die 'Genesis' bietet eine gewisse Entsprechung mit vertiefter Verknüpfung und Begründung: Paradiesischer Zustand, Verlust des Paradieses, sodann Ackerbaukultur als Anfang der sich höher entwickelnden menschlichen Kultur. Zu Entartung und Fortschritt A. Kehl, *Geschichtsphilosophie*, Reallexikon für Antike u. Christentum X (1978), S. 703–752, bes. 748–752.

unterlegene Kultur von der besiegten Kultur umgeformt: Aus der Kultur der etruskisch-latinisch-italisch geprägten Römer entstand seit dem Ende des 3. Jh. v. Chr. die neue doppelsprachige griechisch-römische Mischkultur und aus den germanischen Frühkulturen der Spätantike ging die neue Kultur des Frühmittelalters hervor, die geistig von den mediterranen Kulturmächten, der griechisch-römischen und der jüdisch-christlichen, gestaltet ist.

Betrachten wir die kriegerischen Zusammenstöße der Völker insgesamt, so stellen wir fest, daß unter kulturellem Blickpunkt einmal bei der besiegten Nation die Opfer größer sind, ein andermal bei der siegreichen Nation. Die Neuschöpfung einer Kultur oder ihre Metamorphose, bei der Bewahrung und Erneuerung sich gegenseitig durchdringen, kosten Opfer, Opfer an Menschenleben und Opfer an bisher geltenden Überzeugungen und Wertsetzungen. Trotz dieser Erschütterungen, die durch die kriegerischen und kulturellen Zusammenstöße der antiken Völker verursacht wurden, wenn nicht gerade aufgrund dieser Erschütterungen sind im Altertum jeweils neue schöpferische Kräfte entbunden worden, die zu neuen Kulturen geführt haben: Aus der Begegnung der Griechen mit den orientalischen Kulturen im Zeitalter Alexanders und der Diadochen entstand der Hellenismus, aus der Begegnung der Römer mit der griechisch-hellenistischen Kultur ging eine neue Literatur in römischer Sprache hervor und aus der so schmerzhaften Begegnung der mediterranen Spätantike mit den Germanen und den Arabern wurde das christliche Mittelalter nach Jahrhunderten des Kulturzerfalls gleichsam wie nach langen Wehen geboren.

Vielleicht können wir aufgrund der Lehren, die aus der Kulturgeschichte zu ziehen sind, eine Voraussage für die Zukunft unserer heutigen Kultur wagen. Als Voraussetzung müssen wir dabei annehmen, daß die Gesetze, unter denen geschichtliches Geschehen bisher stand, auch für die Zukunft gelten. Zunächst dürfen wir wohl die Hoffnung hegen, daß innerhalb der jetzt lebenden Völker aller Kulturstufen noch genügend geistig-seelische Reserven lebendig sind, die eine Metamorphose der heute die Welt bestimmenden europäisch-amerikanischen Kultur, die bereits viele Zeichen der Auflösung in sich trägt, ermöglichen. Selbst militärisch unterlegene Völker können über diese Kraft der Erneuerung innerhalb einer anderen Kultur verfügen, wie die Griechen und die Juden unter Roms Herrschaft bewiesen haben; denn die Kultur der römischen Kaiserzeit ist griechisch-hellenistisch geprägt und die Kulturen der Spätantike und des Mittelalters jüdisch-christlich. Wie die Geschichte weiterhin lehrt, gibt es keine neuen Kulturen ohne die tiefgreifendsten Erschütterungen der älteren. Diese Erschütterungen erleben wir täglich. Die neue weltumspannende Kultur, die vielleicht wesentlich von den Völkern der sogenannten 'Dritten Welt' getragen sein wird, bedarf noch einer langen Vorbereitungszeit, ehe sie ans Licht treten kann, wie der Vergleich mit den Epochen des Hellenismus und der Spätantike lehren kann.

Die vielfältigen Kulturmischungen, Synkretismen und kulturellen Metamorphosen der Antike wären nicht möglich gewesen, wenn nicht in sich

Stammvater der Perser galt Perses, der Sohn des argivischen Helden Perseus. Im Zeitalter Alexanders des Großen weitete sich der Blick nach Osten und nach Westen: Indien, die Juden und die Römer traten in den Gesichtskreis der Griechen des Mutterlandes [2].

Einzelne der zuvor genannten Frühkulturen, wie die keltische und germanische, hätten sich zu einer Hochkultur entfalten können, wären sie nicht mitten in ihrer Entwicklung von einer bereits bestehenden Hochkultur vernichtet oder überformt und umgewandelt worden. Damit ist ein wichtiger Grund für die Tatsache beigebracht, daß nicht eine jede völkische und sprachliche Gemeinschaft der Geschichte bis zur Blüte einer Hochkultur gelangt ist. Die Niederlage im Kampf gegen einen militärisch mächtigeren und überlegenen Feind kann dafür der ausschlaggebende Grund sein. Man denke an die Kelten Galliens zur Zeit Caesars und seiner Nachfolger oder an die Vandalen in Nordafrika in ihrem vergeblichen Kampf gegen Byzanz. Mit der militärischen Niederlage muß nicht immer die kulturelle Überfremdung durch die Siegermacht verknüpft sein. Beispiele hierfür bieten im Altertum die Griechen selbst sowie die Juden. Weder verloren die Griechen Ioniens unter persischer Herrschaft ihre eigene Kultur, noch die Griechen insgesamt nach ihrer Unterwerfung durch die Römer. Die Juden behaupteten ihre Religion und ihre Sitten unter der Herrschaft altorientalischer Könige, der Seleukiden und der Römer. Griechen und Juden gehören aber infolge ihrer seelisch-geistigen Widerstandskraft eher zu den Ausnahmen unter den Völkern des Altertums. Beide weisen durch diesen Charakterzug auf ihr eigentümliches Wesen hin, nämlich auch unter negativen politischen Bedingungen einzigartig kulturschöpferisch zu bleiben. Im Grundsätzlichen ihres Wesens weisen sie Züge auf, die nicht weiter erklärbar und ableitbar sind. Beide Völker treten gleichsam als zwei Urphänomene in der antiken Welt auf. Ihre Wirkung hält bis heute an. Entsprechendes gilt auch für das Volk der Römer – aber wohl in etwas abgeschwächter Weise.

Der militärische und politische Sieg über ein anderes Volk konnte bisweilen sehr überraschende Folgen für den Sieger haben. Während die Römer durch ihre Siege über Kelten und Karthager in ihrem eigenen Wesen nicht tiefergreifend verändert wurden, hatte ihr Sieg über die Griechen gänzlich andere Folgen. Ihr militärischer und politischer Sieg wurde zu einer Niederlage für ihre bis dahin geltende Kultur: Rom wird seit dem Ende des 3. Jh. v. Chr. mehr und mehr zu einer griechisch-hellenistisch geprägten Stadt: „Die Sklavin Griechenland versklavte den römischen Sieger und hat ins bäuerliche Latium ihre Künste gebracht", wie Horaz treffend erkannt und formuliert hat [3]. Auch die über Westrom siegenden Germanenstämme verloren weitgehend ihre angestammte Kultur. In beiden Fällen wurde die militärisch siegreiche, aber geistig

---

[2] A. Momigliano, *Alien Wisdom. The Limits of Hellenization*, Cambridge 1975, deutsche Ausgabe München 1979. Vgl. die von C. Clemen herausgegebene Sammlung: *Fontes historiae religionum ex auctoribus graecis et latinis collecti*, I–VI, Bonn 1920–1936.

[3] Hor. *epist.* II 1, 156 f.; vgl. Heraclid. Pont. fr. 102 Wehrli.

relativ fest strukturierte kulturelle Gestaltungen vorausgegangen wären. Griechen, Juden, Römer besaßen zunächst ein festumrissenes eigenes Wesen. Sie waren fast wie menschliche Einzelwesen "geprägte Formen, die lebend sich entwickeln", um mit Goethe zu sprechen. Sie erscheinen gleichsam als große organische und geistig-seelische Gebilde mit der Kraft der Selbstbestimmung und Selbstbehauptung, aber auch mit der Kraft, auf Fremdes schöpferisch zu antworten durch Aufnahme und Einschmelzen oder durch Ablehnung und Abstoßung fremder Kultureinflüsse. So haben Griechen, Juden und Römer ganz neue Möglichkeiten und Dimensionen der Seele und des Geistes erschlossen: Die Griechen begründeten Philosophie und Wissenschaft, die Juden den Glauben an den einen transzendenten Schöpfer-Erhalter- und Erlöser-Gott, und die Römer schufen durchdachte Rechtssysteme und bewiesen einen eigentümlichen Sinn für Ordo in Staat und Gesellschaft.

Alle drei Völker der Antike sind aber zugleich mit vielen Wurzeln in dem Erdreich verankert, aus dem alle menschlichen Kulturen erwachsen, mögen sie zu Hochkulturen aufgestiegen oder auf der Stufe der Ursprungskultur stehen geblieben sein. Zu diesem allgemein-menschlichen Erbe dürfte die magische Auffassung des Fremden und damit der Angehörigen bisher unbekannter Kulturen gehören [4]. Die Menschen der vorgeschichtlichen Bewußtseinsstufe und damit der magischen Mentalität erlebten jeden Fremden als den Träger einer Macht, deren Wirkung unheilvoll oder heilvoll sein konnte. Je nachdem wurde der Fremde behandelt. Keineswegs mußte nur eine feindliche Einstellung ihm gegenüber herrschen. Im Altlateinischen bezeichnet *hostis* den Fremden und nicht in eingeschränkter Weise den Fremden als Feind [5]. Der Fremde wirkt für den magisch die Wirklichkeit Erlebenden wie alles Geheimnisvolle in ambivalenter Weise: als Träger von Segens- und/oder von Fluchmacht. Der Fremde konnte so gleichsam als ein Gott oder als ein Dämon erscheinen. Nur Gleichgültigkeit kam für diese frühe Erlebnisstufe ihm gegenüber nicht in Betracht. Diese Auffassung vom Fremden hat ihre Spuren auch in den weiteren Entwicklungsstufen des griechischen Geistes hinterlassen. Die Griechen haben die Stufen des frühen magischen Denkens, der magisch-religiösen Anschauungen verhältnismäßig schnell durchlaufen. Wenn es zutrifft, daß die Griechen den Menschen als geistiges Wesen erstmals bewußt erkannt haben und zum Begriff des reinen Geistes, des Logos, vorgedrungen sind [6], dann werden wir bei ihnen auch eine ganz neue, bisher nicht dagewesene Einschätzung von Fremdkulturen antreffen. Wenn wir hier von den Griechen sprechen, so meinen wir in erster Linie die geistigen und sittlichen Führer und Erzieher des Volkes, die Dichter, Denker, Gesetzgeber und Redner, also alle jene, die vor allem in Ionien, Attika, in Unteritalien und Sizilien in Wort und Schrift im Theater, auf der Agora und in den für

---

[4] O. Hiltbrunner, *Gastfreundschaft*, Reallexikon für Antike u. Christentum VIII (1972), S. 1061–1064: zur Freund-Feind Ambivalenz.

[5] Varro, *ling. lat.* V 3.

[6] B. Snell, *Die Entdeckung des Geistes. Studien zur Entstehung des europäischen Denkens bei den Griechen*[4], Hamburg 1975.

standen. Vielmehr zeigten sich ihnen die Anfänge aller Hochkulturen, auch der eigenen, im Licht der noch um sie lebenden Naturvölker. Sie begriffen den Wandel der Kulturen und fanden den Begriff des kulturellen Fortschritts [26]. Wie im 5. Jh. v. Chr. Demokrit, der Sophist Kritias und später Epikur und sein römischer Verehrer Lukrez ausführten, war die früheste Stufe der Menschheitskultur gleichsam tierhaft. Sie sprachen deshalb von einer tierähnlichen Lebensweise jener Menschen. Dieser Urstufe der Menschheitskultur wird nun jene Kulturstufe der Fremdvölker gleichgesetzt, die nach dem entfalteten Kulturbewußtsein der Griechen des 5. und der folgenden Jahrhunderte v. Chr. weit unter ihnen zu stehen schienen, also die Primitivkulturen der Geten und Skythen oder der arabischen Stämme am Roten Meer. Damit erkannten diese griechischen Forscher sozusagen die Vergangenheit des eigenen Volkes im primitiven Fremdvolk wieder. Auf diese Weise war eine neue Perspektive für die Betrachtung und Bewertung fremder Völker gegeben. Statt zu verurteilen und zu verhöhnen begannen einzelne zu verstehen. Die Grundlage für eine wissenschaftliche, vorurteilslose Betrachtung der Völker war gelegt worden. Die Früchte zeigten sich in der Schule des Aristoteles und bei späteren Ethnographen.

Andererseits wirkte auch die alte mythische Vorstellung von der paradiesischen Urzeit in der wissenschaftlichen Betrachtung weiter, wie Poseidonios zeigt [27]. Die beiden einander entgegengesetzten Deutungen der menschlichen Urzeit blieben nicht ohne Folgen für das Bild von den Primitivkulturen. Klischeehafte Bilder vom 'glücklichen und guten Wilden' und vom 'armen und kulturlosen Primitiven' waren geboren und beherrschten den von den Griechen abhängigen europäischen Geist bis in dieses Jahrhundert [28].

Eine umfassende Darstellung des Themas 'Die Griechen und die Fremdvölker' müßte sich in weitere Richtungen bewegen: Einmal müßten die politischen und wirtschaftlichen Begegnungen zwischen beiden Größen untersucht werden. Dazu gehörte beispielsweise die Geschichte der Gründungen der zahlreichen Kolonien rings um das Mittelmeer und die Frage nach der Vermischung mit der Fremdbevölkerung dieser Regionen. In einem zweiten Anlauf wären die kulturellen Beziehungen zwischen Griechen und Fremdvölkern darzulegen. Aus diesem zweiten nicht minder großen Themenkreis sei ein Kapitel näher beleuchtet.

Bisher habe ich bewußt einen Terminus vermieden, der jedem sogleich bei dem angekündigten Thema auf der Zunge liegt, den Barbarenbegriff [29]. Dieser

---

[26] K. Thraede, *Fortschritt*; ebd. VIII (1972), S. 141–161; Kehl, *a.O.* S. 751 f.

[27] Posidonius bei Sen. *epist.* 90 = fr. 448 Theiler; vgl. K. Reinhardt, *Poseidonios* Nr. 3: RE XXII 1 (1953), Sp. 558–826, bes. 805–808, der auf die Besonderheit von Poseidonios Begriff der Goldenen Zeit hinweist; G. Pfligersdorffer, *Fremdes und Eigenes in Senecas 90. Brief an Lucilius*, Aspekte der Kultursoziologie. Festschrift M. Rassem, J. Stagl (Hrsg.), Berlin 1982, S. 303–326.

[28] A. O. Lovejoy/ G. Boas, *Primitivism and related Ideas in Antiquity*, Baltimore 1935, Ndr. New York 1973.

[29] Zum Folgenden W. Speyer/I. Opelt, *Barbar*, Jahrbuch für Antike u. Christentum X 1967, S. 251–290.

erst jetzt wieder aufgrund der bedrohlichen Nebenwirkungen in Frage gestellt wird [11]. Die griechischen Weisheitslehrer und Reisenden waren weltoffen. Sie kamen nicht, um zu missionieren oder materiellen Gewinn von ihren Reisen heimzubringen, sondern sie wollten die fremden Kulturen kennenlernen, seien diese Hoch- oder Ursprungskulturen.

Während andere Völker des Altertums im Fremden oft nur den Feind sehen konnten, Toleranz ausschließlich gegen ihre Stammes- und Volksangehörigen übten und alle Fremden mit Mißtrauen, oft auch mit Haß und Verachtung betrachteten, haben viele Griechen infolge ihrer philosophisch eingestellten Lehrer und Erzieher nach und nach eine verständnisvollere Einstellung gefunden, eine Einstellung, die sogar so weit gehen konnte, daß ein fremdes Volk und dazu noch eine Primitivkultur als Vorbild aufgestellt werden konnte. So erscheinen die Griechen als das erste Volk in der Geschichte, das bewußt und aus Überzeugung Toleranz gegenüber fremden Völkern geübt hat. Was andere Völker nur nach Jahrhunderten schmerzlicher Erfahrungen gelernt haben, das scheinen viele Griechen bereits aufgrund ihrer Anlage mitgebracht zu haben.

In der *Ilias* und *Odyssee* ist diese Haltung bereits grundsätzlich erkennbar. Diese Epen gehen auf Dichter der Westküste Kleinasiens und der ionischen Inseln zurück. Die Ionier waren wohl der am meisten weltoffene Stamm der Griechen. Die Herausforderung, sich mit einer bedeutenden Kultur, der lydischen, zu messen und auseinanderzusetzen, entband Kräfte, die in dieser Weise die Dorer des Binnenlandes nicht entfalten konnten. Die Ionier entwickelten so einen Sinn für das harmonische Verhältnis von Realität und Idealität und damit für Humanität. Diese Humanität zeigen die *Ilias*-Dichter in der Darstellung der Trojaner, der Feinde der Griechen. Diese werden niemals dämonisiert. Vielmehr wurden dem einzelnen trojanischen Helden die gleichen Charaktereigenschaften zugebilligt wie den achäischen Helden. Ein unvergängliches Denkmal edler Gesinnung ist das Gespräch zwischen dem tiefgebeugten trojanischen König Priamos und dem siegreichen Achill bei Hektors Leichnam [12]. Die hellenischen Sänger beschrieben auch das feindliche Troja nicht als eine barbarische, sondern als eine griechische Stadt. Die Götter dieser Stadt sind Götter, die auch die Griechen verehren: Athena, Aphrodite, Apollon und Poseidon. Hier zeigt sich bereits die später immer wieder geübte *interpretatio Graeca*: Die Griechen deuten die ihnen zunächst fremden Götter der Feinde als eigene. Damit schlagen sie eine Brücke zu einem ersten Verstehen. Nur wenn im Fremden auch Eigenes entdeckt wird, gelingt eine Verständigung.

---

[11] H. Fuchs, *Enkyklios Paideia*, Reallexikon für Antike u. Christentum V (1962), S. 365–398, bes. 368 f., 385; vgl. auch Sen. *epist.* 88; N. Brox, *Zur Legitimität der Wißbegier*, Das antike Rom in Europa = Schriftenreihe der Universität Regensburg XII (1986), S. 33–52.

[12] *Il.* XXIV 468–674.

Abier [16]. Im Zusammenhang lauten die Verse: "Zeus blickte weg auf das Land der rossetummelnden Thraker, der nahekämpfenden Myser und der herrlichen Hippemolgen, Galaktophagen und Abier, der gerechtesten Menschen" [17]. Gewiß liegen dieser Aufzählung, die von Bekanntem zu verklärt Unbekanntem aufsteigt, also von der Realität zur Idealität, gewisse konkrete Erfahrungen zugrunde. Obwohl die Griechen viel unter den Thrakern zu dulden hatten, erhalten diese kein abwertendes Beiwort. Das Adjektiv 'rossetummelnd' beschreibt nur und folgt aus der Beobachtung, der θεωρία. Spätere Geschichtsschreiber, wie Ephoros und Poseidonios, suchten die Hippemolgoi und die Abioi im Norden Europas und sahen in ihnen skythische Nomaden [18]. Dies ist bereits eine Entmythisierung. – Ein anderes heiliges Volk, das Spätere gleichfalls im Norden ansiedelten, waren die Hyperboreer. Sie sollten jenseits des Boreas, des Nordwindes, wohnen. Ihr Land galt als paradiesisch: Apollon komme von Delphi zu ihnen und halte sich zeitweise bei ihnen auf [19].

Neben die genannten mythischen Völker, die als Gottesfreunde am Rande der Erde wohnten, treten weitere, wie die Hesperiden und die Makrobioi [20]. Alle aufgezählten Völker werden zwar als Menschen betrachtet – im Gegensatz etwa zum Volk der Kyklopen, der Kentauren und auch der Amazonen, die wohl als doppelgeschlechtige Wesen und nicht als Frauen vorgestellt wurden –, sie sollen auch der irdischen Realität angehören, aber sie tragen doch auch wieder Züge jenseitiger Wesen an sich. Das trifft auf die Hesperiden oder die Phäaken zu, die ohne Steuer und Ruder windschnell das Meer durchfliegen [21].

Die ältesten Nachrichten der Griechen über Fremdvölker sind zu einem beträchtlichen Teil Aussagen eines magischen Erlebens der Wirklichkeit. Derartige Aussagen sind oft ambivalent. Neben den segensvollen Fremdvölkern stehen deshalb auch die unheil- und verderbenbringenden. Die *Odyssee* kennt einzelne fluchbringende Fremdvölker: Odysseus trifft auf ein Land der Menschenfresser, auf die Insel der götterverachtenden Kyklopen, auf die menschenfressenden Laistrygonen und die Lotosesser, also auf unheilige und gottesfeindliche Völker [22]. Die für den Fremden nach magisch-religiösem Erleben charakteristische ambivalente Wesensart zeigt sich demnach auch in den Nachrichten der *Odyssee* von guten und bösen, von menschen- und götterfreundlichen sowie von menschen- und götterfeindlichen Völkern. Odysseus trifft auf positiv und negativ gekennzeichnete Völker, die noch weit-

---

[16] *Il.* XIII 5 f.; Chr. Danoff, *Abioi*, Der Kleine Pauly I (1964), S. 14.

[17] *Il.* XIII 4–6.

[18] Ephorus bei Strab. VII 3, 9 = F Gr Hist 70 F 42; Posidonius bei Strab. VII 3, 3 = fr. 45 Theiler.

[19] H. v. Geisau, *Hyperboreioi*, Der Kleine Pauly II (1967), S. 1274 f.

[20] Ders., *Hesperiden*, ebd. S. 1117 *f*; H. W. Helck, Chr. Danoff, *Makrobioi*, ebd. III (1969), S. 922.

[21] H. v. Geisau, *Phaiakes*, ebd. IV (1972), S. 689 f.

[22] *Od.* IX 105–566; X 80–132; IX 82–104.

Aus dieser Tendenz, fremde Völker zu verstehen, sind auch die Konstruktionen der frühgriechischen genealogischen Schriftsteller erwachsen. Diese frühgriechischen Genealogen verknüpften alle ihnen bekannten Völker durch verwandtschaftliche Abhängigkeit miteinander [13]. Lange vor den Überlegungen und Forderungen der kynischen und stoischen Philosophen, die von der Einheit des Menschengeschlechts sprachen, haben die Genealogen seit Hesiod Stammväter der griechischen und der ihnen bekannten benachbarten Völker angenommen und sie alle in einen einzigen grandiosen Völkerstammbaum eingefügt. In dieser Hinsicht kommen ihnen in der alten Welt nur die Israeliten nahe, wie das Buch Genesis mit seinen auf das erste Menschenpaar zurückgeführten Genealogien der damals bekannten Völker beweist. Die griechischen Genealogen des 7. und 6. Jh. drückten durch die Völkerstammbäume ihr Verständnis für die Zusammengehörigkeit aller Menschen auf der ihnen bekannten Erde aus. Mit Hilfe der Völkerstammbäume wurde so ein erstes völkerkundliches System aufgestellt. So kennt bereits Hesiod Latinos als Stammvater der Latiner. Latinos aber galt ihm als Sohn des Griechen Odysseus. Ferner nennt Hesiod Arabos als den Stammvater der Araber. Arabos aber wird als Sohn des griechischen Gottes Hermes gedacht. Entsprechendes gilt für Aigyptos und Perses, die Stammväter der Ägypter und Perser. In diesen Konstruktionen offenbart sich der Sinn griechischen Denkens für die Grundtatsache, daß Trennung und Getrenntes gegenüber der ursprünglichen Einheit zweitrangig sind. Die philosophische Annahme einer Allverwandtschaft, der συμπάθεια τῶν ὅλων, ist hier bereits für ein besonderes Gebiet vorweggenommen. Eine derartige Grundeinstellung konnte nicht ohne Folgen für den Umgang mit den Fremdvölkern und den einzelnen Angehörigen dieser Völker bleiben.

Bereits einzelne Schriftsteller der Antike hatten die psychologische Wahrheit erkannt, daß Ferne, sei sie zeitlicher oder räumlicher Art, mit einer Tendenz zur Verherrlichung verbunden ist [14]. Die Vorstellung einer idealen Gesellschaft und vollkommener Menschen am Anfang der Menschheitsgeschichte begegnet erstmals im Mythos der Goldenen Zeit in Hesiods *Werken und Tagen* [15]. Entsprechend dieser Vorstellung, die weit älter als Hesiod sein dürfte, kannten die Dichter der *Ilias* sogenannte heilige Völker außerhalb der griechischen Welt und außerhalb der den Griechen aus der Anschauung bekannten Fremdvölker. Jene heiligen Völker lebten nach den Vorstellungen der homerischen Sänger gleichzeitig mit den Helden der *Ilias* am Rande der Erde und zwar in der Nähe der Göttersitze. Die räumliche Nähe zu einem noch eben geographisch erahnbaren Götterland schien Beweis und Grund dafür, daß die Bewohner dieser Länder Freunde und Lieblinge der Götter sein müssen. Als derartige Völker begegnen in der *Ilias* die Hippemolgoi, Galaktophagen und

---

[13] Zum Folgenden W. Speyer, *Genealogie*, Reallexikon für Antike u. Christentum IX (1976), S. 1145–1268, bes. 1156–1160, 1209 f.

[14] Tac. *ann.* I. 47: „maior e longinquo reverentia".

[15] Hes. *erg.* 108–126; B. Gatz, *Weltalter, goldene Zeit und sinnverwandte Vorstellungen* (= Spudasmata 16), Hildesheim 1967.

griechische Erziehung und Bildung so typischen Gymnasien die Menschen aller Altersstufen erreicht und auf sie eingewirkt haben.

Die Beweglichkeit des Geistes, die die griechischen Stämme zunächst insgesamt, auch den Stamm der Dorer, ausgezeichnet hat, zeigte sich unter anderem darin, daß die Griechen wie kein anderes Volk des Altertums sich frei im geographischen Raum bewegt haben. Als Seefahrern begegnen wir ihnen in den ältesten Literaturdenkmälern, der *Ilias* und der *Odyssee*. Die Mythen von Herakles' Wanderungen in den Osten, Westen und Norden Europas bestätigen dies nicht weniger als Zeugnisse geschichtlicher Zeit. Während die meisten Völker der antiken Mittelmeerkulturen nach ihrer Seßhaftwerdung in ihrem Stammesverband verblieben sind, treffen wir Griechen als Kolonisten im gesamten Mittelmeergebiet, am Schwarzen Meer ebenso wie in Italien, auf Sizilien, in Gallien, Spanien und Nordafrika [7]. Als Söldner stehen sie im Dienste von Pharaonen und als Seefahrer gelangen sie über die Säulen des Herakles hinaus. In dieser Hinsicht fanden sie vor allem in den Phöniziern Rivalen. Aber das Interesse der Phönizier galt fast ausschließlich dem Handel und dem aus ihm zu ziehenden Gewinn. Anders die Griechen. Ihre Weltläufigkeit war mehr ein sichtbarer Ausdruck für die Lebendigkeit ihres Geistes, für ihre Wißbegier und ihren wachen Sinn für Beobachtung.

Unter den Wahrnehmungsvermögen erkannten sie dem Auge den Primat zu. „Die Ohren sind für die Menschen unzuverlässigere Zeugen als die Augen", betont der weitgereiste Geograph, Ethnograph und Geschichtsschreiber Herodot [8]. Um 450 bis 430 bereiste dieser wohlhabende Ionier Sizilien, Unteritalien, Libyen, Ägypten, Phönizien, die Küsten Kleinasiens, die Nord- und Südküste des Schwarzen Meeres und das Perserreich mit den Hauptstädten Babylon und Susa [9]. Weshalb aber reiste Herodot in diese Länder? Wegen der sinnlichen und der geistigen Schau. Dieses Motiv gibt Herodot selbst als Grund für die Reisen des athenischen Gesetzgebers Solon an: Solon sei zum Pharao Amasis gereist und darauf zu Kroisos. Kroisos aber schätzte ihn als Weisen, der auf seinen Reisen zu seinen Einsichten gelangt sei: „Athenischer Fremder, so spricht Kroisos zu Solon, zu uns ist über dich viel Kunde wegen deiner Weisheit und deiner Reisen gedrungen, daß du philosophierend in viele Länder gelangt bist um der Schau willen" [10]. Die Reisen der phönizischen Händler waren zweckgebunden, die Reisen der griechischen Weisheitslehrer, der Sophisten und ihrer Schüler – zu ihnen gehört auch Herodot –, dienten vor allem der sinnlichen und geistigen Betrachtung von Welt und Mensch. Mit dieser Betrachtung der Welt und Kulturen war Wißbegier oder wissenschaftliche Neugier verbunden, ein geistiges Streben, das bis heute die den Griechen folgenden Wissenschaftler beherrscht und nach einem Vorspiel im Altertum

---

[7] T. J. Cornell, *Gründer*, Reallexikon für Antike u. Christentum XII (1983), S. 1107–1145; W. Leschhorn, *Gründer der Stadt* (= Palingenesia 20), Wiesbaden 1984.

[8] Herodot, I 8, 2.

[9] O. Regenbogen, *Herodot und sein Werk*, Kleine Schriften, München 1961, S. 57–100.

[10] Herodot, I 29 f.

A. M. Stone'a [7]. Ale sądzę, że nadmierne zafascynowanie problemem dwóch wersji może być szkodliwe przy analizowaniu innych problemów w tej mowie. Implicite albo explicite myśl o wersji wypowiedzianej przez Cycerona na Forum pojawia się, gdy zastanawiamy się nad sposobem wykorzystania przez mówcę elementów rzeczywistości pozatekstowej. Pojawia się także przy podejmowaniu decyzji edytorskich: przy ocenie poszczególnych lekcji i proponowaniu koniektur. Wreszcie pojawia się w rozważaniach na temat kompozycji mowy i przy stylistycznej analizie. Otóż istnieje tu poważne niebezpieczeństwo, ponieważ można (mniej lub bardziej świadomie) zacząć się dopatrywać w wersji, którą mamy, swoistego „fałszerstwa". Albo też można — bez wystarczających przesłanek — starać się ocenić jakość przeróbki. Czytając mowę zaczynamy zastanawiać się nad tym, gdzie Cyceron nie wykreślił jakiegoś słabego ustępu przeredagowując pierwotną wersję (tak np. J. C. Davies[8]), albo gdzie przeciwnie — wykreślił coś ważnego pozbawiając argumentację pierwotnej siły (np. K. Wellesley[9]). Albo też zaczyna nam się wydawać, że dostrzegamy w tekście zachowanym współistnienie obu wersji, między którymi brak pełnej koordynacji; w rezultacie szukamy pozatekstowych usprawiedliwień dla takiej zmyślonej przez nas niejednorodności tekstu (np. Stone, *o. c.*).

Myślę, że nigdy nie należy zapominać, iż po prostu nie wiemy, jaki tekst Cyceron wypowiedział w dniu 8 kwietnia 52 roku. Nasze wyobrażenia na ten temat nie mogą być przesłanką do jakichkolwiek badań nad tekstem zachowanym. Bardzo słusznie podkreślił to tak mocno prof. J. C. Classen w dyskusji, która wywiązała się po jego referacie *Ciceros Kunst der Überredung* [10] w Fondation Hardt w 1981 roku, kiedy to dyskusja zboczyła (jak zwykle przy *Pro Milone*) na sprawę wzajemnego stosunku obu wersji.

Warto zrobić i drugie zastrzeżenie. Wszyscy wiedzą, że do mowy *Pro Milone* mamy wyjątkowo bogatą dokumentację informującą o wydarzeniach, których mowa dotyczy. Wspaniała okazja do ciekawych obserwacji a zarazem znowu ryzyko. Z jednej bowiem strony ta dokumentacja jest często w różny i dość skomplikowany sposób zależna od tekstu *Pro Milone* i łatwo popaść w „błędne koło". Ale, co ważniejsze, bogactwo informacji o świecie pozatekstowym powoduje często ograniczanie się do pytania wyłącznie o prawdziwość słów Cycerona rozumianą jako możliwie małe zmiany stanu faktycznego. Badacz zamiast analizować wewnętrzną logikę świata przedstawionego przez mówcę całą uwagę skupia wówczas na śledzeniu różnic między tym światem a rzeczywistością, nie myśląc o funkcji dostrzeżonych modyfikacji. A wykrycie kłamstw i przemilczeń — jeśli zechcemy tak to nazwać — nie oznacza przecież odnalezienia niedostatków koncepcji Cycerona i braków w jej realizacji. Za błędne uznać można tylko takie przekształcenia rzeczywistości,

[7] A. M. Stone, *Cicero's Second Thoughts*, Antichthon 1980, s. 88–111.

[8] J. C. Davies, *A slip by Cicero?* Classical Quarterly XIX 1969, s. 345 i nn.

[9] K. Wellesley, *Real and Unreal Problems in the "Pro Milone"*, Acta Classica Universitatis Scientiarum Debreceniensis VII 1971, s. 27 i nn.

[10] Druk: *Éloquence et Rhétorique chez Cicéron*, Vandoeuvres–Genéve 1981, s. 149–192.

Der Leitsatz der Kyniker lautete: Die menschliche Natur ist unverdorben, verdorben ist nur der Mensch der Kultur. Der 28. Brief unter dem Namen des Kynikers Diogenes von Sinope beschämte die Griechen: In Wahrheit seien sie die Barbaren und nur sogenannte Hellenen, die Barbaren aber nur dem Namen nach Barbaren. Die Tendenz, Fremdvölker zu idealisieren, die bereits bei Homer erkennbar war, durchzieht die unter kynischem Einfluß stehende Ethnographie. Folgende Primitivkulturen wurden idealisiert: neben den Skythen die Britannier, die Korsen, die Äthiopier und später die Germanen [35].

Bis zur hellenistischen Epoche hatte der Barbarenbegriff verschiedene Bedeutungen und Wertungen erhalten. Wenn Verdeutlichungen fehlen, wie Barbar hinsichtlich des Geschlechts, der Seele, der Natur, der Sprache, gibt darüber nur der Zusammenhang Aufschluß. Das Wort konnte vielerlei bedeuten: denjenigen, der eine andere Sprache spricht, den Nichtgriechen, den Fremden und Ausländer, den Landesfeind, vor allem den Perser. Aischylos hat in seiner gleichnamigen Tragödie die Perser, gegen die er selbst bei Marathon und Salamis gekämpft hat, ungemein taktvoll dargestellt und die Gemeinschaft in Denken und Fühlen zwischen ihnen und dem eigenen Volk herausgearbeitet. Seine Interpretatio Graeca der Perser ist an vielen Stellen seiner Tragödie zu erkennen. – Das Wort Barbar konnte ferner den kulturlosen Wilden, den Ungebildeten, Dummen – auch von Griechen ausgesagt –, den Angehörigen eines fremden Kulturvolkes und seltener den hellenisierten Ausländer bezeichnen.

Wie aus den beigebrachten Zeugnissen zu entnehmen ist, haben bereits größere Kreise der Griechen dank ihrer Dichter, Geschichtsschreiber und Ethnographen, ihrer Denker und Gelehrten zu einem differenzierten Bild der fremden Völker und Kulturen gefunden. In diesen Mitteilungen, Urteilen und Bemerkungen spricht sich eine bestimmte charakteristische Anlage der geistig führenden Griechen aus. Sie versuchen, Reales und Ideales zu einer Harmonie zu verbinden, das Gemeinsame und damit das Allgemeine nachdrücklicher als das Trennende bei den Menschen zu sehen und sich grundsätzlich mehr vor blindem Haß als vor Bewunderung eines fremden Volkes zu hüten. Die geistigen Repräsentanten Griechenlands haben dieses Vermächtnis an Rom und dessen Tochterkulturen weitergegeben. Mag auch die politische Wirklichkeit Roms und seiner Erben vielfach gänzlich anders ausgesehen haben, wie die Griechen selbst in der Epoche der römischen Expansion in das östliche Mittelmeer am eigenen Leib schmerzlich verspüren mußten, so blieb das von einzelnen Griechen gefundene grundsätzlich Neue, das sie über das Verhältnis der eigenen Kultur zu fremden Kulturen entdeckt haben, unaufgebbarer Besitz eines Humanismus, der auf diesen Namen Anspruch erheben möchte.

Salzburg

---

[35] Ebd.

vielschichtige Begriff bedarf einer Klärung. Über die Schwierigkeit, die die antiken Zeugnisse über die Fremdvölker dem modernen Leser entgegensetzen, war bereits mittelbar einiges mitgeteilt worden, so über den Sinn einzelner mythisch gefärbter Aussagen. Als weiteres Hindernis ist auf die tendenziöse Anwendung rhetorischer Topoi hinzuweisen. Daß die Barbaren wie die wilden Tiere leben, ist ein oft zu belegendes Klischee. Aufgrund der Tatsache, daß die Antike die künstlerische Gestaltung als hohen, oft höchsten Wert für die Abfassung einer Schrift angesehen hat, folgt, daß die geschichtliche Wahrheit der künstlerischen Wirkung zum Opfer fallen konnte. Beobachtungen, die für ein Volk zutreffen, wurden unbekümmert auf ein anderes übertragen. Sodann wirken in unsere Quellen mannigfaltige Tendenzen hinein sowie positive und negative Vorurteile. Für jede antike Nachricht über Fremdvölker ist deshalb die Frage nach dem Realitätswert zu stellen. Eine Entscheidung hierüber wird nicht immer möglich sein. Auf diese methodischen Vorfragen kann hier nur hingewiesen und vor vorschnellen Schlußfolgerungen aus den erhaltenen Quellen gewarnt werden [30].

Das lautmalende Wort βάρβαρος bezeichnet einen Menschen, der unverständliche Laute hervorbringt. Dieses Wort begegnet nicht nur im Griechischen, sondern auch im Altindischen, Sumerischen und Semitisch-Babylonischen. Da mit diesem Wort vor allem auf den unverständlichen Klang abgezielt wird, konnten auch Tierlaute damit bezeichnet werden. Barbarensprachen konnten deshalb mit Tierlauten verglichen werden. Unverständlichkeit und Fremdheit sind zusammengehörige Begriffe. Für die Griechen, die so sehr dem Wort zugetan waren, steht die Sprache im Mittelpunkt der Begegnung mit dem Fremden. Die Sprache wird so als Brücke von Mensch zu Mensch erkennbar. Wo die Verständigung fehlt, wo Sprachlosigkeit herrscht, da beginnen Mißtrauen, Aggression, Streit, Haß, Kampf und Mord. Die Sprachfähigkeit ist die Möglichkeit eines Verstehens unter den Menschen. Die Griechen haben sich bemüht, fremde Sprachen zu erlernen und fremde Literaturen zu übersetzen. So ließen vor allem die Ptolemäer in Alexandrien Übertragungen aus dem Ägyptischen und Phönizischen anfertigen [31]. Die Griechen erwiesen sich damit als lernbegierig. Sie gingen gleichsam in die Schule fremder Völker und suchten dort Belehrung. Im Zeitalter des Hellenismus, als ein Ausgleich der bestehenden Kulturen stattfand, haben die Angehörigen alter Hochkulturen wie die Perser, Ägypter und Juden, die Griechen in einem größeren Ausmaß zu ihren Schülern gestempelt, als dies von der neueren Forschung bestätigt werden konnte. Wie Th. Hopfner gezeigt hat, erstarkte in dieser Epoche das kulturelle Selbstgefühl der Orientalen, trotz des politischen Niedergangs [32]. So erklärten

---

[30] Vgl. z B. E. Norden, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus Germania*, [3] Leipzig 1923, Ndr. Darmstadt 1959.

[31] W. Speyer, *Angebliche Übersetzungen des heidnischen und christlichen Altertums*, Jahrbuch für Antike und Christentum XI/XII 1968/69, S. 26–41.

[32] Th. Hopfner, *Orient und griechische Philosophie* = Der Alte Orient, Beiheft, 4, Leipzig 1925.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012-7825

# ŚMIERĆ GLADIATORA
## O PEWNYCH ASPEKTACH TECHNIKI RETORYCZNEJ W MOWIE CYCERONA „PRO MILONE"

Napisał

JERZY AXER

Tekst mowy *Pro Milone* — ten, który posiadamy — to bez wątpienia jedna z najdoskonalszych kompozycji oratorskich ułożonych kiedykolwiek w klasycznej łacinie [1]. To zarazem zapis (abstrahuję na razie od tego, w jakim stopniu autentyczny) Cyceronowego wystąpienia obrończego w jednej z najtrudniejszych i najdramatyczniejszych w jego karierze spraw karnych. Ta sprawa karna była w dodatku jednym z najważniejszych procesów politycznych przeprowadzonych za życia ostatniej generacji republikańskiego Rzymu. Właściwe przedstawienie struktury artystycznej tego tekstu, powiązanie tej struktury z metodą obrończą, analiza zamierzeń mówiącego i oczekiwanej reakcji słuchaczy — słowem styl i kompozycja mowy *Pro Milone* to materiał na sporą książkę. Napisano ją już kilkakrotnie, nie mówiąc o dziesiątkach szczegółowych komentarzy i setkach artykułów podejmujących szczegółowe problemy. Być może teraz, po kilku latach nieustannego obcowania z tym tekstem odważę się na napisanie raz jeszcze takiej właśnie książki [2].

Teraz wyznaczam sobie jednak znacznie skromniejsze cele. Spośród wielkiej liczby trudnych pytań dotyczących sztuki oratorskiej i kunsztu adwokackiego Cycerona w tej mowie, które dyskutują badacze, wydobyć chcę tylko jeden zespół wątpliwości. Myślę, że problem, którego one dotyczą, jest w pełni realny (co w odniesieniu do dyskusji toczonej wokół *Pro Milone* nie zawsze jest takie oczywiste). Być może też w tym właśnie punkcie udało mi się rzucić dodatkowy promień światła na mało wyjaśnione aspekty kompozycji mowy. Sądzę też, że proponowane rozumowanie ma pewien walor ogólniejszy i może być metodologicznie interesujące dla każdego filologa.

---

[1] Od *Kształcenia mówcy* Kwintyliana (który określił ją jako „najpiękniejszą i najsławniejszą") aż po traktaty renesansowe (z *Retoryką* Kallimacha włącznie) mowa *Pro Milone* podawana jest jako przykład szczytowych osiągnięć kunsztu oratorskiego (stale występuje też w podręcznikach jako wzór *causa coniecturalis*).

[2] Nie miejsce tu na przedstawianie — choćby w zarysie — listy książek, artykułów i notatek poświęconych tej sławnej mowie. Podstawową literaturę przedmiotu czytelnik znaleźć może w odpowiedniej partii *Literatury rzymskiej okresu Cycerońskiego* K. Kumanieckiego (Warszawa 1977, s. 272–273). Niektóre nowsze rozprawy przywołuję w toku wykładu.

które są niefunkcjonalne z punktu widzenia zadań obrończych; za niedostatki artystycznej struktury — ich ewentualną niespójność i nieharmonijność. Wydaje się to oczywiste, jeśli pamiętamy o podstawowych założeniach retoryki i powinnościach adwokata — ale w praktyce zapomina się o tym bardzo często (por. np. opinie R. G. M. Niesbeta [11]).

Te uwagi i zastrzeżenia były mi potrzebne, żeby wyrazić pogląd, iż wystarczy — moim zdaniem — odsunąć na bok problem dwóch wersji mowy i odłożyć na później próbę rekonstrukcji okoliczności procesowych, żeby niejako spod spodu wyjrzały zagadnienia co najmniej równie atrakcyjne a stosunkowo mało dyskutowane. Najogólniej mówiąc cała problematyka świata przedstawionego w mowie.

Świata skonstruowanego przez Cycerona i podanego „do wierzenia" odbiorcom jego opublikowanej mowy. Świata pomyślanego tak, żeby wszystkie jego ujawnione elementy, cała dekoracja, sprzyjały zamysłowi obrończemu. Świata, w którym postacie związane z realiami procesowymi, pojawiają się, aby odegrać przepisaną im przez autora rolę. Są kreacjami stworzonymi przez mówcę w pewnym związku z ich rzeczywistymi zachowaniami i wyglądem, ale w jednym tylko celu: aby pomogły mu wygrać proces.

Ten autonomiczny w stosunku do rzeczywistości pozatekstowej świat jest w *Pro Milone* poznany — wbrew pozorom — dość niedokładnie.

Uderzył mnie szczególnie brak głębszej analizy sposobu, w jaki Cyceron przedstawił w mowie miejsce procesu. To znaczy, nie brak oczywiście rozważań nad stosunkiem Cycerońskiej relacji do rzeczywistości, ale prawie nie ma prób wyjaśnienia, jaką rolę pełni opis, taki, jaki mówca sporządził, w jego metodzie obrończej. Jakie korzyści w staraniach o wywołanie pożądanej reakcji emocjonalnej audytorium przynieść miała Cyceronowi taka właśnie wizja tego, co działo się wokół trybunału. A więc krótko mówiąc: autorski wybór przestrzeni, w której czytelnik ma widzieć proces i konsekwencje tego wyboru.

Ściśle powiązane z tą sprawą wydają mi się też pewne aspekty sposobu, w jaki mówca przedstawia osobę Milona — głównego aktora na tak zaprojektowanej scenie.

Próbę zastanowienia się nad tymi właśnie problemami nazwać można „Cycerońską reżyserią w *Pro Milone*".

Któż nie pamięta przesławnych zdań tworzących trzy pierwsze paragrafy exordium *Pro Milone*. To zdania analizowane przez Kwintyliana, cytowane tak często przez antycznych gramatyków, czytane przez kilkanaście stuleci we wszystkich szkołach [12]:

I 1 Etsi vereor, iudices, ne turpe sit pro fortissimo viro dicere incipientem timere, minimeque deceat, cum T. Annius ipse magis de rei publicae salute quam de sua perturbetur, me ad eius causam parem animi magnitudinem afferre non posse, tamen haec novi iudicii nova forma terret oculos, qui quocumque inciderunt, veterem consuetudinem fori et pristinum morem

---

[11] R. G. M. Nisbet, *The Speeches*, [w:] *Cicero*, wyd. T. A. Dorey, Londyn 1965, s. 69 i nn.

[12] Cytuję wg edycji A. Klotza (Bibliotheca Teubneriana, Lipsk 1914) nieznacznie modyfikując grafię i interpunkcję.

die Ägypter alle bedeutenden Philosophen von Thales bis zu Platon zu ihren Schülern. In gleicher Weise verfuhren die Juden in hellenistischer Zeit. Hier hatten ihnen die Griechen aber selbst vorgearbeitet. Mindestens seit Hekataios und Herodot bewunderten viele Griechen die uralte religiöse Weisheit bestimmter Barbarenvölker. Der Sieg der griechischen Waffen über die orientalischen Hochkulturen im Zeitalter Alexanders veranlaßte geistig führende Angehöige dieser Kulturen, den Griechen ihre Kultur durch Schriften in griechischer Sprache zu erschließen. Viele gebildete Griechen kamen in dieser Zeit zu dem Schluß, daß die Ursprünge aller Kultur im Orient zu suchen seien. So war der Schritt nicht mehr weit, die griechische Kultur zum Ableger der orientalischen Kulturen zu stempeln. Tatsächlich ist die Beeinflussung der Griechen durch den Orient in den letzten fünfzig Jahren immer deutlicher ins Blickfeld gerückt. Griechische Schriftsteller haben diese Abhängigkeit ihrer eigenen Weisen betont. Damit wurde sogar ein Vorrang in der religiösen Weisheit, aber auch in der Wissenschaft fremden Kulturvölkern zuerkannt. Das Thema der Barbarenphilosophie ist in der griechisch-römischen Überlieferung weit verzweigt und zieht sich bis zu den Kirchenschriftstellern hin [33].

Waren es hier die fremden Hochkulturen, die sich einer besonderen Schätzung durch die griechische Kultur- und Wissenschaftsgeschichtsschreibung erfreuten, so hat auch eine Primitivkultur eine leuchtende Beispielfigur aufzuweisen, die von Griechen als ein Idealbild aufgestellt wurde. Dies waren die Skythen mit ihrem Weisen Anacharsis [34]. Je mehr sich die griechische Kultur in ihrer Zivilisation verfeinerte, um so mehr wiesen einzelne griechische Kritiker dieser Entwicklung auf die Einfachheit und Unverdorbenheit der Sitten von Naturvölkern in der Umgebung der Griechen hin. Die Legende vom unverdorbenen, einfachen und natürlich lebenden Barbaren Anacharsis, der die verfeinerten griechischen Sitten tadelt, gehört vielleicht bereits ins 5. oder sogar schon ins 6. Jh. v. Chr. Der Geschichtsschreiber Ephoros zählte ihn zu den Sieben Weisen. Die Kyniker haben den Namen des Skythen Anacharsis benutzt, um unter seiner Maske und mit seiner Autorität ihre Kultur- und Zivilisationskritik besser verbreiten zu können. So verherrlicht der Skythe Anacharsis im neunten ihm unterschobenen Brief den Naturzustand der Menschen, als allen alles gemeinsam war. Einer seiner angeblichen Aussprüche hat den Sinn: Die Menschen sind nicht nach Sprache und Abstammung zu beurteilen, sondern nach ihrem Charakter. Als ein Grieche ihm seine barbarische Herkunft vorwarf, habe er geantwortet: „Mir ist mein Vaterland Schimpf, du aber deinem Vaterland". Das Ansehen des skythischen Weisen wurde vor allem in der Kaiserzeit (2. Jh. n. Chr.) durch die Skythendialoge Lukians, Anacharsis, Scytha und Toxaris, auch in nachchristlicher Zeit wachgehalten.

Die Verherrlichung des einfachen Lebens, der Bedürfnislosigkeit führte in hellenistischer Zeit zu einer Neuentdeckung der Werte der Frühkulturen:

---

[33] Speyer/ Opelt *a.O.* S. 258 f., 267, 269–271.

[34] Zum Folgenden ebd. 257; vgl. A. MacC Armstrong, *Anacharsis the Scythian*, Greece and Rome XVII 1948, S. 18–23.

To, o czym chcę tutaj mówić, wchodzi w zakres problematyki, którą ogólnie można by zatytułować następująco: „Cyceronowa reżyseria w mowach – przestrzeń i aktorzy". Mowa *Pro Milone* nadaje się, jak sądzę, wyjątkowo dobrze do pokazania, że problematyka ta nie tylko jest bardzo ważna dla rozumienia techniki przemawiania największego mówcy starożytnego Rzymu, ale też, że bywa niedoceniana. Bliższe wyjaśnienie, co mam na myśli, wymaga krótkiej preambuły, dotyczącej charakteru dyskusji naukowej toczącej się wokół tej mowy.

Nie ulega wątpliwości, że największe zainteresowanie badaczy budzi od dawna problem stosunku tekstu, który Cyceron opublikował i który posiadamy, do tego tekstu, który mówca wypowiedział rzeczywiście na Forum Romanum 8 kwietnia roku 52-go i który w wersji stenogramowej przez pewien czas znajdował się również w obiegu czytelniczym w starożytności, aby potem zaginąć (z wyjątkiem 2 zdań zacytowanych przez Kwintyliana). Oczywiście problem taki istnieje przy większości mów Cycerona. Sytuacja *Pro Milone* jest jednak, na pozór przynajmniej, zupełnie wyjątkowa. Na temat mowy wygłoszonej dotarła do nas sformułowana przez współczesnych Cyceronowi opinia bardzo niepochlebna, mowie opublikowanej towarzyszy natomiast od samego początku opinia arcydzieła. Wystąpienie obrończe Cycerona zakończyło się klęską, mamy tej klęski wyraziste opisy. Wydanie *Pro Milone* stało się natomiast ogromnym sukcesem u kolejnych generacji czytelników, zyskując szybko rangę niedościgłego wzoru. Czyż zatem nie należy myśleć tu o dwu zupełnie różnych wersjach: chybionej i mistrzowskiej? A może nie. Może zmieniły się jedynie warunki odbioru? Może źródłem klęski Cycerona było nie złe przemówienie a jedynie okoliczności zewnętrzne: wrogie tłumy klodiańczyków i równie wrogie kordony wojsk Pompejusza. Może tylko okoliczności odbioru a nie tekst musiały ulec zmianie, żeby mowa okazała się arcydziełem.

Tak więc na jednym biegunie znajduje się pogląd, że Cyceron niezwłocznie opublikował swoją mowę procesową dokonując jedynie ograniczonej (głównie stylistycznej) korekty tekstu wygłoszonego (tak np. E. Ciaceri;[3] zbliżone stanowisko zajmuje K. Kumaniecki[4]). Za radykalny wariant tego poglądu trzeba uznać tezę J. N. Settle'a[5] negującego w ogóle istnienie dwóch wersji tekstu w starożytności. Na drugim biegunie znajdują się ci (o wiele liczniejsi), którzy uważają, że wersja opublikowana to w znacznym stopniu nowe lub zupełnie nowe potraktowanie tematu – fikcyjna mowa, bardzo różna od wygłoszonej i napisana w pewien czas po procesie (teza tak sugestywnie sformułowana w swoim czasie przez J. Humberta[6]).

Rozmyślając nad wzajemnym stosunkiem obu wersji mowy można niewątpliwie nadal budować ciekawe hipotezy – przykładem jest tu doskonałe studium

---

[3] E. Ciaceri, *Cicerone e i suoi tempi*, Mediolan 1941, s. 150–155.

[4] *O.c.* s. 272.

[5] J. N. Seetle, *The Trial of Milo and the other "Pro Milone"*, Transactions and Proceedings of the American Philological Association XCIV 1963, s. 268–280.

[6] J. Humbert, *Les plaidoyers écrits et les plaidoiries réelles de Cicéron*, Paryż 1925, s. 189–197.

O igrzyskach rzymskich słyszeli wszyscy — nawet ci, dla których starożytność to tylko kilka na wpół zapomnianych imion i okruchy szkolnych sloganów. Literatura popularna i film podtrzymują i odnawiają w naszej wyobraźni pamięć o ogromnych amfiteatrach wypełnionych krzyczącymi tłumami, o śmiertelnych zapasach toczonych na arenie dla rozrywki tych tłumów, o pokonanym wojowniku klęczącym we własnej krwi w oczekiwaniu na decyzję publiczności: wyrok śmierci lub gest łaski.

O cyrku i gladiatorach pamięta zatem każdy, ale nawet ci, którzy wiedzą o nim dużo, a z antykiem obcują zawodowo, gotowi są nadal — mniej lub bardziej świadomie — traktować pokazy tego rodzaju jako objaw wynaturzonych gustów zdemoralizowanego społeczeństwa. Nie przeszkadza nam w tym nawet uzasadnione przeświadczenie, iż w pierwszych dwóch stuleciach cesarstwa — w okresie najwyższego rozkwitu walk gladiatorskich — społeczeństwo rzymskie (społeczeństwo, nie dwór cesarski) cechuje nie demoralizacja, lecz właśnie wysoki poziom moralny. I chociaż coraz wyraźniej dostrzegamy doniosły wpływ, jaki te umiłowane nade wszystko krwawe widowiska wywierały na mentalność kilkunastu generacji obywateli Rzymu, niechętnie pamiętamy o nich rozważając różne aspekty rzymskiej kultury duchowej.

Zwłaszcza filolog klasyczny — tak zwykle XIX-wieczny w swoich upodobaniach — nie skłonny jest myśleć o okrutnym obrzędzie areny skandując rzymskich poetów, przypomnieć sobie rytmu śmiertelnych zapasów smakując falowanie Cyceronowego periodu, rozważać źródeł entuzjazmu ogarniającego tłum stłoczony wokół zabijanego i zabijającego w nadziei lepszego zrozumienia dramatów Seneki. Niesłusznie.

Badacz antycznej sztuki słowa — że ograniczę się do naturalnego obszaru zainteresowań filologa — może wiele zyskać nie pozostawiając tego „potwornego świata areny" historykom i archeologom, lecz także samemu okazując mu cień zawodowej ciekawości. Wystarczy bowiem wziąć pod uwagę fakt, że cała publiczność — ta, dla której pisał rzymski poeta, tworzył dramatopisarz, grał aktor i do której zwracał się mówca — miała za sobą intensywne cyrkowe przeszkolenie; wystarczy uświadomić sobie, że przeszkolenie takie musiało w znacznym stopniu kształtować wrażliwość tej publiczności, formować jej wyobraźnię, stwarzać określone oczekiwania, żeby uznać, iż doświadczenie cyrkowe (oczywiście nie tylko walki gladiatorskie) mogło być ważnym czynnikiem wpływającym na warunki odbioru każdego występu „do słuchania i oglądania" organizowanego w Rzymie antycznym. Przede wszystkim zaś teatru i wystąpień krasomówczych.

Należy więc liczyć się z tym, że dramatopisarz rzymski mógł wykorzystać to szczególne przygotowanie publiczności teatralnej dla specjalnego efektu: mógł za pomocą słowa wywoływać skojarzenia powodujące nałożenie się na proponowany widzom obraz sceniczny sytuacji dobrze im znanej z areny. Tak tedy za możliwe (w pewnym sensie) należy uznać inscenizowanie w teatrze rzymskim sytuacji, których przy użyciu ludzi i rekwizytów na tej scenie zorganizować się nie dawało, które prezentowano tylko w ogromnych,

wyposażonych w skomplikowaną maszynerię amfiteatrach w ramach niezmiernie kosztownych widowisk. Badacz dramatu i historyk teatru powinien liczyć się z tą możliwością [20].

Należy też oczekiwać, że mówca rzymski — świadomy tego, że audytorium wokół mównicy na Forum to ci sami ludzie, którzy tworzą entuzjastyczną widownię wokół areny — mógł w określonych okolicznościach z powodzeniem dążyć do obudzenia w swoich słuchaczach (na dłużej lub krócej) reakcji widza z amfiteatru, tak jak w innych sytuacjach starał się w nich obudzić reakcję widza teatralnego. Dotychczas zajmowano się tym problemem jeszcze mniej niż efektami teatralnymi w mowach. Istnieje kilka artykułów poświęconych terminologii gladiatorskiej u Cycerona [21], nie podjęto jednak wcale próby odpowiedzi na pytanie, w jakim zakresie odwołując się do gladiatorskich (lub szerzej — związanych z areną) skojarzeń wpłynąć mógł orator na reakcje audytorium.

Powyższe uwagi o pewnych aspektach kompozycji *Pro Milone* są, jak sądzę, dowodem, że pytanie takie postawić warto.

Warszawa

## GLADIATOR'S DEATH SOME ASPECTS OF RHETORICAL TECHNIC IN CICERO'S SPEECH "PRO MILONE"

(Abstract)

From among the numerous difficult questions about Cicero's oratorical and defensive skill in this speech, I have chosen a peculiar set. These are, generally speaking, the problems of the "world presented" in the speech, the world constructed by Cicero and offered to the readers as the only real world. It is organized in such a way that all its elements reinforce Cicero's defence design. It is a world in which the characters linked with the realities of the trial appear in the roles in which they have been cast by the author.

This world, to some degree independent of non-textual reality, has not been fully explored by researches on the *Pro Milone*. This view finds confirmation in my analysis of the beginning of the speech.

In my opinion, in the published version of the *Pro Milone*, Cicero made effective use of his readers' experience as the public of gladiatorial fights. He succeeded in employing for this purpose the peculiar settings of the trial, the actual audience, and Milo's actual behaviour. He transformed all this into an imaginary show staged by himself.

The orator could benefit considerably by arousing the arena-lovers in his listeners. This manipulation with the consciousness (or subconsciousness) of the audience served him as another source of associations with which to induce warm feelings for the accused in the readers.

---

[20] Podejmuję ten problem w przygotowywanym obecnie do druku studium o prologu *Fedry* Seneki.

[21] Por. np. A. A. Imholtz, *Gladiatorial metaphors in Cicero's "Pro Sex. Roscio Amerino"*, Classical World LXV 1972, s. 228–230.

o litość. Cyceron decyduje się więc, interpretując rzeczywiste zachowanie Milona, zaapelować do emocji swoich czytelników przez obudzenie w nich reakcji, jakie wywołuje obserwowanie takiego zachowania nie w sądzie, lecz na arenie.

Widzieliśmy, że mówca już na początku wystąpienia stworzył przesłanki do powstania skojarzenia Milo-gladiator. Na końcu — w *peroratio* — jasno wskazuje, gdzie mamy szukać odniesienia dla przedstawionej sytuacji. Rozpoczynając mianowicie swój apel do sędziów o łaskę (§ 92) wezwie ich oto, żeby swój stosunek do oskarżonego kształtowali zgodnie z emocjami, jakie budzą się w nich w czasie występów gladiatorskich (*in gladiatoriis pugnis*) na widok gladiatorów „dzielnych i dumnych i zuchwale ofiarowujących swe życie"(„fortes atque animosos et se acriter ipsos morti offerentes"). A mianowicie, żeby zechcieli Milona ułaskawić. Na arenie bowiem (dodajmy: odwrotnie niż w rzymskim sądzie) „supplices et ut vivere liceat obsecrantes odisse solemus". Dziwne i naganne zachowanie Milona stało się zatem w ramach konwencji gladiatorskiej jego atutem.

Tak więc Milo tyle razy przebiegający ulice Rzymu na czele swoich bojówek, Milo od lat dziesięciu groźny „kondotier" na usługach stronnictwa senatorskiego, Milo, zabójca Klodiusza, otrzymał w Cyceronowej inscenizacji rolę bohaterskiego gladiatora, pogromcy bestii, której kły i pazury zagrażały każdemu obywatelowi. Czyż mógł, w sytuacji jaka powstała, wystąpić Tytus Anniusz na swoim procesie w korzystniejszym kostiumie? I — dodajmy — w roli lepiej odpowiadającej przezwisku, które nosił. Bo przydomek Milona jawnie przecież nawiązuje do postaci sławnego greckiego mistrza areny — Milona z Krotonu.

Ale można przecież wysunąć zastrzeżenia co do całości moich rozważań. Czy w ogóle porównanie Milona do gladiatora jest stosowne? Jak pogodzić to z niskim statusem społecznym gladiatora? Żeby odeprzeć takie ewentualne zastrzeżenie, wystarczy przypomnieć czytelnikowi o ambiwalentnym stosunku Rzymian do gladiatorów. Z jednej strony znajdują się oni na samym dole drabiny społecznej, z drugiej jednak na szczytach prestiżu społecznego. Zauważmy, że Cyceron pamięta o tym. Nigdzie, podkreślam to mocno, nie nazywa Milona wprost gladiatorem. W jednym miejscu, gdzie aluzja jest jawna (§ 92), robi natychmiast zastrzeżenie: patrząc na Milona — mówi — jak na gladiatora pamiętajmy, o ile wyższy jest jego status społeczny („etenim si in gladiatoriis pugnis ... cupimus ... quanto hoc magis in fortissimis civibus facere debemus"). Natomiast eksponując zachowanie Milona zgodne z etosem gladiatorskim oczekuje obrócenia na korzyść Milona całego entuzjazmu, jaki ten etos wywoływał.

Czas zreasumować te rozważania. Jeżeli mam słuszność, to w publikowanej wersji *Pro Milone* spotykamy się z efektywnym wykorzystaniem przez autora doświadczeń jego czytelników jako publiczności walk gladiatorskich, tak jak gdzie indziej wykorzystał on doświadczenia teatralne swojego

przypisywać pychę i bezczelność, ja skłonny byłbym raczej przypuścić, że była to postawa uzgodniona z obrońcą). Najważniejsze dla mnie jest to, że Cyceron robi z takiego niezwykłego zachowania Milona bardzo ważny element swojej charakterystyki oskarżonego. Utrwala w świadomości czytelników mowy obraz Milona, którego postawa, słowa, gesty i mina są całkowicie niezgodne z normalnym zachowaniem oskarżonego i z oczekiwaniami sędziów. Cała właściwie *peroratio* oparta jest na tym motywie. Cyceron apeluje do sędziów, żeby nie wydawali wyroku skazującego, pomimo że wśród powszechnego płaczu Milo nie uronił ani jednej łzy i pomimo że muszą patrzeć na jego „vultum semper eundem" — niezmieniony wyraz twarzy, słuchać „vocem et orationem stabilem ac non mutatam" — głosu pewnego, mowy niewzruszonej (§ 92). Wkrótce (konstruując fikcyjny dialog z oskarżonym) ponownie zwraca uwagę na jego niezdolność do płaczu i kamienny spokój w obliczu śmierci (§ 95). Wreszcie oświadcza, że „Milo est quodam incredibili robore animi" (§ 101) i w ostatnich słowach, że oskarżony zabronił mu płakać dla wyjednania łaski („hic se lacrimis defendi vetat", § 105).

Tak więc to, co zdaniem Plutarcha tak zaszkodziło Milonowi, Cyceron wyraźnie eksponuje! Jakich z tego oczekuje korzyści dla sprawy oskarżonego? To, że Milo tak się w rzeczywistości zachowywał nie wystarcza do wyjaśnienia funkcji takiego przedstawienia jego postawy w publikowanej mowie. A naiwnością byłoby sądzić, jak to niektórzy robią, że Cyceron przeprasza w ten sposób za niestosowne zachowanie oskarżonego na procesie.

Znalazłem tylko nieliczne próby wyjaśnienia tego aspektu Cycerońskiej koncepcji postaci Milona. Właściwie tylko Wilfrid Stroh [18] zauważył, że cały ten motyw stanowi element Cycerońskiej inscenizacji. Uznał, że scenkę tę można by zatytułować „filozof przed sądem" i że Milo wystylizowany jest na Sokratesa. Victor Pöschl (*o. c.*) wskazuje na oczywistą niefunkcjonalność w kontekście sytuacji procesowej wzorca Sokratesa. Stwierdza, że można raczej mówić o uosobieniu rzymskiego i stoickiego ideału *virtus* i *dignitas*.

Na pewno Milo ma cechy tego ideału. Ale jak o tym przekonać czytelnika? I co z zasadniczą sprawą niestosowności takiego zachowania oskarżonego w sądzie? Wyrok grożący Milonowi Cyceron wielokrotnie nazywa karą śmierci. Mówi to na różne sposoby, czasem bardzo obrazowo np. § 31: „optabilius Miloni fuit dare iugulum P. Clodio quam iugulari a vobis, iudices". W obliczu śmierci Milo śmiało przyjmuje swój los, wzdraga się przed jakąkolwiek prośbą o łaskę, zwraca spokojną twarz ku tym, którzy mają mu zadać cios. Jaką to właściwie scenkę inscenizuje Cyceron, aby zaapelować do emocji czytelników i — zamiast potępienia dla bezczelnego oskarżonego — znaleźć aprobatę dla jego zachowania?

Myślę, że można by ją nazwać: „gladiator w oczekiwaniu na wyrok". Przecież najważniejszą cnotą pokonanego gladiatora jest spokojnie czekać na wyrok publiczności i umierać bez lęku, najwyższą hańbą jest dla niego prosić

---

[18] W. Stroh, *Taxis und Taktik. Die advokatische Dispositionskunst in Ciceros Gerichtsreden*, Stuttgart 1975, s. 50–51.

audytorium [19]. Cyceron potrafił zużytkować dla swojego pomysłu rzeczywistą scenerię procesu, rzeczywistą publiczność obecną na procesie i rzeczywiste zachowanie samego Milona. Przekształcił i przeobraził to wszystko stwarzając własną inscenizację. Uzyskał dzięki niej jeszcze jedno źródło skojarzeń mogących obudzić życzliwość czytelników dla oskarżonego. Poza główną i jawną linią obrony, poza prawną argumentacją i ideologicznym uzasadnieniem czynu zorganizował dodatkowe alibi dla Milona. Obok wizerunku dzielnego człowieka broniącego się przed napaścią zbójców, obok wizerunku zbawcy ojczyzny ratującego Rzym w godzinie próby istnieje w tej mowie trzeci wizerunek oskarżonego: obraz Milona-gladiatora, bohaterskiego zwycięzcy potwornego przeciwnika. Milona, gladiatora na arenie, gotowego umrzeć bez słowa skargi, jeśli taki zapadnie wyrok. Ten trzeci wizerunek jest ukryty, sugerowany tylko a nie pokazany czytelnikom. Przeznaczony jest zapewne przede wszystkim dla tych, do których nie przemówiły dwa pierwsze.

Wskazanie wątku gladiatorskiego w *Pro Milone* pozwala zauważyć dodatkowe związki między różnymi miejscami w mowie. Pozwala lepiej zrozumieć różne aspekty brawurowego przedsięwzięcia, jakie realizował Cyceron podejmując ponownie walkę na polu przegranej bitwy i starając się obrócić na swoją korzyść wszystko to, co w rzeczywistym procesie doprowadziło go do klęski.

Mogłem w krótkim artykule przedstawić uwagi dotyczące jednej tylko, nie dostrzeżonej dotychczas, warstwy znaczeń w *Pro Milone.*

Myślę, że istnieje w tym tekście jeszcze kilka innych wątków ważnych dla kompozycji całości, które nie zostały w pełni zinterpretowane. Najłatwiej dostrzec je zastanawiając się nad tymi fragmentami tego mistrzowskiego tekstu, które nie budzą żywszego zainteresowania, a czasem są wręcz krytykowane przez nowożytnych badaczy — uznawane przez nich za banalne lub słabo związane z całością mowy. Przy badaniach nad mowami Cycerona zwykle krytyka taka jest bowiem sygnałem, że mamy do czynienia z jakimś elementem, którego funkcja nie została dostatecznie ujawniona i który wymaga rozpatrzenia w ramach całokształtu obrończych i artystycznych zamierzeń mówcy. Czasem ukazuje się wtedy cała złożona struktura.

Jedną omówiliśmy przed chwilą, inną ujawnić może — jak sądzę — uważne zbadanie roli, jaką w publikowanej wersji *Pro Milone* Cyceron napisał dla samego siebie. Ale to już materiał na osobne studium.

Jako postscriptum jeszcze jedna uwaga o charakterze metodologicznym — nie ograniczająca się zresztą do badań nad tekstami przemówień.

---

[19] Patrz m.in. K. A. Geffcken, *Comoedy in the Pro Caelio*, Amsterdam 1973; J. Axer, *The Style and the Composition of Cicero's Speech "Pro Q. Roscio Comoedo"*, Warszawa 1980, (por. tenże, *Spór aktora z własną maską — Plautyński występ Cycerona*, Pamiętnik Teatralny XXVII 1978, z. 4, s. 493–502; A. Vasaly, *The Masks of Rhethoric: Cicero's "Pro Roscio Amerino"*, Rhetorica III 1985, nr 1, s. 1–20).

gromadami Klodiańczyków zgromadziła się „milcząca większość" reprezentująca nastroje pro-Milonowe. W ten sposób opinia publiczna zostaje przez mówcę przywołana i jej stanowisko, zawsze tak ważne u Rzymian, ma przemawiać na korzyść oskarżonego.

To, na co Pöschl jako jedyny zwraca tu uwagę, ja także uważam za istotne dla zrozumienia Cycerońskiego sposobu przedstawiania okoliczności towarzyszących procesowi. Moim zdaniem jest to jednak tylko element szerszego — nie rozpoznanego dotychczas — manewru w strategii obrończej Cycerona.

Z pewnością Cyceron próbuje nadać sympatiom audytorium inny kierunek niż ten, w którym biegły one w rzeczywistości. Próba ta wymagała wytworzenia w wyobraźni czytelnika odpowiedniego obrazu zachowania się publiczności. Obrazu możliwie sugestywnego, tak by czytelnik odczuwał obecność milczącego pro-Milonowego tłumu i mógł się z nim identyfikować. Temu zadaniu podporządkowany jest całkowicie sposób ukształtowania w *Pro Milone* wizji Forum w czasie procesu.

Przyjrzyjmy się uważnie temu, co nam Cyceron sugeruje. Trybunału nie otacza krąg przysłuchujących się (*corona*) złożony zwykle z *advocati*[14] — otacza go natomiast wielki i zróżnicowany tłum („non usitata frequentia") oraz kordony legionistów Pompejusza. Miejsce akcji procesu jest przez tę niezwykłą publiczność oblężone i zamknięte ze wszystkich stron. Mówca trzykrotnie („cinctus est", „stipati sumus", „saepti sumus") wbija czytelnikowi w pamięć następujący obraz: pośrodku Forum — on wraz z oskarżonym i sądem, zamknięci w koncentrycznych pierścieniach tłumu i wojska.

Tylko kilkoma znakami Cyceron zaznacza teraz aktywność Klodiańczyków („temeritatem concitatae multitudinis"), którzy zakłócić mogą tok przemówienia („arma ... nec auxilium modo defensioni meae, verum etiam silentium pollicentur"). Całą uwagę czytelników skupia natomiast mówca na wizji rzeszy sprzyjającej Milonowi. Oświadcza, że wchodzą w jej skład wszyscy obecni na procesie obywatele („reliqua vero multitudo quae quidem est civium, tota nostra est") i ukazuje obraz ogromnej, otaczającej Forum widowni, którą tworzy ten przypatrujący się tłum zwolenników Milona. Właśnie „przypatrujący się" a nie „przysłuchujący". Funkcja patrzenia wyeksponowana jest bardzo mocno w kunsztownym sformułowaniu (nb. psutym często w rękopisach i upraszczanym przez niektórych wydawców). Oto patrząc od strony trybunału można dostrzec („videtis" mówi Cyceron do sędziów) zwrócone na sąd spojrzenia tłumu ludzi patrzących ze wszystkich miejsc, z których widać choćby skrawek Forum (undique intuentis, unde aliqua fori pars aspici potest, et huius exitum iudicii expectantis"). Tłum ten w przekonaniu, że na jego oczach toczy się doniosła walka („decertari putat") gorąco sprzyja („favet") męstwu Milona.

---

[14] *Advocati* — tym pojęciem, przypomnijmy, obejmowano w czasach Rzeczypospolitej wszystkie osoby zapraszane na rozprawę sądową przez strony (biegli, doradcy, przyjaciele, stronnicy, „klaka" etc.).

iudiciorum requirunt, non enim corona consessus vester cinctus est, ut solebat; non usitata
2 frequentia stipati sumus; non illa praesidia quae pro templis omnibus cernitis, etsi contra vim conlocata sunt, non afferunt tamen oratori terroris aliquid, ut in foro et in iudicio, quamquam praesidiis salutaribus et necessariis saepti sumus, tamen ne non timere quidem sine aliquo timore possimus. Quae si opposita Miloni putarem, cederem tempori, iudices; nec enim inter tantam vim armorum existimarem esse orationi locum. Sed me recreat et reficit Cn. Pompei, sapientissimi et iustissimi viri, consilium, qui profecto nec iustitiae suae putaret esse, quem reum sententiis iudicum tradidisset, eundem telis militum dedere, nec sapientiae temeritatem con-
3 citatae multitudinis auctoritate publica armare. Quam ob rem illa arma centuriones cohortes non periculum nobis, sed praesidium denuntiant, neque solum ut quieto, sed etiam ut magno animo simus hortantur, nec auxilium modo defensioni meae, verum etiam silentium pollicentur. Reliqua vero multitudo quae quidem est civium, tota nostra est, nec eorum quisquam quos undique intuentis, unde aliqua fori pars aspici potest, et huius exitum iudicii expectantis videtis, non cum virtuti Milonis favet, tum de se, de liberis suis, de patria, de fortunis hodierno die decertari putat.

II Unum genus est adversum infestumque nobis, eorum quos P. Clodi furor rapinis et incendiis et omnibus exitiis publicis pavit; qui hesterna etiam contione incitati sunt ut vobis voce praeirent quid iudicaretis. Quorum clamor si qui forte fuerit, admonere vos debebit ut eum civem retineatis qui semper genus illud hominum clamoresque maximos prae vestra salute neglexit.

Paragrafy te zawierają opis sytuacji, w jakiej autor mowy lokuje obronę Milona. Jest ona bezprecedensowa z punktu widzenia rzymskiej procedury prawnej. I taka też była w rzeczywistości. Wiemy (z Askoniusza, Diona, Plutarcha etc.) o pro-Klodiańskich nastrojach tłumu wypełniającego tego dnia Forum, wiemy kto i dlaczego wezwał wojsko oraz jak i po co je rozstawiono, wiemy dlaczego Pompejusz w otoczeniu gwardii przybocznej zasiadał przed Świątynią Zgody, a nawet jakie to wszystko wywierało wrażenie na samym Cyceronie. Łatwo dostrzec, że obraz sytuacji, który możemy odtworzyć na podstawie tych źródeł, nie w pełni pokrywa się z relacją Cycerona: czyli z tym, co sugerowane jest czytelnikom *Pro Milone*.

Oczywiście Cyceron musiał zachować zasadniczy schemat sytuacji — zbyt niedawne i zbyt dramatyczne były to wydarzenia, żeby mógł je przemilczeć publikując własną wizję procesu. Słusznie i wielokrotnie zauważano, że mówca usprawiedliwia się w ten sposób ze swego niepowodzenia — pokazuje zaraz na wstępie, jakie to przemożne siły miał przeciwko sobie. Mniej uwagi zwrócono natomiast na sens zmian dokonanych przez Cycerona w opisie rzeczywistej sytuacji — zmian nie dających się oczywiście tłumaczyć tą intencją usprawiedliwienia porażki. Komentatorzy ograniczają się do ogólnego stwierdzenia, że Cyceron tuszuje wrogie Milonowi nastroje wypełniającego Forum tłumu oraz stara się przekonać czytelnika, że wojsko skierowane jest przeciwko nosicielom tych nastrojów, nie stanowi zaś presji na sąd. Tylko w rozprawie Victora Pöschla pt. *Zur Einbeziehung anwesender Personen und sichtbarer Objekte in Ciceros Reden*[13] znalazłem próbę pogłębionej analizy jednego z elementów techniki zastosowanej tu przez Cycerona. Pöschl zauważa mianowicie, że Cyceron sugeruje, iż wokół trybunału, za kordonem wojsk i krzyczącymi

---

[13] W: *Ciceroniana. Hommages à Kazimierz Kumaniecki*, Leiden 1975, s. 206–226.

A więc zreasumujmy: Cyceron pragnie, aby w naszej wyobraźni powstał obraz małego placyku na płaszczyźnie Forum, otoczonego ogromną tłoczącą się widownią, chciwie wpatrującą się w to, co się na tym placyku rozgrywa, i gwałtownie, emocjonalnie reagującą na przebieg wydarzeń, przy czym większość publiczności, w tym cała jej godna szacunku część, jest po stronie Milona.

Przecież to jest schemat, który musiał obudzić w świadomości rzymskiego czytelnika *Pro Milone* bardzo określone skojrzenia. To przecież wygląd Forum w dniu rozgrywania na nim walk gladiatorskich! [15]

Tak właśnie ulokowana była w tych czasach arena, tak musiała wyglądać widownia: pierwsze kręgi publiczności ciasno stłoczone wokół miejsca walki, a dalej tłumy okupujące schody świątyń, dachy budowli wokół rynku, słowem *intuentes unde aliquid aspici potest*. To jest sytuacja, z którą każdy Rzymianin musiał być dobrze obeznany. To sytuacja, w której obywatele regularnie przywykli uczestniczyć — jako widzowie. Cyceron pragnie ją wykorzystać. Tożsamość miejsca, identyczność dekoracji pozwala mu liczyć na to, że sytuacja bezprecedensowa, która nie odpowiada żadnym doświadczeniom jego czytelników jako obserwatorów procesów sądowych, skojarzy im się z tym, co od pokoleń stanowi ich zbiorowe doświadczenie jako miłośników pokazów gladiatorskich. Proszę teraz zwrócić uwagę, że w analizowanym wyżej centralnym dla naszych rozważań zdaniu mówiącym o „milczącej" pro-Milonowej większości Cyceron koncentruje słownictwo, które dodatkowo pomaga w powstaniu tego rodzaju skojarzeń. Widzowie wokół trybunału stają się tu podobni do publiczności pokazów gladiatorskich: są *expectantes* i *favent* swojemu faworytowi, podczas gdy na placu rozgrywa się walka (*decertatur*) [16].

Nie chcę przez to powiedzieć, że Cyceron jawnie porównuje proces Milona do walki gladiatorskiej. Oczywiście nie robi tego. Uważam natomiast, że tak modyfikuje rzeczywiste wydarzenia, tak aranżuje sytuację, żeby obudzić w czytelnikach *Pro Milone* pewne emocjonalne odruchy, pewne nawyki, które w nich wyrobiło przyglądanie się walkom gladiatorskim na Forum.

Wysuwając taką tezę muszę wykazać przede wszystkim, że taki zabieg miał sens z punktu widzenia taktyki obrończej Cycerona. Że obrońca Milona odnieść mógł korzyści budząc w czytelnikach mowy reakcje miłośników gladiatorskich zapasów.

Korzyści wydają mi się oczywiste. Takie skojarzenia, jeśli udałoby się je wywołać, mogą przecież w istotny sposób zmienić emocjonalny stosunek czytelników do oskarżonego. Na tak zorganizowanej scenie Tytus Anniusz Milo, bezwzględny morderca Klodiusza, ma bowiem do zagrania zupełnie

---

[15] Wizja krwawych zapasów na arenach amfiteatrów okresu Cesarstwa tak dalece opanowała wyobraźnię potomnych, że nawet specjalista łatwo zapomina o tym, iż w Rzymie republikańskim walki gladiatorów odbywały się właśnie na Forum.

[16] Słowa te albo są używane w związku z widowiskami (teatralnymi, cyrkowymi), albo nawet (czasownik *faveo*) należą do technicznej terminologii walk na arenie.

nową rolę. A to, co przemawiało przeciw niemu, może w paradoksalny sposób okazać się korzystne.

Tu — na arenie — oczekuje się od występującego przede wszystkim męstwa i sprawności we władaniu bronią. Cyceron oświadczywszy na wstępie, że mówić będzie „pro fortissimo viro" obdarza potem Milona pochwałami za odwagę w toku całej mowy. Oto „vir fortis", „vir fortissimus", posiadający „non unius viri vires" (§ 67), oto „ista divina virtus" (§ 99). Cyceron podkreśla to tak często, że nowożytni komentatorzy mają mu za złe monotonne powtarzanie tego samego refrenu. Stwierdzają, że tworzy postać schematyczną. Myślę jednak, że mówca po prostu tworzy postać odpowiednią na taką scenę, jaką przygotował: oto gladiator nie znający trwogi.

Na arenie gladiator walczy, żeby zabić. Wiemy, że Milo zabił swego wroga w sposób, który musiał go bardzo obciążać w oczach każdego znającego przebieg wydarzeń [17]. Cyceron nie odważa się relacjonować tych faktów. Są one jednak obecne w świadomości jego czytelników stanowiąc bardzo poważną przeszkodę w budzeniu ich sympatii do oskarżonego. Ale jeżeli rzecz dzieje się na arenie? Przecież tutaj okrutne dobijanie rannego wroga przez zwycięzcę jest zupełnie naturalne. Odbywa się na życzenie publiczności.

Na arenie gladiator walczy z człowiekiem lub ze zwierzęciem. I oto siły wrogie Milonowi przybierają czasem w relacji Cycerona zastanawiająco zwierzokształtną postać. Zaczynają się tego rodzaju efekty natychmiast po zanalizowanym wyżej rozbudowanym zdaniu, zawierającym wizję milczącej większości patrzącej na Milona. Przeciwko naszemu bohaterowi jest tylko ten jeden „gatunek" („unum genus" — Cyceron nie dodaje „ludzi"), którego naturalny żer stanowią zbrodnie („quos P. Clodi furor rapinis et incendiis et omnibus exitiis publicis pavit"). Tacy są Klodiańczycy. Zaś sam Klodiusz — ofiara Milona — nazywany jest kilkakrotnie przez mówcę bestią, i to zwykle w bardzo charakterystycznych momentach. W obrazie, w którym Marek Antoniusz ściga go i pęta siecią („inretitam teneret beluam"), Milo zaś waha się jeszcze z dobiciem wroga (§ 40); i ponownie, kiedy Klodiusz pada pod ciosem Milona u stóp znieważonych ołtarzy („quae illam belluam cadere viderunt", § 85). Oracja zwycięskiego Milona z krwawym mieczem w ręku (rażąca tylu komentatorów) wydaje się wobec pokonania takiego przeciwnika bardziej na miejscu (§ 72–77).

Przechodzę teraz do najważniejszego chwytu z tych, które Cyceron zastosował wykorzystując swoją gladiatorską aluzję. Otóż wiemy dobrze, że zachowanie Milona na procesie odbiegało od przyjętych obyczajów. Plutarch (*Cic.* 35) informuje, że oskarżony zachowywał się niezwykle wyzywająco, nie włożył nawet żałobnych szat, jakie przystoją w jego sytuacji, i nie prosił o łaskę. Biograf uważa, że takie zachowanie było jedną z przyczyn wyroku skazującego. Pozostawmy na boku przyczyny takiej postawy Milona (badacze zwykli mu

---

[17] Ranny w starciu Klodiusz został wyciągnięty z gospody, do której go odniesiono, i z polecenia Milona okrutnie zamordowany na drodze Apijskiej.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# DE HORATII CARMINE I 34

Scripsit

IOSEPHUS KORPANTY

Philodemus Epicureus libro primo operis, quod περὶ θεῶν scripsit, vituperat veteres amicos, qui metu ac religione victi Κήπου sapientiam spreverunt abieceruntque et superstitionibus denuo obligati sunt. H. Diels, fragmentorum Philodemeorum editor doctissimus [1], versus 4–14 columnae 1 ita Germanice interpretatus est: „Sie schienen einmal unsere Freunde, scheinen es aber nicht mehr, und sie handeln offenbar ähnlich wie der Pöbel, der bei Traumerscheinungen sich ängstlich duckt, in dem aber, was ihr Inneres angeht, sich in keiner Weise von jenen unterscheidet. Ja, man kann sie darauf ertappen, daß sie nach veralteten Ehrbegriffen (z. B. bei Veranstaltung von Opfern) ähnlich handeln wie manche aus der Schar der Unbefreundeten. Sie bekunden dabei ihr eigentliches Wesen auf Schritt und Tritt dadurch, daß sie in steter Angst (vor Tod und Höllenstrafen) die Fähigkeit für ihr weiteres Leben einbüßen, sich wohl zu fühlen" [2]. Columna 4 quoque (versus 1–7) legimus de Epicureis, qui somnis commoti et opinionibus superstitiosis (ὑπολήψεις) imbuti denuo credunt homines deis curae esse eamque ob rem sicut indocti multis cladibus afficiuntur. Frustulorum Philodemi editor, quem supra nominavimus, recte vidit Lucretium idem in mente habuisse, cum haec scriberet (VI 58 sqq. = V 82 sqq.) [3]:

> nam bene qui didicere deos securum agere aevum [4],
> si tamen interea mirantur qua ratione
> quaeque geri possint, praesertim rebus in illis
> quae supera caput aetheriis cernuntur in oris,
> rursus in antiquas referuntur religiones
> et dominos acris adsciscunt, omnia posse

---

[1] Philodemos *Über die Götter*, Erstes Buch, Griechischer Text und Erläuterung, Abhandlungen der Königlich Preussischen Akademie der Wissenschaften, Jahrgang 1915, Philosophisch-Historische Klasse.

[2] *O. c.* p. 49–50.

[3] Scias velim in verbis Lucretianis afferendis me Cyrilli Bailey editione altera usum esse.

[4] Cf. Horat. *Serm.* I 5, 101–103.

quos miseri credunt, ignari quid queat esse,
quid nequeat, finita potestas denique cuique
quanam sit ratione atque alte terminus haerens;
quo magis errantes caeca ratione feruntur.

Versibus 61–62 repetuntur ea, quae iam versibus 50–55 dicta sunt, e quibus apparet homines, qui omnium rerum naturam parum cognitam habeant, deorum timori superstitioso vel opinionibus superstitiosis denuo succumbere. Quod ne C. Memmius committeret, Lucretius providens praecavit verbis his (I 102 sqq. [5]):

Tutemet a nobis iam quovis tempore vatum
terriloquis victus dictis desciscere quaeres.
quippe etenim quam multa tibi iam fingere possunt
somnia quae vitae rationes vertere possint
fortunasque tuas omnes turbare timore!
et merito. nam si certam finem esse viderent
aerumnarum homines, aliqua ratione valerent
religionibus atque minis obsistere vatum [6].

Sed alteri quoque Philodemi scripto animum intendas velim, scriptum dicto, quod composuit *adversus* [*sophistas*], ut Vogliano sagaciter coniecit [7], quem fragmentorum editor F. Sbordone secutus est [8]. Qui Diogene Laertio teste [9] usus recte, ut opinor, intellexit sophistarum nomine ineptos Epicureos significari. Etsi fortasse viris doctis assentiri mavis, qui dicant Philodemum scripto, de quo agimus, Stoicos vel alios quosdam viros impugnasse [10], negare non potes pluribus locis sermonem esse de Epicureis, qui a recta sapientiae via deflexerint [11], veros autem doctrinae sectatores laudibus efferri [12]. Itaque dubitari nequit, quin antiquis temporibus multi Epicurei mentem suam mutaverint ac Hortum reliquerint. Quorum nonnulli etiam ad pristinam religionem se revocaverunt eamque ob rem a sectae antistitibus castigati sunt. Quod si memoria tenuerimus, Horatii carmen I 34 melius intellegere poterimus.

---

[5] Cf. quoque Lucr. I 80–82.

[6] Cf. quoque Lucr. III 41–58.

[7] Vogliano, *Nuovi testi epicurei*, RIFC 54, 1926, p. 37.

[8] F. Sbordone, *Philodemi adversus* [so*phistas*] e *papyro Herculanensi 1005 in lucem protulit*, Napoli 1947.

[9] Cf. D.L. X 26: ... καὶ ἄλλοι οὓς γνήσιοι Ἐπικούρειοι σοφιστὰς ἀποκαλοῦσιν. Cf. quoque A. Laks, *Édition critique et commentée de la "Vie d'Epicure" dans Diogène Laërce* (*X, 1–34*), Cahiers de Philologie I 1976, Etudes sur l'Epicurisme Antique, Publications de l'Université de Lille III, comm. ad loc., p. 97.

[10] Cf. De Lacy, *Some Recent Publications on Epicurus and Epicureanism* (*1937–1954*), The Classical Weekly XLVIII 1955, p. 171; F. Castaldi, *Epicurei genuini ed Epicurei sofisti*, Nuova Cultura IX 1929, p. 65 sqq.

[11] Cf. col. I 6 sqq.; XII 18–19; XIV 4–5; cf. quoque commentarium ad locos hos: VI 1–10; VIII 1–6; XI; XII 1–8; 18;XVI; XVII.

[12] Cf. col. X 5–6.

Cuius primam saltem partem poeta Venusinus ad illam crebram Epicureorum a sapientia defectionem alludens procul dubio verbis gravissimus, sed re vera ludibundus composuit, fortasse ut amicis suis Epicureis stomachum moveret [13]. Nam repentinas — ut ita dicam — conversiones philosophicas ipse in *Sermone* II 3 irrisit [14]. Dignum est, quod in memoriam revocemus Horatium finxisse se „insanientis sapientiae consultum" retrorsum vela dedisse [15] fragore caeli sereni perterritum, quod fieri non posse iam Lucretius docuit (VI 400–401):

> denique cur numquam caelo iacit undique puro
> Iuppiter in terras fulmen sonitusque profundit?

Horatium usque ad vitae finem imprimis Epicuri praeceptis paruisse *Epistularum* libri satis superque declarant [16].

Quae supra breviter disputavimus, ad carmen I 34 interpretandum explicandumque aliquantulum lucis inferunt neque a commentariorum auctoribus silentio praeteriri debent.

Cracoviae

---

[13] Cf. Cic. *Acad.* II 3.7: „Quod gravius ferremus si quisquam ullam disciplinam philosophiae probaret praeter eam quam ipse sequeretur".

[14] Cf. v. 31–36:

> O bone, ne te
> frustrere, insanis et tu stultique prope omnes,
> si quid Stertinius veri crepat, unde ego mira
> descripsi docilis praecepta haec, tempore quo me
> solatus iussit sapientem pascere barbam
> atque a Fabricio non tristem ponte reverti.

Puto verba „insanis et tu stultique" quodam modo illi „insaniens sapientia" respondere ac idem fere valere.

[15] Non abs re fore puto, si conferamus Ciceronis verba haec: *Acad.* II 3,8: „Nam ceteri primum ante tenentur adstricti quam quid esset optimum iudicare potuerunt, deinde infirmissimo tempore aetatis aut obsecuti amico cuipiam aut una alicuius quem primum audierunt oratione capti de rebus incognitis iudicant, et ad quamcumque sunt disciplinam quasi tempestate delati ad eam tamquam ad saxum adhaerescunt."

[16] Cf. verba Epicuri sapientiam redolentia, e.g. Hor. *Epist.* I 16,65–66; II 2,205–209; M. N. Porter Packer, *The Consistent Epicureanism in the First Book of the Epistles of Horace*, TAPhA 1941, p. 39 sqq.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# DE MINUCIANIS QUIBUSDAM RETRACTANDIS

Scripsit

MIECISLAUS BROSCIUS

3,6: *ut illud iaculum vel dorsum maris raderet vel enataret, dum leni impetu labitur* (**P**): sed illud *vel* posterius aut etiam *vel enataret* quibusdam delendum visum est (cf. app. crit. ed. J. Beaujeu, 1964; ed. B. Kytzler, 1982). Vix recte. Nam iungenda sunt verba *vel enataret, dum leni impetu labitur*; reapse enim ut iaculum dorsum maris (tranquilli) radat, necesse est impetu celeriore feratur; si leniore fertur (ut sub finem radendi), saltibus aliquot factis, in quibus enatare videtur, demergitur. Retinendum igitur illud *vel enataret* genuinum.

ibid.: *vel summis fluctibus tonsis emicaret emergeret, dum assiduo saltu sublevatur* (**P**): hic illud *emergeret* glossa videtur esse illius *emicaret*, verbi cum tempore minus minusque noti. Quam glossam a textu secludendam putamus.

Glossas enim plures ex exemplaribus prioribus in Octavii textum irrepsisse e reliquis quoque locis quibusdam conici potest; cf. 7, 3; 7,5; 9,6; 19,4; 19,7; 26,12; 33,1.

7,3: *anhelis spumantibus equis atque fumantibus* (**P**): etiam hic illud *spumantibus* glossam putamus olere illius *anhelis*, adiectivi cum tempore exolescentis.

7,5: (templa) ... *magis sunt augusta numinibus incolis praesentibus inquilinis quam cultu* (**P**): ubi illud *praesentibus* item glossa videtur esse illius *incolis*, quibus opponuntur inquilini; ut sit: et incolis (indigenis) et inquilinis (qui aliunde invitati sedem Romae obtinuerunt).

9,6: *ubi convivium caluit et incestae libidinis ebrietatis fervor exarsit* (**P**): ubi si illud *ebrietatis* non utique glossam illius *libidinis* putaveris, quod Svoboda non falsa ratione proposuisse videtur, at quominus *ebrietate* legas, nihil certe obstat.

11,5: *culpam tamen vel innocentiam fato tribui sententiis plurimorum, et haec vestra consensio est* (**P**): ubi *fato tribui* ⟨*scitis*⟩ supplevit Scheiweidler, recepit Beaujeu. Alii alia. Non recte. Intelligendum enim fere ita: (Quod attinet ad illud) culpam vel innocentiam fato tribui sententiis plurimorum — et haec (i.e. etiam haec) vestra consensio est.

16,1: *utrum tua eruditio turbata sit* ... (**P**): quem locum alii aliter sanare conati sunt. Sed vide, si pro illo *tua* illud *sua* (i.e. eius) *eruditio* legere malis locumque quiescere sinas.

16,4: *sic nec dubitandum ei de cetero est* (**P**): sed legendum videtur *de ceteris erit*, quod per haplographiam in *de cetero est* facile abiit.

16,5: *natura insitos esse sapientiam* (**P**): qui locus insolita quadam constructione dubitationem movit, an non integer sit. Quem ut sanarent, multi multa. Nec indignaberis, si nostram adiecerimus coniecturam; quae est *natura assecutos esse sapientiam.*

17,10: *quid loquar apte disposita recta montium* (**P**): cur non *erecta montium?* Cf. porrecta camporum.

18,8: *nec comprendi potest, nec aestimari* (**P**): quibus Canterus addidit *nec comprehendi potest:tactu purior est*. Quod ingeniosum, nec necessarium, quia illi *sensibus maior est*, quod sequitur, includitur. Recte Kytzlerus.

19,7: *vim naturalem animalem* (**P**): illud *naturalem* offendit quosdam; sed Minucius sciens scripsisse videtur utrumque, siquidem posset esse vis naturalis, neque animalis. Ceterum prius quidem Minucium credideris scripsisse *naturalem*, et illud *animalem* addidisse quendam, cui illud *naturalem* parum videretur.

20,4: *Quid illas aniles fabulas de hominibus aves et feras homines et de hominibus arbores atque flores*, (**P**): ubi illud *prius de hominibus* importunum; quod fortasse minima cum vi sanari possit, si *de hominibus abincauto scriba errore positum nec deletum putaveris.*

20,5: *Similiter ac vero erga deos quoque ... crediderunt* (**P**): sed in exemplari illius **P** summopere est verisimile *similiter atque erga deos* exstitisse, ex quo noster **P** *ac vero erga deos* fecit.

21,3: *Alexander ille Magnus Macedo insigni volumine ad matrem suam scripsit* etc. (**P**): Haec et quae ab aliis de Alexandri scripto traduntur, ita intelligenda esse videntur: Alexandri scriptum a Leone illo Pallaeo sive Aegyptio, non Leonem ab Alexandro testem adhibitum esse. Nec mirum, si et Alexander epistulam scripserit ampliorem, qua matrem de secreto a sacerdote quodam (Iovis Ammonii) sibi de deis hominibus prodito doceret, et Leon eandem Alexandri Magni epistulam suarum sibi elucubrationum testem advocaverit. Nam Leonem ipsum sacerdotem illum Aegyptium cum s. Augustino facere minime oportet.

ibid.: *et postea Iovis gentem et de spicis Isidis ad hirundinem* etc. (**P**): hoc loco plurimum a diorthoticis vexato unum certum est: excidisse quaedam, fortasse unius tantum lineae. Quae supplenda ita fere suggerere audemus: *Iovis gentem et ⟨Apollinis .... et pergit⟩ de spicis Isidis ad hirundinem* etc. Nam cf. supra: Dictaei Iovis et Apollinis Delphici et Phariae Isidis etc.

22,6: (Iuppiter) *cum Hammon dicitur, habet cornua; et cum Capitolinus, tunc gerit fulmina; et cum Latiaris, cruore perfunditur; et cum Feretrius, non auditur. Et ne longius multos Ioves obeam*, (**P**): aenigmaticum occurrit illud *non auditur*, quod nescio an legendum *non abditur*, i.e. aspectu non prohibetur (in sanctissima templi parte non obtegitur) – si hunc locum ipsum sibi rei testem agnoveris ac susceperis. Sin minus, verisimillimum videtur *non additur*, quod qui in exemplari codicis **P** legit neque sensum dare vidit, in *non auditur* deflexit.

In exemplari autem — cuius scriba in antiquiore exemplari aut lacunam habuit verbis certis depressis, aut ipse animadvertit desiderari Feretrii insigne.

26,12: *ex qua monet etiam nos procupidinem Amoris et dicit informari* etc. (**P**): qui locus habet suam corruptionis historiam, quae hoc fere ordine adumbrari possit:

1. ex qua monet etiam Amorem informari ...
2. ex qua monet etiam Amorem informari ... (pro cupidinem *suprascr.*)
3. ex qua monet etiam procupidinem Amoris ...
4. ex qua monet etiam nos procupidinem Amoris informari
5. ex qua monet etiam nos procupidinem Amoris informari (et dicit *supra-scripto*)
6. ex qua monet etiam nos procupidinem Amoris et dicit informari ...

Ex quibus patet legendum esse, quod primo loco posuimus, i.e. *ex qua monet etiam Amorem informari* ... (omisso illo *nos*).

28,9: *cum plerisque vobiscum* (**P**): vide, si *cum plerisque vostrum* malueris.

31,1: *ut gloriam pudicitiae deformis infamiae aversione macularet* (**P**), i.e. ut gloriam pudicitiae (christianorum) macularet, dum ipse se a deformi (eorum) infamia averteret; recte igitur *aversione* nec in *adspersione* aut sim. mutandum.

31,6: *nec fastidiosi sumus, si omnes unum bonum sapimus* (**P**), recte traditum, nec illud fastidiosi in factiosi contrahendum; opponitur enim ultima plebs (i.e. humillima) fastidiosis (i.e. gloriosis, superbis, qui ceteros despiciant).

33,1: *non in solum oculis* (**P**): hic illud *solum* glossam putamus esse, in textum falso loco receptam; legendum igitur *non in oculis* (omisso illo *solum*).

34,2: *Caelum ... ita ut coepisse desinere fontium dulcis aqua maria nutrire, in vim ignis abiturum Stoicis constans opinio est* (**P**): hic quoque ad ea, quae ad locum emendandum a prioribus sunt congesta, liceat et nostram subicere sententiam; legendum autem contendimus: *ita* (i.e. ea condicione), *ut coepisset desinere etc.*, i.e. tum, cum coepisset etc.

34,4: *loquitur Plato partes orbis nunc inundari dicit nunc alternis vicibus ardescere* (**P**): hic illud *dicit* glossam esse illius *loquitur* nemo fere negabit. Quae cum in exemplari nostro **P** illi *loquitur* sive supra sive infrascripta exstiterit cumque in **P** circiter triginta sex litteris inferior inserta sit, satis patere conicimus exemplar codicis **P**, aut exemplar exemplaris, lineis exaratum fuisse litteras triginta sex fere continentibus.

37,1: *horrorem carnificis inripiens inculcat* (**P**): legendum videtur *arripiens*.

38,4: *eadem tranquillitate, qua vivimus*: haec verba etiam paulo infra, 40,1, in textum irrepserunt; quod fortasse ita fieri potuit, ut cum prima essent paginae, librarius duabus paginis perscriptis — sive versa et recta, sive recta et versa — et folio aut non verso aut retroverso eadem describere inciperet, mox autem errore cognito iustum textum continuaret repetitis tamen non deletis. Quod si datur, exemplaris codicis **P** duas paginas efficitur textum continuisse inde a 38,4 usque ad 40,1; quod facit litteras circiter 1360. Et si una linea litteras 36 capiebat, quod supra, ad 34,4, computavimus, fit, ut una illius exemplaris pagina 19 fere lineis exarata sit.

Cracoviae Polonorum

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# ROLA MORZA W KULTURZE RZYMSKIEJ STAN I PERSPEKTYWY BADAŃ

Napisał

JULIUSZ JUNDZIŁŁ

Rozpatrywane jako całość cesarstwo rzymskie nierozdzielnie związane jest z morzem. Jego ziemie okalają Morze Śródziemne, z kolei one same oblewane są wodami Morza Północnego, Atlantyku, Morza Czarnego, a sięgają po Morze Czerwone. Rzym powstał, co prawda, w dosyć znacznym oddaleniu od morza, ale usytuowano go nad żeglowną rzeką, u której ujścia można było założyć dogodny port morski i wykorzystywać leżące w pobliżu saliny [1]. Początkowo Rzymianom wystarczało działanie na przyległych terytoriach Półwyspu Apenińskiego, ale lud, który w tym wczesnym okresie wydatnie wpływał na kształt kultury rzymskiej, Etruskowie, działał już intensywnie na morzu, nadając zresztą basenowi morskiemu przyległemu do własnych terytoriów swoje imię [2].

Przyszły następnie podboje morskich faktorii handlowych Wielkiej Grecji, starcia z Kartaginą i walki z monarchiami hellenistycznymi, które miały znaczne wpływy we wschodniej części basenu Morza Śródziemnego, co doprowadziło do rozbudowania rzymskiej floty wojennej.

Wewnętrzne rozgrywki o władzę w państwie rzymskim okresu schyłku republiki powodują niezbędność posiadania silnej floty wojennej, aby skutecznie prowadzić działania na całym basenie Morza Śródziemnego i utrzymać panowanie nad zdobytymi terytoriami [3]. Powstała za Oktawiana Augusta organizacja państwa anektuje ostatecznie morza wchodzące w zakres zainteresowań Rzymian tworząc z nich „morskie terytoria", państwa, bez których zintegrowania z częścią lądową nie można wyobrazić sobie właściwego funkcjonowania organizmu tak rozległego i zróżnicowanego terytorialnie, gospodarczo i kulturowo, trwającego jako jedność około pięciu wieków.

---

[1] Dion. Halic. *Rom. ant.* III 44, 1–4; A. Jodłowski, *Saliny i kopalnie soli w państwach starożytnych strefy śródziemnomorskiej*, Meander 1977, s. 46–53; J. Le Gall, *Le Tibre fleuve de Rome dans l'Antiquité*, Paris 1953.

[2] L. A. Stella, *Italia antica sul mare*, Milano 1930; A. Milan, *Ricerche sulla marineria romana arcaica. Il periodo etrusco*, Critica Storia (Napoli) XIII 1976, s. 585–609; M. Cristofani, *Gli Etruschi del mare*, Milano 1983.

[3] J. H. Thiel, *Studies in the History of Roman Sea-Power in Republican Times*, Amsterdam 1946.

Może w tym miejscu powstać pytanie, na ile rzeczywiście cesarstwo było jednolitym państwem, na ile zaś zlepkiem siłą podbitych i przyłączonych terenów? Jak duży był procent odrębności kulturowych, obyczajowych, religijnych i tym podobnych w stosunku do ewentualnego poczucia jedności mieszkańców cesarstwa? Odpowiedzi na te zagadnienia będą zróżnicowane w zależności od specjalistycznego nachylenia badań oraz od badanego okresu. Co innego twierdzić może badacz zasięgu języków greckiego i łaciny lub numizmatyk widzący wyraźne odrębności w obiegu monetarnym na pewnych terenach. Specyficzny w swoich obyczajach i realiach społeczno-gospodarczych był Egipt różniący się wieloma zjawiskami, a zwłaszcza wpływem tysiące lat liczącej tradycji, ale też i Galia, która z kolei nie jest tym samym co Hiszpania rzymska bądź Afryka. Badając zaś takie zagadnienia jak na przykład poglądy na właściwe etycznie wykorzystanie pieniądza lub na najwłaściwsze wychowanie w rodzinie, dojść można do wniosku, że postawa intelektualistów rzymskich pomimo różnic pochodzenia i języków, w których wypowiadali swoje opinie, była podobna, a więc reprezentowali oni jakiś ogólnorzymski wzorzec kulturowy [4].

Postawienie teraz pytania, na ile morze jest czynnikiem jednoczącym cesarstwo rzymskie, może mieć w znacznej swej części wymiar metafizyczny. Można to jednak znacznie uprościć próbując rozwiązać zagadnienie od podstaw, a nie od wierzchołka, który to właśnie ma tak znaczny wymiar filozoficzny i światopoglądowy. Podstawy te oznaczają natomiast badanie rzeczywistego wykorzystania akwenów morskich przez mieszkańców Imperium. Celowo używam określenia „mieszkańcy", gdyż nie jest tu istotne, czy byli to Grecy, Egipcjanie lub Syryjczycy, czy też Rzymianie. Wszyscy oni w okresie cesarstwa byli mieszkańcami jednego państwa, a status pełnoprawnego obywatela w tej dziedzinie miał mniejsze znaczenie. W ten sposób ujęty problem roli morza w kulturze rzymskiej pozwala uniknąć absolutyzowania bądź zupełnej negacji jego znaczenia, jak to było w dyskusjach o lądowych i morskich kulturach [5]. Dyskusje te, zresztą oparte na podejściu zdroworozsądkowym, dowiodły, że mogą istnieć jedynie kultury lądowe z mniejszym lub większym zakresem działań na morzu, wynikającym z ich obiektywnych potrzeb w tym zakresie.

Artykułem tym chciałbym zwrócić uwagę na wieloaspektowość problematyki morskiej i wynikające z tego możliwości badawcze i poznawcze. Termin „kultura" odnosi się więc tu do jego szerokiego znaczenia, obejmującego nie tylko dokonania w dziedzinie sztuki lub nauk humanistycznych, ale i technikę.

Działalność na morzu lub w sferze brzegowej kojarzy się najczęściej z żeglugą, budownictwem okrętowym lub flotą wojenną. Chciałbym wskazać, że naukę interesować może wiele innych zagadnień, które składają się na

---

[4] J. Jundziłł, *Pieniądz w łacińskiej literaturze chrześcijańskiej późnego cesarstwa rzymskiego*, Warszawa 1984, s. 138–190; idem, *Teoretyczne problemy wychowania w rodzinie rzymskiej III w. p.n.e. – III w. n.e.*, Bydgoszcz 1987.

[5] Por. np. F. Bujak, *Kultury morskie i lądowe*, Toruń 1934.

pełniejszy obraz wpływów morza na życie w państwie rzymskim. Omawiane przeze mnie badania chronologicznie dotyczą głównie późnej republiki i cesarstwa. Skłania do tego zarówno zasób zachowanych źródeł, jak i sam charakter państwa rzymskiego, które dopiero za cesarstwa musi samodzielnie zorganizować władanie nad opanowanymi akwenami morskimi.

Jeśli chodzi natomiast o zakres tematyczny tego przeglądu, to zwracałem uwagę na te zagadnienia najbardziej charakterystyczne dla procesu całościowego opanowania morza, bez wchodzenia w tematy bardziej szczegółowe. Z racji zajęcia się głównie okresem cesarstwa pominąłem, jako zagadnienie odrębne i mniej istotne w tym okresie, problematykę związaną z flotą wojenną i walkę z piractwem. Na oddzielne podsumowanie zasługują z kolei badania prawa morskiego u Rzymian.

Omówienie szerokiej gamy problemów dotyczących archeologii, historii sztuki, historii gospodarki i techniki ograniczone do rozmiaru artykułu musi stać się więc jedynie zestawem przykładów publikacji i sugestii wynikających z podejmowania bądź nieinteresowania się różnymi zagadnieniami z tej dziedziny. Artykuł ten obejmuje też omówienie badań zagranicznych, gdyż dorobek krajowy jest o wiele uboższy i wymaga innego, bardziej szczegółowego potraktowania.

Wydaje się, że nad badaniami działalności Rzymian, a raczej mieszkańców cesarstwa rzymskiego, na morzu i w sferze brzegowej zaciążyły pewne tendencje, które zresztą dotyczą całej działalności badawczej odnoszącej się do Rzymu. Chodzi mianowicie o wiązanie dokonań Rzymu z dorobkiem Grecji lub nawet całej starożytności (najczęściej w sensie ich wtórności) oraz aprioryczna teza o ich niechęci lub strachu przed morzem — oczywiście w opozycji do braku tego zjawiska u Greków lub Fenicjan. Tendencja do widzenia na przykład problematyki żeglugi lub budownictwa morskiego całościowo, i to w obrębie tak jednolitego basenu morskiego, jakim jest Morze Śródziemne, wydaje się jak najbardziej prawidłowa. W monografiach ogólnie traktujących o starożytnych statkach czy flotach wojennych, handlu morskim w starożytności lub żegludze (bywa, że rozumianej bardzo szeroko) następuje jednak symptomatyczne zachwianie proporcji [6]. Fenicjanie, Kartagińczycy a w końcu Grecy dokonują na kartach tych książek tak wiele, że Rzymianom nie zostaje przypisane prawie nic z tych osiągnięć. To nie oni pierwsi skonstruowali okręty i statki, choć z drugiej strony najpewniej i tak nastąpiło to równocześnie we wszystkich przodujących centrach kultury wraz z pojawieniem się odpowiednich potrzeb. Rzymianie nie odkrywali nowych lądów, a także nie oni pierwsi napisali poemat w rodzaju *Odysei* — za to oni skopiowali okręty kartagińskie, a jeśli już działali na morzu to z wielką obawą lub wykazując inwencję jedynie w sferze wojskowej.

---

[6] C. Torr, *Ancient Ships*, Cambridge 1894; J. Morrison, *The Ship. Long Ships and Round Ships. Warfare and Trade in the Mediterranean 3000 BC–500 AC*, London 1980; O. Höckmann, *Antike Seefahrt*, München 1985.

W książkach tych, a chodzi tu zarówno o wczesne prace C. Torra, A. Köstera jak i L. Cassona z lat 50-tych naszego wieku, wiele danych, czasem większość, mających o tym przekonać (zwłaszcza w odniesieniu do dokonań greckich) czerpana jest ze źródeł proweniencji rzymskiej okresu cesarstwa, gdyż do okresów wcześniejszych brak dokładniejszych, a zwłaszcza ikonograficznych przekazów. Tak na przykład postępuje w literaturze polskiej H. Gajewska opisując transport morski w starożytnej Grecji [7].

Poszukiwanie i fascynacja początkami, a z drugiej strony dopatrywanie się wszędzie naśladownictw negowanych co do wartości od razu po wyśledzeniu doprowadzało takich badaczy do paradoksalnych stwierdzeń o nikłości dokonań rzymskich wobec ich poprzedników, choć dokumentacja tych twierdzeń pochodziła często właśnie z okresu rzymskiego.

Nie wymagają natomiast większych dyskusji tezy o wrodzonym strachu przed morzem u Rzymian. To przecież Egipt i Grecja, a może też Fenicja były kolebką powiedzeń w rodzaju takich, że np. „deska grubości na cztery palce oddziela żeglarza od śmierci" lub opłakiwania jako prawie umarłych tych, którzy wyruszali w dłuższe podróże morskie [8].

Powoli następuje jednak zmiana w tych ogólnych nastawieniach. O ile dalej w opracowaniach syntetycznych traktuje się najczęściej antyk jako całość, to w pracach J. Rougé, P. Throckmortona lub A. Götlichera dorobek rzymski zostaje odpowiednio dowartościowany, choć bardziej wskazuje się na ilość (wielkie statki, kotwice, porty) niż nową jakość poczynań rzymskich [9].

Badania szczegółowe dotyczące techniki i handlu morskiego, które teraz krótko chciałbym zasygnalizować, koncentrują się głównie na eksploracji wraków statków, choć archeologia podwodna zaczyna wykorzystywać swoje możliwości w badaniu szerszych zagadnień w rodzaju budownictwa morskiego i nadmorskiego, o ile jego resztki zostały zatopione.

Głównymi ośrodkami badań są zespoły badaczy francuskich, włoskich i amerykańskich, ostatnio zaś dochodzą badania archeologów angielskich i hiszpańskich, prowadzone na własnych wodach terytorialnych. Z racji wysokich kosztów wydaje się, że w latach 80-tych Francuzi nie prowadzili

---

[7] Np. A. Köster, *Das antike Seewesen*, Berlin 1923; L. Casson, *The Ancient Mariners*, New York 1959 (*Starożytni żeglarze basenu Morza Śródziemnego*, tł. L. Teliga, Warszawa 1965); H. Gajewska, *Historia kultury materialnej starożytnej Grecji*, t. III, Warszawa 1978, s. 291–332.

[8] Np. Diogenes Laert. *Vita* I 4,78; I 8, 103; VI 2,59, por. L. Winniczuk, *Morze w kulturze rzymskiej*, [w:] *Morze w kulturach świata*, red. A. Piskozub, Wrocław 1976, s. 178.

[9] L. Casson, *Ships and Seamanship in the Ancient World*, Princeton 1971; P. Throckmorton, *Romans on the Sea*, [w:] *A History of Seafaring based on Underwater Archaeology*, ed. G. F. Bass, London 1972, s. 66–86; J. Rougé, *La marine dans l'Antiquité*, Paris 1975 (oddzielną pozycję zajmuje oczywiście znacząca rozprawa tego autora o rzymskim handlu morskim: *Recherches sul l'organisation du commerce maritime en Méditerranée sous l'Empire romain*, Paris 1966); A. Götlicher, *Die Schiffe der Antike*, Berlin 1985.

szerszych badań, brak jest w każdym razie aktualnych sprawozdań w literaturze naukowej [10].

Największymi osiągnięciami archeologów podwodnych na czele z J. P. Joncheray, G. Kapitänem, F. Bassem i P. Throckmortonem było ustalenie i opublikowanie na łamach „International Journal of Nautical Archaeology", „Archaeonautica", Suplementu do „Galia" oraz „Cachiers d'Archeologie Subaquatique", a także w publikacjach zwartych rekonstrukcji kadłuba statku z okresu między I w. p.n.e. po IV w. n.e., choć tylko jednostek małych i średnich o pojemnościach nie przekraczających stukilkudziesięciu ton. Kadłub taki był konstrukcją z pracującym poszyciem, o bardzo skomplikowanej i mocnej, a zarazem elastycznej budowie, a więc czymś innym niż nowożytne konstrukcje o pracującym szkielecie, jak się to czasem milcząco przyjmuje. W zakresie używanych wielkości oba te sposoby konstrukcji są równorzędne co do walorów, a podobny sposób budowania statków przetrwał do dziś w rejonie Morza Czerwonego, widocznie ze względu na swoje walory użytkowe.

Statki takie najwyraźniej dobrze przystosowywano do przewożenia różnorodnych ładunków, w tym najczęściej znacznych ilości amfor, których rozmieszczenie – czasem wielorzędowe — udało się zrekonstruować. W budownictwie rzymskim preferowano najwyraźniej dużą ładowność i dzielność morską statków kosztem szybkości, jak to było w Grecji [11]. Równie ważną sprawą było poznanie poziomu technicznego wyposażenia statku bardziej skomplikowanego, niż myślano dotychczas. Odkrycia F. Foerstera, G. Kapitäna, G. Ucelli i J. P. Joncheraya pokazują różne rodzaje pomp, w tym brązowe, systemy odwadniające w postaci ceramicznych przewodów, różne rodzaje bloków,

---

[10] Archeolodzy amerykańscy i angielscy to między innymi: L. Basch, F. Foerster Laures, H. Frost, G. Kapitän, P. R. V. Marsden, G. Milne, J. du Plat Taylor, G. B. Rubin de Cervin; francuscy: Fr. Dumas, J. P. Joncheray, P. Pomey, A. Tchernia; hiszpańscy: J. Bravo, J. Cerda, R. Muñoz; włoscy: M. Bonino, P. A. Gianfrotta, S. M. Scrinari, O. Testaguzza, G. Ucelli.

[11] Np. G. F. Bass, F. H. Doorninck, *A Fourth-Century Shipwrecks at Yassi Ada*, American Journal of Archaeology 1971, s. 27–37; G. Charlin, J. M. Gassend, R. Leguément, *L'épave antique de ła Baie de Cavalière* (*Le Lavandou, Var*), Archaeonautica II 1978, s. 9–93; D. Collis, R. Étienne, R. Lequément, B. Lion, F. Mayet, *L'épave Port-Vendres II et le commerce de la Bétique a l'époque du Claude*, Archaeonautica I 1977, passim; *Les Épaves de Gruissan* ed. Y. Solier, Archaeonautica III 1981, passim; J. P. Joncheray, *L'épave "C" de la Chrétienne*, Paris 1975 (CAS Supplément, t. I); idem, *Une épave du Bas Empire: Dramont F.*, CAS IV 1975, s. 91–142; idem, *Étude de l'épave Dramont D*, CAS IV 1975, s. 5–18; idem, *Mediterranean Hull Types compared. 2 Wreck F from Cape Dramont* (*Var*), *France*, IJNA VI 1977, s. 3–7; P. Pomey, A. Tchernia, *Le tonnage maximum des navires de commerce romains*, Archeonautica II 1978, s. 233–251; A. Tchernia, P. Pomey, *L'épave romaine de la Madrague de Giens* (*Var*). *Galia*, Supplément XXXIV 1978, passim (zwłaszcza plansza 41 z odtworzonym placem budowy rzymskiego statku); F. Foerster Laures, *Roman Naval Construction, as Shown by the Palamos Wreck*, IJNA XII 1983, s. 219–228; P. R. V. Marsden, *A Ship of the Roman Period from Blackfriars, in the City of London*, London 1967; P. A. Gianfrotta, *Archeologia sott'acqua riavenimenti sottomarini in Etruria meridionale*, Bollettino d'Arte. Supplemento IV 1982, s. 13–36; J. Cerda, *La nave romano-republicana de la colonia de Sant Jordis Ses Salines-Mallorca*, Palma di Mallorca 1980; V. S. M. Scrinari, *Le navi del Porto di Claudio*, Roma 1979.

czasem skomplikowanych i znacznych rozmiarów, znaczną liczbę kotwic. Znajdowano także wyposażenie kabin kapitańskich oraz urządzenia kuchni, a nawet kapliczki pokładowe.

Na przykładzie statków wydobytych z jeziora Nemi można było wyobrazić sobie, jak wyglądały luksusowe jednostki morskie cesarzy, a może i arystokracji rzymskiej oraz wnętrza wielkich statków do przewozu zboża w rodzaju Isis opisanej przez Lukiana.

Wiele rodzajów statków, których przykłady znajdujemy w źródłach pisanych, a zwłaszcza ciągle jeszcze odkrywanych i zestawianych w źródłach plastycznych, dowodzi elastyczności konstruktorów epoki rzymskiej, którzy stosunkowo szybko reagowali na zmieniające się potrzeby żeglugowe, czy to w odniesieniu do wielkich jednostek floty zbożowej, czy też małych kabotażowców przybrzeżnych. Postęp badań archeologicznych oraz analizy przedstawień ikonograficznych przyniosą z pewnością więcej jeszcze dowodów na dużą inwencję w tej dziedzinie [12].

Liczne dyskusje trwają na temat technik żeglarskich stosowanych przez żeglarzy epoki rzymskiej. Choć i tu panuje tendencja do traktowania łącznie danych starożytnych, przewaga zainteresowań czasami rzymskimi jest wyraźnie widoczna. Większa liczba lepszych informacji pochodzących ze źródeł pisanych, przedstawienia statków na monetach, płaskorzeźbach, mozaikach, malowidłach i modelach starożytnych pozwalają na prowadzenie dokładniejszych badań. Koncentrują się one wokół ustalenia sposobów ożaglowania i olinowania statków rzymskich, rodzajów sterów oraz sposobów żeglowania, a zwłaszcza możliwości żeglugi pod wiatr. Wiąże się z tym badanie szybkości osiąganych na morzu oraz sezonowości żeglugi. Wieloznaczność źródeł rodzi tu jednak znaczne trudności i zbyt pospieszne ustalenia nawet takich autorytetów jak L. Casson spotykają się z szybką repliką zwłaszcza tych badaczy, którzy dysponują praktyczną wiedzą morską. Wydaje się jednak, po badaniach L. Cassona, J. Rougé i środowiska związanego z „Mariner's Mirror" i „IJNA", że żeglarzom epoki rzymskiej przypisać można korzystanie nie tylko z prostego ożaglowania rejowego, ale i wykorzystanie innych typów ożaglowania, skomplikowanego systemu takielunku i osprzętu pokładowego, pozwalającego na większą elastyczność w wykorzystaniu panujących warunków żeglugowych. Mogli więc oni pływać nie tylko z wiatrem od rufy, ale i wiatrami bocznymi,

---

[12] Przykładowo: F. Foerster Laures, *New Views on Bigle Pumps from Roman Wrecks*, IJNA XIII 1984, s. 85–93; idem, *Considerations on Force Pumps in Roman Times*, IJNA XIV 1985; G. Kapitän, *A Toothed Gear and Water Drawing Pendulum from the Mahdia Wreck*, IJNA XII 1983, s. 145–153; J. P. Oleson, *A Roman Sheave Block from the Harbour of Caesarea Maritima, Israel*, IJNA XII 1983, s. 155–170; G. Rouanet, *Étude de quatre pomps a eau romaines provenant d' l'épave Dramont D*, CAS III 1974, s. 50–79; G. Ucelli, *Le navi di Nemi*, Roma 1950. Wprowadzenie w problematykę historii rozwoju kotwicy: H. Frost, *From Rope to Chain. On the Development of Anchors in the Mediterranean*, Mariner's Mirror XLIX 1963, z. 1, s. 1–20, a zwłaszcza jeżeli chodzi o datację M. Perrone Mercati, *Ancorae antique*, Roma 1979.

a także realizować rejsy pełnomorskie oraz nocne i wykonywane w sezonie jesienno-zimowym [13].

Innym ważnym osiągnięciem jest stwierdzenie przewożenia statkami rzymskimi masowych i pospolitych towarów, także skomplikowanych, które wymagały specjalnych technik załadunku i wytrzymałości kadłubów. Chodzi tu zwłaszcza o transport takich materiałów budowlanych jak elementy świątyń, kolumny, dachówki, sarkofagi lub konie oraz zwierzęta do cyrku — nawet słonie [14].

Oddzielną pozycją w badaniach jest rozpoznawanie portów i budownictwa nadmorskiego. Archeologia podwodna i lądowa oraz aerofotografia pozwoliły takim badaczom jak G. Schmiedt, R. Paget, R. Bartoccini, O. Testaguzza na odtworzenie rozplanowania tak ważnych portów jak Ostia, Rawenna, Cume i Portus Julius w Italii, Leptis Magna w Afryce i ostatnio portów Palestyny rzymskiej. Wnikliwie przeprowadzone i wzorowo opracowane wykopaliska pozwoliły np. na ustalenie rzeczywistej roli portu londyńskiego, który okazał się nie tak znaczącym ośrodkiem, jak zakładano poprzednio, lecz jednym z wielu w sieci portów w Brytanii rzymskiej [15]. Towarzyszyły temu szczegółowe opracowania wyposażenia portów oraz ich wyglądu na podstawie ikonografii [16].

---

[13] A. Köster, *Die Nautik im Altertum*, Berlin 1914; Ch. Lefebvre des Noëttes, *De la marine antique à la marine moderne*, Paris 1935; L. Casson, *Ships and Seamanship* ...; idem, *Fore-and-Aft Sails in the Ancient World*, Mariner's Mirror [MM] XLII 1956, z. 1, s. 3–5 (por. dyskusja: MM XLII, 1956, z. 3, s. 238–242; XLIII 1957, z. 2, s. 160–164); idem, *The Sprit-Rig in Ancient World*, MM XLVI 1960, z. 4, s. 241; idem, *The Lateen Sail in the Ancient World*, MM LII 1966, z. 2, s. 199–200; L. Basch, *The Lateener from Thasos*, MM LVII 1971, z. 3, s. 329–330; idem, *A Further Note on Ancient Two-Masters*, MM LXIX 1983, z. 4, s. 413–417; L. Guilleux La Röerie, *A Roman Bowline*, MM XLII 1956, z. 3, s. 248–249; R. Lebaron Bowen, *A Roman Bowline*, MM XLIII, z. 1, s. 61–63; L. Th. Lehmann, *The Mystery of the Graeco-Roman Steering-oar*, IJNA VII 1978, s. 95–98; J. Thurneyssen, *Another Views of the Ancient Rudder*, IJNA IX 1980, s. 3–6; A. W. Sleeswyk, *The Rudder of the Blussus Ship*, IJNA XI 1983, s. 153–154.

[14] *Marine Archaeology*, ed. J. du Plat Taylor, London 1965, s. 24, n.: P. A. Gianfrotta, P. Pomey, *Archeologia subaquea, storia, tecniche, scoperte e relitti*, Milano 1981, s. 134 n.

[15] K. Lehmann-Hartleben, *Die antike Hafenanlagen des Mittelmeeres*. Klio Beih. XIV (N. Folg. Heft 1), Leipzig 1923; Ch. Picard, *Brundisium*, Reuve des Études Latines XXXV 1957, s. 285–303; R. Bartoccini, *Il porto romano di Leptis Magna*, Roma 1958; A. A. Boyce, *The Harbour of Pompeiopolis. A Study in Roman Imperial Ports and Detal Coins*, American Journal of Archaeology LXII 1958, s. 67–78; A. Maiuri, *Navalia Pompeiana*, Rendic. della Accad. di Archeologia, Lettere e Belle Arti, Napoli XXXIII 1958, s. 7–34; R. Meiggs, *Roman Ostia*, Oxford 1960; A. Degrassi, *Il porti romani dell' Istria* [w:] Scritti vari di antichita, t. II, Roma 1962, s. 821–870; *in* G. Schmiedt, *Contribution of Photo Interpretation to the Reconstruction of the Geographic-Topographic Situation of the Ancient Ports in Italy*, Lisboa 1964; R. F. Paget, *Portus Julius*, Vergilius XV 1969, s. 25–32; idem, *The Ancient Ports of Cumae*, JRS LVIII 1968, s. 152–169; O. Testaguzza, *Portus*, Rome 1970; *Il livello antico del Mar Tirreno*, ed. G. Schmiedt, Firenze 1972; D. J. Blackmann, *Ancient Harbours in the Mediterranean part 1–2*, IJNA XI 1982, s. 79–104; 185–211; A. Raban, *Caesarea Maritima 1983–84*, IJNA XIV 1985, s. 155–157; G. Milne, *The Port of Roman London*, London 1985.

[16] Ch. Picard, *Sur quelques représentations nouvelles du phare d'Alexandrie et sur l'orgine Alexandrinl des payssages portuaires*, Bulletin de Correspondance Hellénique LXXVI 1952, s. 60–95; S. Hutter, *Der römische Leuchtturm von La Coruña*, Mainz am Rhein 1973; M. Reddé, *La représentation des Phares à l'époque romaine*, Mélanges de l'École Française de Rome XCI 1979, s. 845–872.

W odniesieniu do badań K. Lehmana-Hartlebena z 1923 r. jest tu widoczny znaczny postęp wiedzy prowadzący do ustaleń całościowych funkcjonowania portów w obrębie miasta, takich jak prace R. Meiggsa o Ostii, R. Bartocciniego o Leptis Magna i R. Pageta o Cume. Opracowania te wskazują na ogromny wysiłek budowlanych cesarstwa w tym zakresie oraz na planową zabudowę portów rzymskich, w przeciwieństwie do portów wcześniejszych, najczęściej modyfikujących jedynie warunki naturalne wybrzeża. Zaobserwować można wspólne rysy tego budownictwa bez względu na to, czy porty te powstały w Hiszpanii, Italii, Afryce czy Syrii. Budowano głównie konstrukcje oparte na molach łukowych, falochronach kesonowych lub groblach, czasem także wkuwano je w grunt wybrzeża lub powiększano naturalne zatoki dodając do nich falochrony. Porty wyposażano w liczne latarnie morskie, magazyny, nabrzeża przeładunkowe i budownictwo reprezentacyjne jak świątynie, łuki triumfalne, nie zapominając także o zajazdach dla podróżnych.

Zlokalizowano także liczne wille nadmorskie masowo występujące na przykład na wybrzeżu Morza Tyrreńskiego, nad Zatoką Neapolitańską, ale i w Afryce lub Grecji. Szczególnym zjawiskiem było rozpowszechnianie się basenów do hodowli ryb morskich. Hodowle te znano dotychczas z ogólnych wzmianek w literaturze, choć i te były znaczące i wskazywały na tyle skomplikowane działania, iż potrafiono zarybiać i chronić przed zbytnim wyławianiem pewne zamknięte akweny morskie. Baseny takie odkryto na Cyprze, a ich liczne występowanie zaobserwowano dzięki fotografii powietrznej na wybrzeżu Morza Tyrreńskiego. Są to budowle wielokomorowe, a więc pozwalające na hodowlę wielu rodzajów ryb, połączone z morzem w ten sposób, że wymuszona zostaje cyrkulacja wody w obrębie poszczególnych komór. Wielkie zapotrzebowanie na ryby i wysoka cena niektórych odmian widocznie uzasadniały organizowanie nawet specjalistycznych willi morskich, gdzie właściciel lub zarządca mieszkał jakby na wyspie w otoczeniu takich basenów [17].

Handel morski badano z jednej strony jako fragment działalności gospodarczej i handlu w ogóle, mnie natomiast bardziej interesuje organizacja żeglugi handlowej, trasy morskie i problemy nautyczne. W tej dziedzinie znaczącym dziełem było opracowanie zwłaszcza J. Rougé z 1966 r. Te i jemu podobne badania pokazują skomplikowany system działań organizacyjnych w obrębie portu i we flocie handlowej oraz liczne trasy handlu morskiego prowadzące nie tylko we wszystkie kierunki na Morzu Śródziemnym, ale też na Morze Czarne, wody wokół Galii, Hiszpanii i Brytanii oraz na Morze Czerwone i Ocean Indyjski. Dowodzono na przykład licznego ruchu kabotażowców na trasach między Galią, Hiszpanią a Brytanią, czyli w rejonie dotychczas uważanym za nie wykorzystany żeglugowo. Odrębne badania pokazywały połączenia z In-

[17] Np. J. H. D'Arms, *Romans on the Bay of Naples*, Cambridge Mass. 1970; *Il livello antico* ... passim; K. Nicolau, *Ancient Fish-Tanks at Lapithos, Cyprus*, part 1, IJNA V 1976, s. 133–136; A. Flinder, *Ancient Fishs-Tanks* ... part 2, IJNA V, 1976, s. 136–142; Fr. J. Frost, *Phourkari. A Villa Complex in the Argolid (Greece)*, IJNA VI 1977, s. 233–238.

diami, w innych zajmowano się szczegółowo na przykład masowymi przewozami zboża do Rzymu [18].

Badania objęły także żeglugę rzeczną, która często łączyła się z morską poprzez fakt sięgania tras handlu morskiego w głąb lądu oraz używania tych samych statków na większych rzekach co na morzu. Zaobserwowano także tradycje lokalne w szkutnictwie rzecznym, przez co statki były dobrze dopasowane do lokalnych warunków żeglowania. Ważniejszymi dokonaniami w tej dziedzinie były opracowania żeglugi na Padzie (M. Bonino), Tybrze (J. Le Gall) i w ogóle w Europie (M. Eckold) [19].

Rybołówstwo znalazło odbicie w opracowaniach szczegółowych np. D. Sperbera o poczynaniach w rzymskiej Palestynie, E. Staindla o rybołówstwie w poezji rzymskiej oraz takich podstawowych choć już dawniejszych książkach jak O. Kellera dotyczących „dziejów" zwierząt w starożytności i W. Radcliffa o rybołówstwie antycznym [20].

Problemem załóg okrętowych od strony prawnej zajmował się C. Moschetti badając dyskusyjną ciągle sprawę podziału zakresu obowiązków między takimi oficerami jak gubernator lub magister. Natomiast L. Casson zajmował się ich umiejętnościami nautycznymi, a J. Rougé obowiązkami wynikającymi z działalności handlowej na morzu. W obszernej i wzorowo opracowanej monografii M. Roddaz przypomniał także postać wybitnego twórcy Imperium, działającego także w dziedzinie morskiej — Marka Agryppy [21].

---

[18] J. Rougé, *Recherches* ... passim, poza tym prace ogólne takie jak: F. Heichelheim, *An Ancient Economic History*, Leyden 1970, i cały szereg opracowań wycinkowych np.: H. G. Rawlison, *Intercourse between India and Western World from the earliest Times to the Fall of Rome*, Cambridge 1916; E. H. Warmington, *The Commerce between the Roman Empire and India*, Cambridge 1928; M. Merzagora, *La navigazione in Egitto nell'età greco-romana*, Aegyptus X 1929, s. 105–148; M. Wheeler, *Rome beyond the Imperial Frontiers*, London 1955; S. Panciera, *Vita economica di Aquileia in età romana*, Aquileia 1957; E. Tengström, *Bread for the People*, Stockholm 1974; *Roman Shipping and Trade: Britain and Rhine Provinces*, ed. J. du Plat Taylor, H. Cleer, London 1978; M. Reddé, *La navigation au large des côtes atlantiques de la Gaule a l'époque romaine*, Mélanges de l'École Française de Rome 1979, s. 461–484; L. Casson, *Rome's Trade with the East*, TAPhA CX 1980, s. 21–46; *The Searbone Commerce of Ancient Rome*, ed. J. H. D'Arms, E. C. Kopf, Rome 1980, Memoirs of the American Academy in Rome XLVI.

[19] Le Gall, *o. c.*: M. Bonino, *Archeologia e tradizione navale tra la Romana e il Po*, Ravenna 1978; M. Eckoldt, *Schiffahrt auf kleinen Flüssen Mitteleuropas in Römerzeit und Mittelalter*, Oldenburg — Hamburg — München 1980.

[20] O. Keller, *Die Antike Tierwelt*, t. I–II, Leipzig 1913; W. Radcliffe, *Fishing from the Earlierst Times*, London 1921; T. Corcoran, *Roman Fishermen*, Classical World LVI 1966, s. 97–102; D. Sperber, *Some Observations of Fish and Fisheries in Roman Palestine*, Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft CXVIII 1968, s. 265–269; E. Steindl, *Die Fischerei in der antiken Dichtung*, Das Altertum XIX 1973, s. 221–233.

[21] Rougé, *Recherches* ... passim; Casson, *Ship and Seamanship* ... passim; C. M. Moschetti, *Il "gubernator nauis". Contributo alla storia del diritto marittimo romano*, Studia et Documenta Historiae et Juris XXX 1964, s. 50–113; idem, *Aspetti organisativi dell'attivita' commerciale marittime nel bacino dell Mediterraneo durante l'Impero romano*, Studia et Documenta Historiae et Juris XXXV 1969, s. 374–410; J. M. Roddaz, *Marcus Agryppa*, Rome 1984.

Sztuka w aspekcie morskim zajmowała głównie badaczy antyku chrześcijańskiego wyjaśniających znaczenie symboliki morskiej, choć głównie od strony jej znaczenia religijnego. Stosunkowo liczne artykuły na ten temat znajdują się w odpowiednich słownikach lub opracowaniach dotyczących sztuki chrześcijańskiej. Znaczącym dokonaniem było zebranie przez Fr. Molla wielu, i to mało lub zupełnie nie znanych przykładów motywów morskich występujących na mozaikach, płaskorzeźbach, monetach lub wyrobach jubilerskich. Jednak bezładny sposób, a zwłaszcza wyjątkowo niska jakość techniczna prezentacji zebranego materiału (chodzi o mikroskopijną czasem wielkość reprodukcji) czyni tę pracę mało użyteczną. Ciekawe wyniki osiągnięto także badając mozaiki oraz motywy zdobiące ceramikę. Natomiast dosyć licznie wydawane albumy poświęcone historii żeglugi w części dotyczącej starożytności najczęściej powielają kilka znanych przedstawień statków rzymskich. Jeśli chodzi o zakres motywów, nie mogą się one równać z prezentacją zabytków dokonaną przez Fr. Molla. Motywy morskie na monetach interesowały kilku przedstawicieli numizmatyki takich jak A. Ben-Eli,, H. Burzio i J. Ringel, którzy kontynuowali badania J. Svoronosa, natomiast podstawową pracą w badaniach motywów morskich w literaturze pięknej jest nadal dzieło E. de Saint-Denis [22].

Już ten pobieżny przegląd stwarza wrażenie obfitości i kompletności badań. Niestety z tej ilości na razie nie rodzi się nowa jakość — myślenie o tych wszystkich zjawiskach jak o całości, która była rzymskim sposobem opanowywania morza.

Wiemy, że arystokracja lubiła odpoczywać w luksusowych warunkach nad morzem, przedstawiciele ówczesnej inteligencji przebywając w nadmorskich kurortach tworzyli swe dzieła, nasycając je wątkami czerpanymi z przeżyć związanych z morzem. Mało też było tak popularnych miejsc jak Zatoka Neapolitańska. Wielu kupców, rzemieślników, rybaków, portowców, urzędników, żołnierzy i innych przedstawicieli wszystkich warstw społecznych żyło z morza i podróżowało po nim.

---

[22] J. M. Svoronos, *Stiliches, ancres hierae, aphlasta, stoloi, akrostolion, embola, proembola et totems marins*, Revue International d'Archéologie Numismatique XVI 1914, s. 81–152; Fr. Moll, *Das Schiff in der bilden Kunst*, Bonn 1929; E. de Saint-Denis, *La rôle de la mer dans la poésie latine*, Paris 1935; H. Leclercq, *Navire* [w:] F. Cabrol, H. Leclercq, *Dictionnaire d'Archeologie Chrétienne et de Liturgie*, t. XII 1, Paris 1935, c. 1008–1020; L. Lacroix, *La faune maritime dans la decoration des plates a poissons*, Vervier 1937; P. M. Duval, *La forme des navires romains d'aprés la mosaique d'Althiburus*, Mélanges d'Archéologie et d'Histoire LXI 1949, s. 119–149; L. Foucher, *Navires et barques. Figurés sur des mosaiques dècouvertes à Sousse et aux environs*, Tunis 1957; H. F. Burzio, *La marina en la moneda romana*, Buenos Aires 1961; J. Daniélou, *Les symboles chrétiéns primitifs*, Paris 1961, s. 65–76; R. D. de Puma, *The Roman Fish Mosaic*, Michigen 1969 (diss.); A. L. Ben-Eli, *Ships and Parts of Ships on Ancient Coins*, Haifa 1975; L. A. Kennedy, *Early Christians and the Anchor*, Biblical Archaeology XXXVI 1975, s. 115 n; A. Paulin, *Paysage oceanique dans la litterature latine*, [w:] Caesarodunum 13.1.1978, s. 23–29; H. Sichtermann, *Der Jonaszyklus*, [w:] *Spätantike und früches Christentum Austellung*, Frankfurt a. Main 1983, s. 241–248; M. Bonjour, *"Cicero nauticus"*, Collection Caesarodunum 19 bis, Paris 1984, s. 9–19; J. Ringel, *Marine Motifs on Ancient Coins*, Tel Aviv 1984.

Wiemy, że znaczny procent kosztów w budżecie państwa pochłaniało budownictwo morskie, że rozwój annony umożliwiał utrzymanie spokoju społecznego w Rzymie. Znamy też znaczną ilość emisji monet propagujących różne elementy polityki morskiej państwa. Napotykamy motywy morskie w łaźniach, świątyniach i prywatnych domach Rzymian we wszystkich prowincjach, a nie tylko w strefie nadbrzeżnej. Zdajemy sobie sprawę, że morze zachwycało odpoczywających nad nim, ale i przerażało zwłaszcza tych, którzy mogli na nim zginąć podczas długotrwałych wypraw handlowych lub jako skazańcy. Nie bardzo z kolei możemy uzasadnić rzymską niechęć do podejmowania morskich podróży odkrywczych.

Listę ustaleń i pytania można mnożyć. Wydaje mi się, że należałoby poza prowadzeniem dalszych badań szczegółowych ustalić, na ile proces asymilowania morza w kulturze był świadomy lub nawet kierowany i przez kogo, oraz poznać ewentualne fazy tego procesu. Ważne byłoby stwierdzenie, czy istniała jakaś polityka świadomego wiązania w całość cesarstwa za pomocą działań na morzu, czy też był to wynik wpływu obiektywnej rzeczywistości i istniejących potrzeb. Nowe wyniki badawcze mogą też przynieść próby syntetyzowania już osiągniętych wyników, łączenie w nową jakość efektów badań wielu pokrewnych sobie dziedzin, ale działających oddzielnie. Wydaje się jednak już teraz, że najważniejszym czynnikiem powodującym osiąganie za cesarstwa znacznych sukcesów w gospodarce morskiej było stworzenie obiektywnie najlepszych warunków dla jej rozwoju — pokój na morzach, brak politycznych barier ograniczających handel, chłonny, bo olbrzymi i zróżnicowany rynek zbytu, zapotrzebowanie na komunikację szybciej łączącą odległe punkty niż trasy lądowe. Morze dla mieszkańców cesarstwa stało się polem normalnej, analogicznej do lądowej działalności w różnych sferach od handlu po rozrywkę. Środowisko to było też na tyle zmienne i wymagające ciągle nowych sposobów jego opanowywania, że być może przyczyniło się do osłabienia tendencji prowadzących do zasklepiania się w sobie i znanych metodach działania charakterystycznego dla społeczeństw antycznych. Bez zgłębiania problematyki morskiej wiedza o Rzymie nigdy nie będzie pełna, a uleganie nieuzasadnionym, obiegowym opiniom w tej dziedzinie opóźnia jedynie postęp w doskonaleniu wiedzy o społeczeństwie rzymskim.

Gdańsk

## LA MER DANS LA CULTURE ROMAINE L'ÉTAT ACTUEL ET LES PERSPECTIVES DES RECHERCHES

### Résumé

Le présent article prend pour point de départ l'opinion de la majorité des savants modernes sur l'insensible intérêt des Romains à la mer. Le plus souvent à l'appui de cette thèse on donne l'argument de relativement tardives opérations militaires des navires romains,

pourtant — comme il semble — les données des sources non seulement ne la confirment pas, mais au contraire force à se pencher sur celle dans la manière plus complexe et différente que jusqu'à présent.

Il faut avant tout rejeter la conviction assez commune sur la pauvreté relative des données des écrivains grecques et latins qui traitent du lieu de la mer dans la vie des Romains. Uniquement l'analyse globale des études concernants des différents domaines de l'activité des Romains liées à la mer en connexion des sources antiques semble faire ressortir toute la particularité de mentalité romaine.

La question attire beacoup d'attention et donne de bonnes espérances et notamment quand on parle de la construction des navires, des portes et des villae maritimes. Depuis certain temps on essaie expliquer avec insistance quelques détails de l'équipement des navires et la plus proche avenir va apporter de nouvelles solutions dans cette domaine.

Pleins de promesses sont aussi les recherches sur des phares, quais et entrepôts. Il faut de plus approfondir les études consacrées aux viviers.

Les recherches récents indiquent l'existence du grand nombre de voies dans l'Empire romain, mais aussi celle de la navigation au long cours et cabotage. Sans doute la péche avait dans l'économie romaine de beaucoup d'importance.

La litterature et l'art donnent — comme le démontrent des résultats des investigations — de nombreux exemples d'utiliser des motifs maritimes, aussi sur les terrains très éloignées de la mer.

Ces recherches parfois très avancés sont toujours menés indépendamment l'un de l'autre. Ainsi, il faut chercher des possibilités d'unir les efforts des savants pour pouvoir donner l'image plus véritable du présence de la mer dans la culture romaine.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# DIE VETERANEN IN DEN MUNIZIPALRÄTEN AN RHEIN UND DONAU ZUR HOHEN KAISERZEIT (I.–III. Jh.)*

Von

LESZEK MROZEWICZ

In diesem Beitrag soll aufgewiesen werden, wie hoch der Anteil von Veteranen [1] – Mitglieder der *ordines decurionum* an der Munizipalaristokratie [2] in den römischen Provinzen an Rhein und Donau war. Die Wahl grade dieser Provinzen (Germania Inferior und Superior, Raetia, Noricum, Pannonia Superior und Inferior, Moesia Superior und Inferior, Dacia) ist bedingt durch die Tatsache, daß dort ein wesentlicher Teil der römischen Armee

---

* Dieser Artikel ist aufgrund einer breiter angelegten Arbeit unter dem Titel: *Die Munizipalaristokratie in den römischen Provinzen an Rhein und Donau in der Hohen Kaiserzeit (I.–III. Jh.)*, Poznań 1989 (poln. mit engl. Zfg.), enstanden. Die Hauptthesen stimmen überein mit dem in diesem Band veröffentlichten Referat (S. 83–91) von Radu Ardevan über die Veteranen und die städtischen Dekurionen in Dakien, das auf dem 9. Internationalen Kongreß für Griechische und Lateinische Epigraphik in Sofia (31.08 – 06.09.1987) gehalten wurde. Der Gedanke, beide Artikel in demselben Band zu veröffentlichen, rührt grade von Sofia her, wo wir im Laufe der Diskussion zum Schluß gelangten, daß unsere voneinander unabhängig gemachten Feststellungen übereinstimmen.

[1] Mit diesem Begriff umfasse ich ehemalige Soldaten bis zum Grade des Primipils einschließlich, alle Ritter (*a militiis*) werden somit ausgeschlossen.

[2] Den Begriff „Munizipalaristokratie" stecke ich eher breit ab, indem ich nicht nur Personen mit dem Titel *decurio* und verschiedene Priester – oder amtliche Funktionen ausübende Personen einbeziehe, sondern auch solche mit dem Titel *omnibus honoribus functus*, *ornatus ornamentis decurionalibus*, dabei auch *augustales* mit diesem Titel wie auch *augustales* an der Spitze verschiedenartiger Organisationen und Munizipalgesellschaften, *sacerdotes provinciae*, Ritter des erforschten Territriums (die aber keinerlei Munizipalämter innehaben), Personen, die sich deutlich durch ihr Besitztum und ihren gesellschaftlichen Status in ihrer Gemeinde hervortun. Das bezieht sich ebenfalls auf sog. Quasimunizipien, außer Acht lasse ich hingegen griechische Städte in Moesia Inferior. Einzelheiten in der Arbeit über die Munizipalaristokratie an Rhein und Donau (siehe oben), S. 5–9.

Über Veteranen generell siehe: A. Neumann, *Veterani*, RE Suppl. IX (1962), col. 1597–1609; G. Alföldy, *Römische Sozialgeschichte*, Wiesbaden [3] 1984, S. 143–145; idem, *Veteranendeduktionen in der römischen Provinz Dalmatien*, in: idem, *Römische Heeresgeschichte*, Amsterdam 1987, S. 298–312; idem, *Das Heer in der Sozialstruktur des römischen Kaiserreiches*, ibidem, S. 26–42; J. K. Kolosovskaja, *K voprosu o socialnoj strukture rimskogo obščestva I–III vv. n.e.* (*collegia veteranorum*), Vestnik Drevnej Istorii 1969, 4, S. 122–129; eadem, *Pannonia v I–II vekah*, Moskva 1973, S. 117–127; A. Mócsy, *Die Bevölkerung von Pannonien bis zu den Markomannen-*

(16 Legionen und *auxilia*) stationiert waren. Außerdem wurden dies Territorien während des Prinzipates intensiv kolonisiert – unter anderem auch durch die Ansiedlung von Veteranen [3]. Zweifelsohne mußte in diesem Gebiet der Einfluß der Armee auf die Herausbildung der gesellschaftlichen Strukturen besonders intensiv gewesen sein, und die Zugehörigkeit ehemaliger Soldaten zu den Munizipalräten können wir grade in den angrenzenden Provinzen mit großer Garnison als Widerspiegelung der Beziehungen Militär – Munizipalaristokratie betrachten [4].

Tabelle 1 ist eine Zusammenstellung der Veteranen – Mitglieder der Munizipalräte. Es sind ihrer 63. Ich habe nur jene Personen in Betracht gezogen, die mit Sicherheit Veteranen waren [5]. Gewisse Bedenken sind angebracht bei den Nummern 1, 34 und 63: ihre Zugehörigkeit zu den Veteranen ist aufgrund einer Identifizierung mit Soldaten gleichen Namens ermittelt worden [6]. Diese Identifizierung ist annehmbar, doch meines Erachtens etwas gewagt.

---

*kriegen*, Budapest 1959, S. 81–92; idem, *Gesellschaft und Romanisation in der römischen Provinz Moesia Superior*, Budapest-Amsterdam 1970, S. 166–175; H. Schtajerman, *Die Krise der Sklavenhalterordnung im Westen des römischen Reiches*, Berlin 1964, S. 155, 167–169, 213–215, 219–221; J. C. Mann, *Legionary Recruitment and Veteran Settlement during the Principate*, London 1983; L. Wierschowski, *Herr und Wirtschaft. Das römische Heer als Wirtschaftsfaktor*, Bonn 1984, S. 89–111 und passim; A. Aricescu, *Armata în Dobrogea romană*, Bucureşti 1977, S. 188–197; L. Keppie, *Colonisation and Veteran Settlement in Italy 47–14 B.C.*, London 1983, besonders S. 101–133; idem, *Colonisation and Veteran Settlement in Italy in the First Century A. D.*, Papers of the British School at Rome LII 1984, S. 77–114; H. Wolff, *Die Entwicklung der Veteranenprivilegien vom Beginn des 1. Jahrhunderts v. Chr. bis auf Konstantin d. Gr.*, in: *Heer und Integrationspolitik. Die römischen Militärdiplome als historische Quelle*, hrsg. von W. Eck und H. Wolff, Köln-Wien 1986, S. 44–115; F. Vittinghoff, *Militärdiplome, römische Bürgerrechts- und Integrationspolitik der Hohen Kaiserzeit*, ibidem, S. 535–555.

[3] Vgl. besonders Mann, *o. c.* S. 25–40; Schtajerman, *o. c.*

[4] Über die gesellschaftliche Rolle der römischen Armee siehe: Alföldy, *Das Heer in der Sozialstruktur des römischen Kaiserreiches*; idem, *Römische Sozialgeschichte*, S.143–145; R. Macmullen, *Soldier and Civilian in the Later Roman Empire*, Cambridge Mass. 1963, besonders S. 99–118.

[5] Deshalb auch habe ich in die Tabelle Beamte pagus Miciensis (außer einem: 63) nicht eingetragen, die übrigen von der Liste R. Ardevans (S. 86) sind nämlich nur vermutlich Veteranen. Aufgrund einer solchen Voraussetzung müßte ebenfalls T. Flavius Ibliomarus ein Dekurion *canabae* (Apulum) in Betracht gezogen werden: CIL III 1214 – ILS 7154 – Riese 2491; vgl. J. Krier, *Die Treverer außerhalb ihrer civitas*, Trier 1981, S. 148–153, oder auch C. Plancius aus ISM 135, vgl. S. 162 und andere.

[6] Ad 1: Diese Identifizierung stammt von H. Nesselhauf in: NL S. 210; G. Alföldy hat sie vollauf anerkannt, *Les equites Romani et l'histoire sociale des provinces germanique de l'Empire Romain*, Corsi di cultura sull' arte ravennate et bizantina XXXIV 1977, S. 7–19; vgl. Einwände von G. Ruprecht, *Untersuchungen zum Dekurionenstand in den nordwestlichen Provinzen des Römischen Reiches*, Kallmünz 1975, S. 206–207, sowie W. Eck in: *Epigrafia e ordine senatorio*, II, Roma 1982, S. 539 ff.

Ad 34: E. Birley, *Marcus Cocceius Firmus: Epigraphic Study*, Proceedings of Society of Antiquaries of Scotland LXX 1933–1936, S. 363–377.

Ad 63: I. I. Russu, in: IDR/3, S. 71, 96; Ardevan, *o. c.* S. 86.

Der Vergleich der uns bekannten Zahlen [7] von Veteranen – Mitgliedern der Munizipalräte und der Munizipalaristokratie im allgemeinen gestaltet sich wie folgt:

| Provinz | Germ. Inf. | Germ. Sup. | Rae tia | Nori cum | Pann. Sup. | Pann. Inf. | Moes. Sup. | Moes. Inf. | Da cia | zusam- men |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Anzahl d. Mitgl. d. Munizipalaristo-kratie [8] | 35 | 128 | 17 | 134 | 74 | 117 | 112 | 181 | 274 | 1072 |
| Anzahl d. Vet. in d. Munizi-palräten | 1 | 2 | 1 | 2 | 4 | 5 | 9 | 13 | 26 | 63 |
| Vet.-Dekur. in d. Munizipal-räten in % | 2,8 | 1,5 | 5,8 | 1,4 | 5,4 | 4,2 | 8,0 | 7,1 | 9,4 | 5,8* |

* Durchschnittsprozent für alle Provinzen an der Rhein-Donau-Linie.

Daraus geht hervor, daß nur ein geringer Teil der Mitglieder der Munizipalräte aus Militärkreisen stammte, denn 5,8% Veteranen in den Munizipalräten sind im Verhältnis zu dem an beiden Flüssen stationierten Militär ausgesprochen wenig. Hier sollte noch darauf hingewiesen werden, daß alleine in der Moesia Inferior die Militärbesiedlung (Veteranen mit Familien, Familien im Dienst stehender Soldaten) 1/4 der gesamten zugewanderten Bevölkerung ausmachten [9]. Für das Donaugebiet Noricum (Ovilava – Cetium) wird berechnet [10], daß jegliche Beziehungen zum Militär in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. 60% der aus dem epigraphischen Material bekannten Bevölkerung umfaßten, und dennoch sind uns aus dieser Provinz nur zwei Veteranen (Nr. 5, 6) bekannt, die in die Munizipalräte aufgestiegen sind.

Es ist charakteristisch, daß sich zum Osten hin die Gruppe der Veteranen in den Munizipalräten vergrößert. Höchstwahrscheinlich resultiert dies aus der intensiveren Militärbesiedlung auf diesem Territorium sowie aus der Tatsache, daß dieses mit der Zeit die meisten Rekruten stellte.

---

[7] Ausführliche Feststellungen in der Arbeit über die Munizipalaristokratie (einleitende Anmerkung), S. 33–137.

[8] Siehe Anmerkung 2.

[9] L. Mrozewicz, *Rozwój ustroju municypalnego a postępy romanizacji w Mezji Dolnej* (Die Entwicklung der Munizipalverfassung und die Fortschritte in der Romanisierung von Moesia Inferior), Poznań 1982, S. 1–56, passim; idem, *Roman Military Settlements in Lower Moesia*, Archeologia XXXIII 1982 (1985), S. 79–105.

[10] J. Zając, *Arystokracja municypalna rzymskiej prowincji Noricum w okresie Wczesnego Cesarstwa Rzymskiego (I–III w.)* (Munizipalaristokratie der römischen Provinz Noricum in der Hohen Kaiserzeit), in: *Prowincje rzymskie i ich znaczenie w ramach Imperium* (Die römischen Provinzen und ihre Bedeutung im Rahmen des Imperiums), Wrocław – Warszawa – Kraków – Gdańsk 1976, S. 157.

Unter den Veteranen-Dekurionen bilden die Legionären die überwiegende Mehrzahl. Es sind nicht weniger als 42, das sind 66,6% der Gesamtzahl. Ehemalige Hilfskräfte bilden eine Gruppe von 13 Personen (20,6%). Darüber hinaus finden wir noch zwei Veteranen – das sind 3,1% – die Prätorianer waren (Nr. 36, 55). Die übrigen dienten in nicht näher bestimmten Einheiten.

Die zahlenmäßige Überlegenheit der Legionären ist meines Erachtens nicht nur durch das gesellschaftliche Ansehen, dessen sich diese Gruppe gewiß erfreute, zu erklären, sondern ebenfalls durch die deutlich schlimmere finanzielle Lage der *auxilia* beim Ende der Dienstzeit. Wenn wir sogar voraussetzen, daß der Besoldungsunterschied zwischen den Legionären und den Hilfskräften nicht so beträchtlich war [11], so ermöglichte doch die Abfindung nach der Entlassung, die lediglich den Legionären zuteil wurde, einen günstigeren gesellschaftlichen Aufstieg [12].

Die Hälfte der ehemaligen Legionären das sind gemeine Soldaten (so nämlich interpretiere ich den bloßen Terminus *veteranus*), die übrigen das sind: *signifer* (2, 12, 14, 45, 57), *beneficiarus* (20, 21, 42, 31, 40, 46, 51, 56), *centurio* (? 6), *primipilaris* (1, 13, 22: zugleich *praefectus castrorum*, 37), und noch ein *frumentarius* (54). Unter den *auxilia* finden wir keinen einzigen Gemeinen: acht von ihnen sind *decuriones alae* (4, 5, 9, 41, 42, 43, 52, 63), dazu ein *signifer* (17), ein *singularis consularis* (32), ein *custos armorum* (50), zwei Zenturionen (44, 60). Die *decuriones alae* hatten natürlich früher bei der Legion gedient, einer der Legionär-Veteranen ex bf cos, M. Valerius Speratus (24), ist nach der „Anpassung" an das Munizipalleben (*decurio municipii*) wieder zum Militärdienst zurückgekehrt, jedoch bereits im Range eines Ritters – als Präfekt einer Kohorte [13].

Zehn Auxiliarveteranen waren an die Abteilungen der *alae* gebunden, die ein besseres Ansehen genossen, der Dienst dort war ruhmeinbringend. Die anderen das waren Zenturionen: *cohortis* (60), *numeri* (44) und *custos armorum cohortis* (50). Das weist deutlich darauf hin, daß es für die Auxiliarveteranen wesentlich schwieriger war, in das Milieu der Munizipalaristokratie einzudringen: gemeine Soldaten hatten im Grunde genommen keinerlei Chancen.

Es ist nicht einfach letztendlich zu bestimmen, inwieweit die militärische Vergangenheit die weitere Karriere der Veteranen, die zum *ordo decurionum* gehörten, beeinflußte. Es hat den Anschein, als ob auf dieser Stufe der Unterschied zwischen Legionären und Hilfskräften sich wesentlich verringerte. Größtenteils sind die Karrieren der Veteranen nicht allzu blendend. Zwei *primipilares* (13, 37) heben sich ohne Zweifel deutlich ab, doch sei daran

---

[11] Wierschowski, *o. c.* S. 2–15, 97–102 (mit kritischer Berücksichtigung der älteren Literatur).

[12] Ibidem, S. 97–102; unabhängig von Privilegien: Wolff, *o.c.*

[13] H. Devijver, *Prosopographia militarum equestrium quae fuerunt ab Augusto ad Gallienum*, I–III, Leuven 1976, V 38.

erinnert, daß sie bereits einen Teil des *ordo equester* ausmachten[14]. Der erstgenannte (13) gehörte zu den aristokratischen Gremien Aquincum und Mursa, außerdem war er provinzioneller Priester des Kaiserkultus in Pannonia Inferior. Der zweite (37) hingegen wirkte außer seinem Wohngebiet Oescus ebenfalls in den Stadträten Tyras, Dionysopolis, Marcianopolis, Aquincum und im *civitas Tungrorum*. Die beiden letzten Primipilares (1, 22) haben keine herausragende Munizipallaufbahn aufzuweisen.

Unter den Legionärveteranen sollten noch jene erwähnt werden, die es zur Würde eines provinzionellen Priesters gebracht haben (11, 31) wie auch solche, die in mehreren Zentren tätig waren (12, 29: sie verbanden die Ausübung ihrer Funktionen in *canabae* und *vicus*).

Unter den *auxilia* nimmt T. Flavius Longinus (52) mit Abstand den ersten Platz ein.

Die hier gemachten Erwägungen werden durch die Zusammenstellung der Namen von Veteranensöhnen (in einem Fall ist es der Enkel: 8) Tabelle 2 – ergänzt. Es sind Veteranen, die zur Munizipalaristokratie aufgestiegen waren, ihren Platz in den Räten hatten und verschiedene Munizipalämter ausübten. Es stellt sich jedoch heraus, daß die Söhne von nur acht Veteranen zum *ordo decurionum* gelangten, wobei nur zwei Veteranen-Väter bereits zum *ordo* gehörten (5,7). Ein Vater war Auxiliarveteran (1), die übrigen Legionäre.

Vier Nachfahren schafften es bis zum *ordo equester*, darunter zwei Söhne eines Auxiliarveteranen (1, *a militiis*), ein Sohn eines Primipilar (4) sowie der Enkel eines Legionärveteranen (8). Einer der Söhne (7) hatte in den Prätorianerabteilungen gedient.

Alles in allem sind 11 der uns dem Namen nach bekannten Nachfahren von Veteranen zum *ordo decurionum* aufgestiegen. Das ist 1,0% der ganzen Munizipalaristokratie an Rhein und Donau.

## Schlußfolgerungen

In den Provinzen an Rhein und Donau machten die Veteranen 5,8% der uns bekannten personellen Zusammenstellung in den Munizipalräten aus. Angesichts der in diesen Provinzen stationierten großen Heeresbestände wie auch der Kolonisierung durch Veteranen ist das ein unbedeutsamer Anteil.

Die Veteranen, die zu Munizipalelite gehören, das sind vorwiegend Legionäre (66,6%): hauptsächlich gemeine Soldaten und Unteroffiziere; unter den Auxiliarveteranen kommen gemeine *milites* überhaupt nicht vor, es sind überwiegend ehemalige Soldaten der Reiteriabteilungen (10 von 13).

---

[14] Vgl. J. De Laet, *Le rang social du primipile à l'époque d'Auguste et de Tibère*, L'Antiquité Classique IX 1940, S. 10–23; B. Dobson, *The Centurionate and Social Mobility during the Principate*, in: *Recherches sur les structures sociales dans l'Antiquité*, Paris 1970, S. 111–115; idem, *Die Primipilares*, Köln-Bonn 1978, S. 115.

Die dem Namen nach nachgewiesenen Veteranensöhne bildeten ebenfalls nur einen geringen Teil der Munizipalaristokratie: ca 1,0%.

Diese Schlußfolgerungen widersprechen der Behauptung, daß die Veteranen in großer Anzahl in den *ordo decurionum* eingedrungen sind[15].

Poznań *Übersetzt von Marianna Śmigielska*

Abkürzungen:

| | |
|---|---|
| ActaMN | – Acta Musei Napocensis, Cluj-Napoca |
| AE | – l'Année Épigraphique, Paris |
| AIJ | – V. Hoffiler, B. Saria, *Antike Inschriften aus Jugoslawien*, Zagreb 1938 |
| CIL | – *Corpus Inscriptionum Latinarum*, Berolini |
| Gerov, *Romanizmat* III | – B. Gerov, *Romanizmat meždu Dunava i Balkana ot Hadrian do Konstantin Veliki*, Godišnik na Sofijskija Universitet, Filologičeski Fakultet, XLVIII 1952/1953 |
| IDR | – *Inscripţiile Daciei Romane*, Bucureşti |
| ILLPRON Indices | – M. Hainzmann, P. Schubert, *Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices*, Berolini – Novi Eboraci 1986 (Auctarium CIL) |
| ILS | – H. Dessau, *Inscriptiones Latinae selectae* |
| IMSup | – *Inscriptions de la Mésie Supérieure*, Beograd |
| ISM | – *Inscripţiile antice din Dacia şi Scythia Minor*, seria a II-a: *Inscripţiile din Scythia Minor*, Bucureşti 1980 ff. |
| NL | – H. Nesselhauf, H. Lieb, *Dritter Nachtrag zu CIL XIII. Inschriften aus den germanischen Provinzen und dem Treverer Gebiet*, Berichte der Römisch-Germanischen Kommision XLV 1959, S. 120 ff. |
| RE | – *Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft*, Stuttgart |
| Riese | – A. Riese, *Das rheinische Germanien in den antiken Inschriften*, Berlin 1914, ND Gronningen 1968 |
| RIU | – *Die römischen Inschriften Ungarns*, Budapest |
| Tóth | – E. Tóth, *Porolissum. Das Castellum in Moigrad. Ausgrabungen von A. Radnóti, 1943*, Budapest 1978 |

[15] *Vgl. B. Saria, Praetoriae cohortes*, RE XXII (1954), col. 1631; Neumann, *o. c.* 1607; Schtajerman, *o.c.* S. 213–215 (bezüglich der donauländischen Provinzen); Wierschowski, *o. c.* S. 89 f., 94–96. Vgl. auch M. Rostovtzeff, *Gesellschaft und Wirtschaft im Römischen Kaiserreich*, II, Leipzig [ohne Jahr], S. 12 und 289, Anm. 33.

## Tabelle 1

### VETERANEN – MITGLIEDER DES ORDO DECURIONUM

| Nr.<br>A | Veteran<br>B | Munizipale Laufbahn<br>C | Stadt<br>D | Datum<br>E | Quelle<br>F |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | M. Sattonius I[ucun]dus (?) primipilaris leg. III Aug. | dec(urio) | Ulpia Traiana (Xanten) | III | NL 247; CIL VIII 2634 – ILS 2296 |
| 2 | T. Florius Saturninus vet(eranus) ex sig(nifero) leg. XXII p.f. Alexandrianae, m.h.m. | allectus in ordi[n]em c(ivium) R(omanorum) [...] Mog[ontiaci] | Mogontiacum | 222–235 | CIL XIII 6769–Riese 2126 |
| 3 | C. Sertorius L. f. Ouf. Te[rtull]us, veteranus leg. XVI | curator civium Roman[orum] | Mogontiacum | erste Hälfte des I. Jh. | CIL V 6747 – ILS 2465 – Riese 2120 |
| 4 | P.(?) Iul(ius) C. f. Quir. Pinta-m[us], vet(eranus) ex dec(urione) a[lae] | dec(urio) munic(ipii) | Augusta Vindelicum | II–III | AE 1972, 359 |
| 5 | T. Iulius Bellicus dec(urio) alae Asturum II (legionarius) | dec(urio) municipii | Celeia | I | CIL III 15205,3 – AIJ 82 ILLPRON Indices 1887 |
| 6 | L. Appuleiu[s---] [(centurio)] leg. X G(eminae) p.f. | IIv[ir] iur(e) d[ic(undo)] | Celeia | II | AIJ 9 – ILLPRON Indices 1911 |
| 7 | C. Iul(ius) C. f. Vol. Veranus, vet(eranus) leg. XII[I]I G(eminae) | d(ecurio) c(oloniae) | Savaria | II | CIL III 11223 |
| 8 | L. Valerius L. fil. Cl. Censorinus, vet(eranus) leg. I Ad(iutricis) ex bf. cos. | dec(urio) c(oloniae) | Savaria | II | CIL III 4191 – RIU I 66 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 9 | Aur(elius) Valerianus vet(eranus) ex dec(urione) al(ae) | dec(urio) m(unicipii) | Mogentiana | III | RIU III 707 |
| 10 | Iul(ius) Victorinus vet(eranus) | [dec(urio)?] mun(icipii) | Andautonia | II | CIL III 4008 – AIJ 474 |
| 11 | [---] Antonius [---] veteranus leg(ionis) | dec(urio) Aquin[c(i)]? IIvir, sacerdos arae Aug. | Aquincum? | II | CIL III 6452 |
| 12 | T. Aur(elius) Atticus vet(eranus) leg. IIII Fl(aviae) ex sig(nifero) | q(uin)q(uennalis) Sing(iduni), dec(urio) col(oniae) Sirmien-s(ium) | Singidunum Sirmium | II/III | AE 1910, 172 – IMSup I 16 |
| 13 | [M. Ulp(ius) ...] [p(rimi) p(ilaris) le]g. XII Fulm(i-natae) | [IIvir?] mun(icipii) Aq(uin-ci), d(ecurio) col. Murs(ae) sacerd(os) [prov(inciae) Pannon(iae) Inf(erioris)] | Aquincum Mursa | II | CIL III 10305 |
| 14 | M. Val(erius) Marinus vet(eranus) leg. I Ad(iutricis) p.f. ex sign(ifero) | dec(urio) Bri(getionis qui magistrat | Brigetio | II | CIL III 4299 – RIU II 442 |
| 15 | L. Val(erius) L. f. Palat. Rufus vet(eranus) leg. I. (Adiutricis) | dec(urio) Br(igetionis) quaes(tor) et mag(ister) | Brigetio | II | RIU II 596 |
| 16 | C. Valerius C. fil. Pap. Firmus vet(eranus) leg. VII Cl(audiae) p.f. | conscriptus dec(urio) Rat(iariae) | Ratiaria | erste Hälfte des II. Jh. | D. Dečev, Österreichische Jahreshefte 31, 1939, Bbl. 107, Nr. 11 – Gerov, *Romanizmat* III 12 |
| 17 | [Flavius ... ?] [vet(eranus) ex sign]if(ero) alae Cl(audiae) novae | dec(urio) col(oniae) | Ratiaria | II | CIL III 14217 und 14500; vgl. Mócsy, *Ges. und Romanisation* (Anm. 2), S. 107 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 18 | L. Aufidiu[s L.(?) f.] Celer vet(eranus) [leg. VII] C(laudiae) p.f. | dec(urio) c[ol(oniae)] | Scupi | I–II | CIL III 8194 – IMSup VI 49 |
| 19 | M. Octavius M. f. Aemil Valens mil(es) leg. V Macedo(nicae) | decu(rio), ponti(fex) col(oniae) F(laviae) F(elicis) D(ardanorum) | Scupi | I/II | IMSup VI 42 |
| 20 | [L. Marcianus---] ndus ve[t(eranus)] leg. VII C(laudiae) p.f., bf. (?) leg. cos. | qu(a)es(tor), IIvir col. F[l(aviae) F]e[l(icis)] D[ ... ] | Scupi | I/II | IMSup VI 46 |
| 21 | C. Cornelius C. f. Fabia Magnus militavit ... in leg. VII C(laudia) p. f., beneficiarius et immunis | dec(urio) et IIvir col. | Scupi | erste Hälfte des II. Jh. | IMSup VI 45 |
| 22 | T. Turannius L. f. Sergia Proculus primip(ilus), praef(ectus) castror(um) leg. XIV Gem(inae) | IIvir q(uin) q(uennalis) col. | Scupi | erste Hälfte des II. Jh. | AE 1973, 477 – IMSup VI 31 |
| 23 | C. Iu[l(ius)] Val(ens) vet(eranus) leg. VI(I) Cl(audiae) ex bf. cos. | dec(urio) Vim(inacii) | Viminacium | II/III | CIL III 14217, 4 – IMSup II 308 |
| 24 | M. Valerius) Speratus vet(eranus) leg. VII Cl(audiae) ex bf. cos., praef(ectus) coh. I Aquet(anorum) | dec(urio) m(unicipii) | Viminacium | II/III | CIL III 12659 – ILS 7173 – IMSup II 110 |
| 25 | C. Val(erius) Pudens vet(eranus) leg. V Mac(edonicae) | mag(ister) canab(ensium) | Troesmis | 117–138 | CIL III 6166 – ISM V 154 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 26 | .T. Fl(avius) Alexander vet(eranus) leg. V Mac(edonicae) | q(uin)q(uennalis) canaben(sium) | Troesmis | 151-154 | AE 1957, 266 – ISM V 163 |
| 27 | P.Val(erius) Cleme(n)s vet(eranus) leg. V Mac(edonicae) | ma[g(ister)] (canabensium) | Troesmis | 139–161 | CIL III 6162 – ISM V 156 |
| 28 | L. Cominius Valens vet(eranus) leg. V Ma[c(edonicae)] | ma[g(ister)] (canabensium) | Troesmis | 139–161 | Ibidem |
| 29 | L. Licin(ius) Cleme[n]s vet(eranus) leg. V Ma[c(edonicae)] | [q(uin)q(uennalis) c]anab(ensium) et dec(urio) Troes(mensium) | Troesmis | 159–161 | AE 1960, 337 – ISM V 158 |
| 30 | C. E[g]natius C. [f.] Fab. Valens vet(eranus) [leg. V Mac(edonicae)?] | decuri[o ...] m[u]n[i]c(ipii) | Troesmis | nach 167 | CIL III 6188 – ISM V 183 |
| 31 | [Ti]b. Vitales ex[bf. ?] vet(eranus) leg. V Mac(edonicae) | sacerd(os) provinc(iae) | Troesmis | II | CIL III 7506 – ISM V 194 |
| 32 | M. Ulp(ius) Marcianus vet(eranus) ex s(ingulari) c(onsularis) a(lae) I D(ardanorum) | pont(i)f(ex), IIvir q(uin)-q(uennalis) m(unicipii) | Troesmis | erste Hälfte des III. Jh. | CIL III 7504 – ISM V 148 |
| 33 | C. Iulius Vale(n)s veter(anus) leg. V Mac(edonicae) | mag(ister) vici | Verg[ob]-rittus | II | CIL III 12479 – ISM V 115 |
| 34 | M. Cocceius Firmus (veteranus leg. II Augustae)? | quaestor vici | vicus Quintionis | 169 | ISM I 328; vgl. E. Birley, wie in Anm. 6 |
| 35 | NN [vet(eranus)?] leg. V Mac(edonicae) | IIvir col. | Oescus | II/III | V. Pârvan, in: Buletinul Comisiunii Monumentelor Istorice VIII 1915, S. 36 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 36 | NN<br>[vet(eranus) coh.] I praetoriae | duumviralis | Oescus | III | V. Beševliev, *Epigrafski prinosi*, Sofia 1952, Nr. 86 – Gerov, *Romanizmat*, III 770 |
| 37 | T. Aurelius T. fil. Pap. Flavinus, primipilaris | princeps ordinis col(oniae), buleuta civitatiu[m], patronus coll. fabr. | Oescus, Tyras, Dionysopolis, Marcianopolis, civitas Tungrorum, Aquincum | nach 217 | CIL III 14416 – B. Gerov, Acta of the Fifth Int. Congr. of Gr. and Latin Epigr., Oxford 1971, S. 432–436 |
| 38 | L. Silius Maximus<br>v[et(eranus)] leg. I Ad(iutricis) p.f. | magistra(n)s primus in cann(abis) (sic) | Apulum | 106–117 | CIL III 1008 |
| 39 | Cl. Atteius Celer<br>veteranus leg. XIII Gem[in]ae | d[e]c(urio) canabensium | Apulum | II | CIL III 1093 |
| 40 | C. Iul(ius) Frontonianus<br>vet(eranus) ex bf. cos. leg. V M(acedonicae) | dec(urio) col(oniae) | Apulum | II/III | I. Piso, *Epigraphica XII*, ActaMN XVII, 1980, S. 84–86; CIL III 987 |
| 41 | Sex. Valerius Saturninus<br>dec(urio) al(ae) Sil(ianae) | dec(urio) col(oniae) | Napoca | III | CIL III 845; N. Gostar, *Milites-decuriones coloniae*, Studii şi cercetări stiinţifice, Istorie XIV 1963, S. 26 of. |
| 42 | Ianua[rius]*<br>dec(urio) alae | [IIvi]r col(oniae) | Napoca | III | CIL III 865 +p. 1380; H. G. Pflaum, *Les carrières procuratoriennes equestres sous le Haut-Empire romain*, Bd. II, Paris 1960–1961, S. 605. |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 43 | T. Fl(avius) Germanus dec(urio) alae | dec(urio) col(oniae) | Napoca | III | Ibidem |
| 44 | Ael(ius) Thema[rsa?] [vet(eranus) ex] 7 (centurione) | dec(urio) co[l(oniae)?] | Napoca | erste Hälfte des III. Jh. | Tóth, S. 30, Nr. 24 |
| 45 | Ulp(ius) Masculinus vet(eranus) ex signif(ero) leg. V M(acedonicae) | dec(urio)? col(oniae) | Napoca | 204 | CIL III 7657 (= 854) |
| 46 | M. Val(erius) Valen[tin]us bf. cos. [mi]l[es] le[g.] XIII [G(eminae)] Gordi(anae) | aed[il(is)] col(oniae) | Napoca | 239 | CIL III 7633 (= 827) |
| 47 | Val(erius) Them(o) vet(eranus) | dec(urio) municip(ii) | Porolissum | III | AE 1971, 387 |
| 48 | M. Cocceius Alexander vet(eranus) ex 7 (centurione) | augur municipii | Porolissum | III | Tóth, S. 32 Nr. 29 |
| 49 | Aurel(ius) Faustus vet(eranus) | [d(ecurio)? mu]n(icipii) | Tibiscum | III | CIL III 12595 – IDR III/1, 273 |
| 50 | Aur(elius) Laecanius Paulinus vet(eranus) ex c(ustode) a(rmorum) coh. I Vind(elicorum) | dec(urio) col(oniae) | Sarmizegetuza | nach 211 | IDR III/1, 137, 138 |
| 51 | L. Valerius Rufus vet(eranus) leg. XIII G(eminae) ex bf. cos. | dec(urio) col(oniae) quaest(or) | Sarmizegetuza | III | CIL III 1485 – IDR III/2, 452 |
| 52 | T. Fl(avius) Longinus vet(eranus) ex dec(urione) alae II Pann(oniorum) | dec(urio) col(oniae) Dacicae, dec(urio) mun(icipii) Nap., dec(urio) kanab(arum) leg. XIII G(eminae) | Sarmizegetuza Napoca Apulum | nach 118 | CIL III 1100 – ILS 7147 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 53 | [---] Firmus vet(eranus) leg. IIII F(laviae) F(elicis) | dec(urio) | Sarmizegetuza | Anfang des II. Jh. | CIL III 1502 – IDR III/2, 111 |
| 54 | C. Iulius Carus frumentarius | dec(urio) col(oniae) | Sarmizegetuza | 222–235 | IDR III/2, 113 |
| 55 | C. Iul(ius) Fronto mil(es) coh. I pr(a)et(oriae) scriniarius praef(ectorum) praetor(io) | dec(urio) col(oniae) | Sarmizegetuza | 222–235 | Ibidem |
| 56 | C. Iul(ius) C. f. Pap. Valerius** vet(eranus) leg. XIII G(eminae) Sev(erianae) ex bf. cos. | dec(urio) et IIvira-lis col(oniae) | Sarmizegetuza | 222–235 | Ibidem |
| 57 | Q. Manlius Pap. Verus vet(eranus) leg. XV (Apollinaris) signifer | dec(urio) col(oniae) | Sarmizegetuza | Anfang des II. Jh. | CIL III 1478 – IDR III/2, 428 |
| 58 | M. Ulpius Marteialis vet(eranus) | dec(urio) col(oniae) | Sarmizegetuza | nach 222 | CIL III 7980 – IDR III/2, 391 |
| 59 | M. Val(erius) Mac[rinus?] vet(eranus) leg. V [Maced(onicae)] miss(icius) pr(aefecti?) | [dec(urio? col(oniae)] | Sarmizegetuza | II–III | CIL III 6264 – IDR III/3, 278 |
| 60 | P. Ael(ius) Theim[es] [v]et(eranus) ex 7 (centurione) c[oh. I] Vindel(icorum) | IIviral(is) | Sarmizegetuza | Anfang des III. Jh. | CIL III 12587 – IDR III/2, 369 |
| 61 | P. Ael(ius) P. f. [P]a[p.] Theimes ve[t(eranus)] | IIviralis col(oniae) | Sarmizegetuza | Anfang des III. Jh. | CIL III 1472 – IDR III/2, 370 |

| A | B | C | D | E | F |
|---|---|---|---|---|---|
| 62 | C. Sentius C. f. Sulp. Flaccus vet(eranus) leg. XIIII G(eminae) M(artiae) V(ictoricis) | dec(urio) col(oniae) Dac(icae) | Sarmizegetuza | Anfang des II. Jh. ? | CIL III 1196 |
| 63 | C. Antonius Crispinus vet(eranus) ex dec(urione) alae (II) Pan(noniorum) | mag(ister) p(agi) | Micia | Anfang des III. Jh. | CIL III 1375 – IDR III/3,54, 80 |

*In der Ergänzung der Inschrift halte ich mich an die Version von Pflaum, *l. c.* Daher ist nicht sicher, ob die Nrn. 42 und 43 Brüder betreffen (so Ardevan, Tabelle 3, Nr. 2, 3). Das Ersetzen der Lesung [pat]r(onus) zugunsten [II vi]r ist ebenfalls ein Verdienst von Pflaum und nicht von I. Piso (Ardevan, S. 87, Anmerkung 15).

** Vater der Nr. 54 und 55.

## Tabelle 2

### VETERANENSÖHNE IN DEN MUNIZIPALEN RÄTEN

| Nr. | Veteran | munizipale Laufbahn | Sohn | munizipale Laufbahn | Datum | Stadt | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| A | B | C | D | E | F | G | H |
| 1 | P. Ael(ius) Germanus veter(anus) ex dec(urione) | | P. Ae[li]us Rufin{i}us | dec(urio) et II vir [i.] d. | nach 217 | Cetium | CIL III 5652 – G. Alföldy, in: Epigr. Studien VIII 1969, Nr. 44 – ILLPRON Indices 903 |
| | | | P. Aelius Germanus a militiis | dec(urio) in colonia{e} | nach 217 | Ovilava | |
| | | | P. Aelius Sabinianus, a militiis | dec(urio) in colonia{e} | nach 217 | Ovilava | |

| A | B | C | D | E | F | G | H |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 2 | C. Firminius Primus vet(eranus) leg(ionis) II Adi(utricis) | | C. Firminius Castricius | aed(ilis) | II | Solva | CIL III 5430 – ILLPRON Indices 1165 |
| 3 | M. Ulp(ius) Victor vet(eranus) leg(ionis) II Adi(utricis) | | M. Ulp(ius) Victorinus | qu(a)estor col(oniae) | III | Aquincum | G. Parragi, in: Budapest Régisegei XXI 1964, S. 230 |
| 4 | C. Val(erius) C. f. Pap. Valentinus p(rimi)p(ilaris) leg. I Ital(icae) Sever(ianae), praef(ectus) leg. I Adiutric(is) Severianae | | C. Val(erius) Plautianus, eq(ues) Romanus | pontif(ex) et duumviralis col(oniae) | III (nach 222) | Oescus | AE 1957, 294 – B. Dobson, *Die Primipilares*, Köln–Bonn 1978, Nr. 206 |
| 5 | C. Valerius C. f. Pap. Firmus vet(eranus) leg. VII Cl(audiae) p.f. | conscriptus dec(urio) Rat(iariae) | C. Val(erius) Firmus | dec(urio) | erste Hälfte des II. Jh. | Ratiaria | Vgl. Tabelle 1, Nr. 16 |
| 6 | (C. Arrius Quintus) vet(eranus) (legionis V Macedonicae) | | C. Arrius Quintianus | bis duumviralis et augur mun(icipii) | III | Troesmis | CIL III 7560 – ISM II 244(80) |
| 7 | C. Iul(ius) C. f. Pap. Valerius, vet(eranus) leg. XIII G(eminae) Sev(erianae) ex bf. cos. | dec(urio) et IIviralis col(oniae) | C. Iulius Carus frumentarius | dec(urio) | nach 222 | Sarmizegetuza | Vgl. Tabelle 1 Nr. 54–56; CIL III 7742; I. Piso, in; ActaMN XVIII 1981, S. 449 |
| | | | C. Iulius Fronto miles coh. I praet. scriniarius praef. praetor. | dec(urio) | | | |

| A | B | C | D | E | F | G | H |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 | Fl(avius) Secundus vet(eranus) leg(ionis) | | nepos: C. Val(erius) Seranus, eq(uo) p(ublico) | dec(urio) col(oniae) | III | Aquincum | V. Kuzsinsky, *Aquincum. Ausgrabungen und Funde*, Budapest 1934, S. 67 |

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012-7825

# VETERANEN UND STÄDTISCHE DEKURIONEN IM RÖMISCHEN DAKIEN

Von

RADU ARDEVAN

Es ist allgemein bekannt und anerkannt, daß der militärische Faktor in der Organisierung der Provinz Dakien und in der Herausbildung der dakisch-römischen Zivilisation eine sehr große Rolle spielte [1]. In der Gesellschaft der Provinz nahmen die Veteranen neben dem Militär eine wichtige Position ein [2]. Die Erforschung dieser sozialen Schicht und die Feststellung ihres sozio-ökonomischen und kulturellen Beitrags im Leben der Provinz wurden noch nicht erschöpft [3]. Vorläufig setzen wir uns zum Ziel, einen engeren Teil dieses Problems zu verfolgen und zwar das Vorhandensein des Militärs, das heißt der Veteranen, in der Elite der dakisch-römischen Städte und in der Munizipalverwaltung.

Wie bekannt, hatte die Provinz Dakien 11 oder 12 Städte [4]. Die vorhandene epigraphische Dokumentation und das Forschungsniveau jeder einzelnen sind aber sehr verschieden [5]. Bemerkenswert ist, daß drei davon neben Legionslagern fungierten (Potaissa neben der 5. Legion Macedonica, Colonia Aurelia Apulensis und Municipium Septimium Apulense neben der 13. Legion Gemina) und zwei andere bildeten sich neben den Lagern einiger wichtigen Hilfstruppen (Porolissum und Tibiscum). In der Nähe eines anderen bedeutenden Lagers, Micia, entwickelte sich ein *pagus*, abhängig von der Hauptstadt der Provinz,

---

[1] M. Macrea, *Viaţa în Dacia romană*, Bucureşti 1969, S. 176–178; I. I. Russu, SCIVA XXXI 1980, 3, S. 445.

[2] Macrea, *o.c.* S. 218; Russu, *o. c.* S. 445–447.

[3] Eine besondere Arbeit widmete den Veteranen N. Branga (*Italicii şi veteranii din Dacia*, Timişoara 1986, mit einigen Fehlern und Unklarheiten). Es ist aber nur ein Anfang für ihre exhaustive Untersuchung.

[4] H. Daicoviciu, Apulum XIII 1975, S. 85–94. Für die Stadt Malva ist die neueste Untersuchung die von C. C. Petolescu, SCIVA XXXVIII 1987, 1, S. 23–32.

[5] Kleine Monographien der dakisch-römischen städtischen Ansiedlungen in D. Tudor, *Oraşe tîrguri şi sate în Dacia romană*, Bucureşti 1968. Über das Stadium der Forschung jeder Stadt vgl. R. Ardevan, ActaMN XXI 1984, S. 96, Anm. **13** (zu den genannten kommt N. Gudea, *Porolissum. Res publica municipii Septimii Porolissensium*, Bucureşti 1986 hinzu).

Colonia Ulpia Traiana Sarmizegetusa[6]. In diesen Ansiedlungen sind die epigraphischen Beweise über Veteranen zahlreich. Aber sie sind auch in anderen Ortschaften anwesend, sogar in denen, die keine Truppen hatten.

Für die vorliegende Untersuchung hatten wir im Auge alle Inschriften, die über Dekurionen und Munizipalmagistrate, die aus den Reihen der Veteranen stammen, informieren. Am häufigsten wird die Eigenschaft eines Veteranus explizit genannt; in einigen Fällen können wir sie aber nur erschließen[7]. Einige Inschriften, bekannt als solche in den alten Veröffentlichungen, beziehen sich eigentlich nicht auf den Gegenstand unserer Untersuchung, so daß sie nicht in Betracht gezogen wurden. Hierher gehören folgende Denkmäler:

– IDR II 351, Romula. Der als *decurio municipii* erwähnte ist der Bruder eines Veteranen, aber er selbst war kein Soldat.

– IDR III/2, 120, Sarmizegetusa. Der erwähnte *centurio* ist Dekurion in einer Stadt außerhalb des römischen Dakien.

– CIL III 1199, Apulum. Der genannte Soldat, mit 30 gestorben, war kein Veteran (das Wort SARMIS könnte auf ein *domus* hinweisen).

– CIL III 1158, Apulum. Der erwähnte Veteran ist nur *aedis custos civium Romanorum*, aber kein Magistrat einer Ansiedlung.

– CIL III 7689, Potaissa. Die Inschrift ist sehr beschädigt, und es ist gar nicht sicher, daß sie sich auf einen Veteranen bezieht; die Buchstaben ... ADAN-TO ... können auch etwas anderes bedeuten, nicht nur den Namen einer militärischen Einheit[8].

Es bleiben also 29 verfügbare Inschriften. Die dort angeführten Daten sind in den folgenden Tabellen enthalten.

So wie zu erwarten, beziehen sich die meisten auf die Hauptstadt der Provinz, Ulpia Traiana Sarmizegetusa. Wir kennen hier 13 Personen aus der Kategorie, die uns interessiert (vgl. Tabelle 1). Davon waren 5 im 2. Jahrhundert tätig und 7 im nächsten Jahrhundert. Einige stammen aus den Truppen, die an der Eroberung Dakiens teilnahmen, und sie sind zweifelsohne aus der ersten Generation der Kolonisten (Nr. 1–4). Nur in drei Fällen erscheinen Träger der späteren kaiserlichen Namen und all diese datieren aus dem dritten Jahrhundert (Nr. 7, 8, 12). Also stammen alle Veteranen, die im *ordo decurionum* auftreten, aus gut romanisierten Familien, aus alten Bürgerhäusern. Es ist noch zu bemerken, daß sich diese Veteranen in der Regel mit der Stellung des *decurio* begnügen; wenige und nur aus den Reihen wichtiger Offiziere stammende (*beneficiarii*, *centuriones*) erreichen den Rang eines Magistraten.

Der pagus Miciensis gehörte auch zu Sarmizegetusa. Hier wirkte eine blühende Gemeinschaft von *veterani et cives Romani*; sie hatte zwei Magistri an der Spitze[9]. Aus dieser Ortschaft haben wir einige von diesen gestifte

---

[6] Tudor, *o. c.* S. 124; I. I. Russu, IDR III/3, S. 55.
[7] Siehe zum Beispiel IDR III/3, S. 98.
[8] Wie N. Gostar (AIIAIaşi VI 1969, S. 132–133) vermutete.
[9] Vgl. oben, Anm. 6.

## Tabelle 1

### VETERANEN IN ORDO DECURIONUM AUS ULPIA TRAIANA SARMIZEGETUSA

| Nr. | Name | Militäreinheit | Grad | Zivilamt | Datierung | Bemerkungen | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | T. Flavius Longinus | ala II Pann. | dec. | dec. | 118 | dec. Napoca, dec. Kanab. leg. XIII Gem. | CIL III 1100 |
| 2 | ? Firmus | leg. IIII Fl. | | dec. | 118 | | IDR III/2, 111 |
| 3 | C. Sentius Flaccus | leg. XIIII Gem. | | dec. | Anfang des 2. Jhs. (?) | domo Antiquaria | CIL III 1196 |
| 4 | Q. Manlius Verus | leg. XV Apol. | signifer | dec. | Anfang des 2. Jhs. (?) | | IDR III/2, 428 |
| 5 | Q. Valerius Macrinus | leg. V Mac. | miss. praef. | dec. | 170–180(?) | | IDR III/3, 278 |
| 6 | Aurelius Laecanius Paulinus | coh. I Vindel. | custos arm. | dec. | 211–212 | Palmyrene(?) | IDR III/1, 137 |
| 7 | P. Aelius Theimes | coh. I Vindel. | centurio | IIvir | Anfang des 3. Jhs. | Palmyrene | IDR III/2, 369 |
| 8 | P. Aelius Theimes | | | IIvir | Anfang des 3. Jhs. | Palmyrene | IDR III/2, 370 |
| 9 | C. Iulius Valerius | leg. XIII Gem. | bf. cos. | dec. IIvir. | Anfang des 3. Jhs. | Vater der Nr. 10–11 | CIL III 7742; IDR III/2, 113 |
| 10 | C. Iulius Carus | | frumentarius | dec. | nach 222 | Sohn der Nr. 9 | IDR III/2, 113 |
| 11 | C. Iulius Fronto | coh. I praet. | scriniarius | dec. | nach 222 | Sohn der Nr. 9 | IDR III/2, 113 |
| 12 | M. Ulpius Marteialis | | | dec. | nach 222 | | IDR III/2, 291 |
| 13 | L. Valerius Rufus | leg. XIII Gem. | bf. cos. | dec., quaest., IIvir | ? | | IDR III/2, 452 |

Inschriften [10]. Es ist sehr wahrscheinlich, daß wenigstens ein Magister, und zwar der erste epigraphisch verzeichnete, ein Vertreter der Veteranen ist [11]. Die als solche identifizierten Personen wurden in der Tabelle 2 erfaßt.

Tabelle 2

VETERANEN IN DER VERWALTUNG DER ANSIEDLUNG VON MICIA

| Nr. | Name | Zivilamt | Datierung | Bemerkungen | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|
| 1 | C. Antonius Crispinus | magister pagi | Anfang des 3. Jhs. | dec. alae II Pann. (?) | IDR III/3, 54, 80 |
| 2 | L. Atilius Faustinus | magister | | | IDR III/3, 94 |
| 3 | T. Aurelius Verus | magister | 3. Jh. (?) | | IDR III/3, 82 |
| 4 | Aurelius Alpinus | magister | 3. Jh. | | IDR III/3, 81 |
| 5 | M. Ulpius Quintus | magister | Anfang des 2. Jhs. | | IDR III/3, 83 |

Wie ersichtlich, sind die von den Inschriften angebotenen Daten spärlich, und die Datierungsmöglichkeiten – sehr gering. Die genannten Personen scheinen nicht den örtlichen Rahmen zu überschreiten; ihre Magisterwürde bleibt die höchste Stufe ihrer sozialen Förderung. Bemerkenswert ist, daß keiner dieser *magistri* in Sarmizegetusa *decurio* wird; diese Tatsache hebt das Problem der Beziehung zwischen der Kolonie und *pagus Miciensis* hervor [12].

Andere Städte Dakiens verfügen über geringzählige epigraphische Urkunden, die sich auf die Zivillaufbahn einiger Veteranen beziehen. Überraschenderweise steht an der nächsten Stelle Napoca, eine truppenlose Stadt [13]. Wir können hier 7 solche Veteranen verzeichnen (vgl. Tabelle 3). Die meisten stammen aus geographisch benachbarten Militäreinheiten (mit einer einziger Ausnahme, Nr. 6: dieser aber wurde als *agens. sub signis* nach Samum versetzt [14]). Die in Sarmizegetusa gemachten Feststellungen sind auch für die Hauptstadt Dakiens Porolissensis gültig. Der einzige Magistrat, ein Aedil (Nr. 6), war kein einfacher Soldat, aber ein *beneficiarius consularis*. Ob der

[10] IDR III/3, 80–85, 94. Hervorzuheben ist der stereotype, öffentliche Charakter dieser Denkmäler, deren Errichtung „Dienstpflicht" bildete. Sie weisen Ähnlichkeiten mit den Denkmälern aus Scythia Minor – von Dorfbehörden errichtet – auf (ISM I, 324–332, 343–347, 349, 351).

[11] I. I. Russu, IDR III/3, S. 98.

[12] Ein anderer *pagus* aus der Nähe Aquae, wird von einem *praefectus* geleitet, der zugleich *decurio* in Sarmizegetusa ist (IDR III/3, 10). Diese Verschiedenheit wurde von I. Piso bemerkt, der in der Monographie *Ulpia Traiana Sarmizegetusa* (in Vorbereitung) dieses Problem tiefer erforschen wird. Ebenso gibt es *augustales* aus Sarmizegetusa in Micia (IDR III/3, 70, 71, 171).

[13] H. Daicoviciu, in Şt. Pascu (Hrsg.), *Istoria Clujului*, Cluj 1974, S. 32.

[14] Vgl. unten, Anm. 27.

Veteran (Nr. 2), ehemaliger *decurio alae*, *duumvir* gewesen ist, ist unsicher [15]. Es ist zu bemerken, daß alle Betroffenen nicht einfache *gregales*, sondern höheren Ranges sind.

Tabelle 3

VETERANEN IN ODRO DECURIONUM AUS NAPOCA

| Nr. | Name | Militäreinheit | Grad | Zivilamt | Datierung | Bemerkungen | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | T. Flavius Longinus | ala II Pann. | dec. | dec. | 118 | dec. Sarmiz., dec. Kanabar. leg. XIII Gem. | CIL III 1100 |
| 2 | T. Flavius Ianuarius | ala Siliana | dec. (?) | IIvir (?) | 185–192 | Bruder des Nr. 3 | CIL III 865 |
| 3 | T. Flavius Germanus | ala Siliana | dec. | dec. | 185–192 | Bruder des Nr. 2 | CIL III 865 |
| 4 | Aelius Themarsa(?) | num. Palm. Poroliss. (?) | centurio | dec. | Anfang des 3. Jhs. | Palmyrene | Tóth, S. 30, Nr. 27 |
| 5 | Ulpius Masculinus | leg. V Mac. | signifer | dec. | 204 | | CIL III 7657 |
| 6 | Valerius Valentinus | leg. XIII Gem. | bf. cos. | aedil. | 236 | agens sub. sign. Samum cum reg. Ans. | CIL III 827 |
| 7 | Sex. Valerius Saturninus | ala Siliana | dec. | dec. | ? | | CIL III 845 |

Wenn Napoca durch die relativ große Anzahl der Veteranen, die in *ordo decurionum* eingedrungen sind, überrascht, sind in den anderen Städten der Provinz solche Beweise sehr spärlich (vgl. Tabelle 4). Zahlreiche Städte bieten keine epigraphische Antwort diesbezüglich. Wir kennen einen einzigen Veteranen, der in Tibiscum *decurio* wurde (Nr. 1), und einen anderen in Porolissum (Nr. 6). In dieser zuletzt genannten Stadt erscheint noch ein Augur, ehemaliger *centurio* in einer nicht näher hervorgehobenen Einheit (Nr. 7); wir können auch diesen als Mitglied des *ordo decurionum* auffassen [16]. Aus dem großen römischen Militärzentrum Apulum haben wir 4 Beweise; aber drei dieser Veteranen waren Dekurionen in den *canabae* der 13. Legion Gemina (Nr. 2–4).

Wir haben in diese Kategorie das Munizipium Drobeta nicht eingeschlossen, da M. Valerius Longinus, *medicus legionis VII Claudiae*, sehr jung gestorben ist und nur *ornamenta decurionalia* besaß [17]; dieser war kein Veteran und war auch nicht wirkliches Mitglied des *ordo decurionum*.

[15] I. Piso bereitet eine neue Lesung dieser beschädigten Inschrift vor; in der Zeile 10 schlägt er vor, statt [*pat*]*r*(*onus*) *col.* – [*IIvi*]*r col.* zu lesen, es ist glaubwürdiger (für diese Auskunft bedanken wir uns bei ihm auch bei dieser Gelegenheit).

[16] Die Stadtpriester mußten dieselben Bedingungen wie die Dekurionen und die Magistraten erfüllen. Sie gehörten alle derselben sozialen Schicht an (F. Abbott, A. Johnson, *Municipal Administration in the Roman Empire*, Princeton 1926, S. 305).

[17] IDR II, 42; D. Benea, *Din istoria militară a Moesiei Superior și a Daciei. Legiunea a VII-a Claudia și legiunea a IIII-a Flavia*, Cluj-Napoca 1983, S. 57.

## Tabelle 4

### VETERANEN IN ORDO DECURIONUM AUS ANDEREN STÄDTEN DAKIENS

| Nr. | Name | Militäreinheit | Grad | Ortschaft | Zivilamt | Datierung | Bemerkungen | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1 | Aurelius Faustus | | | Tibiscum | dec. | 3. Jh. | | IDR III/1, 27 |
| 2 | L. Silius Maximus | leg. I Adiutr. | | Kanab. leg. XIII Gem. | magister | 106–110 | | CIL III 1008 |
| 3 | T. Flavius Longinus | ala II Pann. | dec. | Kanab. leg. XIII Gem. | dec. | 118 | dec. Sarmiz., dec. Napoca | CIL III 1100 |
| 4 | Claudius Atteius Celer | leg. XIII Gem. | | Kanab. leg. XIII Gem. | dec. | vor. 180(?) | | CIL III 1093 |
| 5 | C. Iulius Frontonianus | leg. V Mac. | bf. cos. | Apulum | dec. | 180–211 | | Acta MN XV S. 84–86. |
| 6 | Valerius Themo(?) | num. Palm. Poroliss.(?) | | Porolissum | dec. | 3. Jh. | Palmyrene | AnnÉp 1971 387 |
| 7 | M. Cocceius Alexander | | centurio | Porolissum | augur | 3. Jh. | | Tóth, S. 32, Nr. 29. |

Selbstverständlich, war das Eindringen der Veteranen in die städtische Elite intensiver, als die wenigen schriftlichen, bis zu heute erhaltenen Quellen es uns ahnen lassen. Aber die Anzahl und die Zuteilung der epigraphischen Beweise erlauben manche historische Schlußfolgerungen, die wir im weiteren anführen wollen.

Erstens sei bemerkt, daß wir über wenige solche Fälle verfügen, viel zu wenige für eine so gut mit Truppen ausgestattete Provinz. Was das anbelangt, darf nicht vergessen werden, daß die Veteranen, auf alle Fälle, unter *honestiores* fungierten und gleiche Privilegien wie die städtische Aristokratie hatten. Sie waren nicht verpflichtet, sich *honores* und *munera civilia* anzueignen, manchmal taten sie es doch [18]. Diese soziale Wirklichkeit, die bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts sichtbar war, zwingt uns, den Anfang der Krise der städtischen römischen Behörden in Dakien etwas später als in der römischen Welt im allgemeinen zu datieren (erst nach dem Jahr 235) [19].

Der Zugang der Veteranen zum *ordo decurionum* scheint nicht vom Vorhandensein von starken benachbarten Truppen oder von der Bedeutung des militärischen Elementes im Leben der Stadt abhängig gewesen zu sein. Entscheidend dafür scheint die Bedeutung der Stadt und die Intensität ihres munizipalen Lebens zu sein. Merkwürdigerweise finden wir die größte Anzahl solcher Dekurionen in zwei rein zivilen Städten: in der Hauptstadt der Provinz und der Hauptstadt des nördlichen, mit militärischen Einheiten bewohnten Distrikts (Dacia Porolissensis). Ohne Zweifel weist die größere Anzahl der Veteranen in ihrer Munizipalverwaltung auch auf ihr größeres Gewicht unter den Grund- und Villenbesitzern in ihrem Territorium hin. Von diesem Standpunkt betrachtet waren die rein zivilen Städte bevorzugt; in der Nähe der großen Militäreinheiten gab es breite Heereseigentümer, die zur Unterhaltung der Soldaten nötig waren, so daß die Veteranen nicht so leicht vorteilhafte und geographisch günstig gelegene Grundeigentümer finden konnten. Das wäre eine mögliche Erklärung für die bescheidenere Stelle der ehemaligen Soldaten unter den Dekurionen dieser Städte.

Im Vergleich zu den zahlreichen Dekurionen von Sarmizegetusa haben die 13 Veteranen-Dekurionen keine besondere Bedeutung; aber sie überschreiten die Hälfte aller militärischen Beweise aus dieser Stadt [20]. In Napoca überschreitet die Anzahl der aus dem Heer stammenden Dekurionen die Gesamtheit aller Beweise der einfachen Veteranen [21]. Im Gegensatz dazu sind in Apulum, Potaissa, Porolissum oder Tibiscum solche Beweise von Veteranen im Überfluß; umsomehr hebt sich ihre geringe Rolle in der Verwaltung dieser Städte hervor.

So wie zu erwarten, sind alle aus dem Heer stammenden Dekurionen gut romanisierte Personen. Nur in wenigen Fällen kann man eine nicht römische

---

[18] W. Langhammer, *Die rechtliche und soziale Stellung der Magistratus Municipales und der Decuriones*, Wiesbaden 1973, S. 37, 39–40.

[19] Idem, *o. c.* S. 40.

[20] Vgl. IDR III/2, *Indices.*

[21] Über Napoca, Tudor, *o. c.* S. 226–227; Daicoviciu, *o. c.* S. 36–37.

(palmyrenische) Herkunft beobachten; aber die Betreffenden bedienten sich ständig der lateinischen Sprache und ihre Gentilizien beweisen eine einige Generationen alte römische Bürgerschaft.

Die Möglichkeiten der sozialen Förderung der Veteranen, die die munizipalen Würden bekleideten, wurden von ihrem damaligen militärischen Grad beeinflußt. Die meisten von ihnen sind einfache Dekurionen, diese Eigenschaft bildet den Höhepunkt ihres Aufstiegs in das Zivilleben. Zu Stadtämtern gelangten nur wenige bedeutende Offiziere. Ihr Streben scheint von dem streng örtlichen Kreis erfüllt zu sein; sie treten nicht auf, es sei denn in den Städten, wo sie sich nach der Beendigung des Militärdienstes (einschließlich die *magistri* von Micia) angesiedelt haben. Die einzige Ausnahme, T. Flavius Longinus, läßt sich durch den Mangel an fürs Stadtamt fähige Menschen, gleich nach der Eroberung, in den neugegründeten städtischen Ortschaften erklären.

Also drangen die Veteranen in den *ordo decurionum* der Städte ein, aber in einem geringen Maß auch in die niedrigeren Stufen ihrer inneren Hierarchie. Sie waren Kollegen der Magistraten und der Ritter aus den betreffenden Ansiedlungen, aber ihr sozialer Status war ein anderer. Es ist auffallend, wie unterschiedlich die Lage der aus einfachen Veteranen stammenden Dekurionen war zur Lage der Dekurionen, die auch örtliche Ritter mit *militiae equestres* waren (vgl. Tabelle 5) [22]. Die letztgenannten übten hohe Magistraturen aus und manchmal erfüllten sie auch Munizipalwürden in verschiedenen Städten.

Das Amt eines städtischen *decurio* wurde gesetzlich nur am Ende des Militärdienstes gewährt [23]. Einigen älteren Meinungen zum Trotz [24], haben wir in Dakien keine Beispiele der Verletzung dieser Regeln. Die beiden Brüder aus Sarmizegetusa, C. Iulius Carus und C. Iulius Fronto (Nr. 10 und 11), sind *decuriones supra numerarii*, schon zur Zeit ihres Militärdienstes ernannt worden, ohne jedoch in Wirklichkeit dieses Amt zu belegen. Sie wurden bloß in das Album eingetragen, weil sie ihren Platz in *ordo* als Söhne eines Dekurionen hatten [25]. Übrigens zeigt sich im 2.–3. Jh. die Tendenz, die Nachfolger der Dekurionen zu zwingen, die Würden und die belastenden Verpflichtungen dieses Sozialstandes anzunehmen [26]. Von Sextus Valerius Saturninus aus Napoca (Nr. 7) kann nicht mit Sicherheit behauptet werden, daß er *decurio coloniae* vor der Beendigung des Militärdienstes geworden wäre. Und Valerius Valentinus, Aedil derselben Kolonie (Nr. 6), hatte eine außerordentliche Leitungsstelle an der Nordgrenze inne, das war zur Zeit, als er Inschriften setzte und schon Stadtmagistrat war. Also war er ein *evocatus*, auch wenn der

---

[22] Die Person Nr. 7, P. Aelius Marcellus, macht eine besondere Laufbahn; er wird Ritter nur nach der Ausübung mancher Befehlsfunktionen in der Armee (I. Piso, ActaMN XVII 1980, S. 87–88).

[23] Langhammer, *o. c.* S. 37.

[24] N. Gostar, StCercŞtIaşi, Istorie XIV 1963, 2, S. 259–265.

[25] Macrea, *o. c.* S. 200–201.

[26] Abbott, Johnson, *o. c.* S. 114 sq., 194–195; Langhammer, *o. c.* S. 231.

## Tabelle 5

### RITTER MIT MILITÄRLAUFBAHN IN DER STÄDTEVERWALTUNG DER RÖMISCHEN DAKIEN

| Nr. | Name | Ortschaft | Militärwürden | Magistraturen | Beziehungen | Datierung | Bemerkungen | Quelle |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | M. Ulpius Gemellinus (?) | Sarm. | praef. coh. II Fl. Comm. (?) | dec., quae st., IIvir, qq. | | 2. Jh. (?) | | IDR III/2, 123 |
| 2. | ? | Sarm. | trib. leg. XII Fulm., praef. coh. III Cyr. | dec., aedil., praef. qq. pro imp. | | 161–169 | | IDR III/2, 245 |
| 3. | M. Cominius Celerinus | Sarm. | trib. leg. (XIII Gem.?) | pontifex | | Ende des 2. Jhs. | | IDR III/2, 371 |
| 4. | T. Varenius Pudens | Sarm. | a militiis | flam., dec., qq., patr. coll. et causarum | dec m. Apulum, patr. Porol. | Anfang des 3. Jhs. | | IDR III/2, 128–130 |
| 5. | T. Varenius Sabinianus | Sarm. | a militiis | flam., dec. | dec. c. Apulum | Anfang des 3. Jhs., 223–235 | wohnte in Apulum | CIL III 1198? |
| 6. | ? | Sarm. | praef. Num. Maur. (?) | dec. | | | | IDR III/2, 133 |
| 7. | P. Aelius Marcellus | Apulum | cent. frum., pp. leg. VII Gem., praef. leg. VII Cl. et I Ad. | dec., patr. | patr. Fulginiae, Foroflaminii, Iguvii | Anfang des 3. Jhs. | Sacerd. Laur. Lav. | CIL III 1182, 7795; IX 5215; Acta MN XVII S. 87–88 |
| 8. | L. Ulpius Bassinus | Apulum | trib. leg. IIII Fl. | dec. | IIvir Nap., fl. Drob. fl., Diern., dec. m. Apul., dec. Porol. | Anfang des 3. Jhs. | | CIL III 14468 |
| 9. | C. Antonius Agrippinus | Napoca, Potaissa | a militiis | dec. | | vor 211, | wohnte in Apulum | CIL III 7804 |
| 10. | P. Aelius Maximus | Napoca | a militiis | II vir, qq., flam. | dec. (?) | nach 222 | Sacerd. Arae Aug. | Potaissa II, S. 125–127 |

Text nicht explizit so lautet [27]. Die Förderung der Veteranen in die Munizipalelite findet auch in Dakien wie überall in der römischen Welt statt.

Schlußfolgernd kann man sagen, daß die Rolle der Veteranen in der Munizipalverwaltung Dakiens ziemlich gering erscheint, obwohl ihr Gewicht im sozial-ökonomischen Leben der Provinz beträchtlich war. Die Würde des Stadtdekurio, die die *missi honesta missione* gesetzlich vermeiden konnten, war die Krönung des Strebens nach sozialer Förderung nur für eine Minderheit unter den ehemaligen Soldaten. Wenige suchten sie, noch wenigeren gelangte es, zu höheren Munizipalmagistraturen zu kommen. Aber das Eindringen in den *ordo decurionum* eröffnete den neuen Generationen aus den Familien der ehemaligen Soldaten verlockende Aufstiegsmöglichkeiten. Auch das muß ein wichtiger Grund gewesen sein für die Bemühung, Mitglied der munizipalischen Oligarchie zu werden.

Die chronologische Anreihung der epigraphischen Quellen entspricht dem allgemeinen Aspekt der Inschriften aus der römischen Dakien; die meisten konzentrieren sich in den ersten drei Jahrzehnten des 3. Jh. Nach der Dynastie der Severer vermindert sich ihre Anzahl ständig und augenfällig. Diejenigen, die sich auf aus Munizipalleben beziehen, verschwinden fast gänzlich in den Jahren der Militäranarchie. Das ist auch für diese Inschriftenreihe gültig. Es wird also bestätigt, daß der Aufstieg der Veteranen in die dakisch-römische Städteverwaltung und in ihre Munizipalelite nicht von der allgemeinen sozialen Dynamik abweicht.

Cluj-Napoca

Abkürzungen

| | | |
|---|---|---|
| ActaMN | = | Acta Musei Napocensis, Cluj-Napoca, I 1964 sq. |
| AIIAIaşi | = | Anuarul Institutului de Istorie şi Arheologie Iaşi, Iaşi, I 1964 sq. |
| AnnÉp | = | l'Année Épigraphique, Paris |
| Apulum | = | Apulum. Alba Iulia, I 1939–1942; II 1943–1945; III 1947–1949; IV 1961; V 1965 sq. |
| CIL | = | *Corpus Inscriptionum Latinarum*, Berlin. |
| IDR | = | I. I. Russu (Hrsg.), *Inscripţiile Daciei romane*, Bucureşti. |
| ISM | = | D. M. Pippidi (Hrsg.), *Inscripţiile antice din Scythia Minor*, Bucureşti. |
| Potaissa | = | Potaissa. Studii şi comunicări. Turda, I 1979 sq. |
| SCIVA | = | Studii şi cercetări de istorie veche şi arheologie, Bucureşti, I 1950 sq. |
| StCersŞtIaşi | = | Studii şi cercetări ştiinţifice. Seria Istorie, Universitatea „Al. I. Cuza" Iaşi, Iaşi, I 1950 – XIV 1963. |
| Tóth | = | E. Tóth, *Porolissum. Das Castellum in Moigrad. Ausgrabungen von A. Radnóti, 1943*, Budapest 1978. |

[27] C. Daicoviciu, ActaMN III 1966, S. 169, Anm. 59.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012-7825

# JAN DANTYSZEK ET ERASME DE ROTTERDAM FACE À L'AGRESSION TURQUE

Par

MARIA CYTOWSKA

Bien que l'on mette habituellement l'accent sur la considération qu'Erasme de Rotterdam avait pour l'évêque-poète Andrzej Krzycki [1], le comparant dans son oeuvre *Ciceronianus* [2] avec les meilleurs poètes de l'Europe de l'époque, on ne peut pas oublier les contacts d'Erasme avec un autre poète polonais célèbre, Jan Dantyszek [3] (1485–1548). Krzycki en tant que neveu de Piotr Tomicki, un des meilleurs amis polonais d'Erasme, occupait parmi les correspondants de l'humaniste hollandais une place privilégiée. Il joua un grand rôle dans le milieu des partisans polonais d'Erasme. Les relations de Krzycki à la cour royale à Cracovie n'étaient pas sans importance non plus pour Erasme.

La situation de Jan Dantyszek était différente: éloigné des années durant du pays, il ne pouvait être ni une source rapide, digne de foi d'informations sur les récents événements en Pologne, il ne pouvait non plus avoir une influence personnelle sur les affaires de la cour de Pologne. Pourtant ce poète-diplomate lui aussi était lié d'amitié avec Erasme et faisait aussi partie du cercle de ses admirateurs: du cercle des erasmianistes européens, d'une portée sensiblement plus grande que celle du milieu cracovien.

A vrai dire dans *Opus epistolarum* d'Allen [4], la correspondance d'Erasme avec Dantyszek n'est représentée que par une lettre de dédicace d'Erasme datée de 1532, jointe à l'oeuvre Basilius, *De Spiritu Sancto*, mais comme il découle de

---

[1] Voir *Contemporaries of Erasmus. A Biographical Register of the Renaissance and Reformation*, t. II, Toronto 1975–1977, p. 275–278.

[2] Voir *Ciceronianus sive De optimo genere dicendi*, ed. P. Mesnard, *Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami*, ordinis primi tomus II, Amsterdam 1971 (edition signalée par ASD), p. 689: „Habet et Sarmatia, quos non possis contemnere, sed non commemorabo, nisi qui libellis in lucem datis, suis speciem dederunt. Horum princeps est Andreas Critius [...] carmina pangit feliciter, felicior etiam in oratione soluta, praesto est ex tempore scribenti docta felicitas, sermo perpetua quadam orationis festivitate iucundus" [...]

[3] Voir *Contemporaries of Erasmus*, t. I, p. 377.

[4] Voir P. S. Allen, H. M. Allen, H. W. Garrod, *Opus epistolarum Des. Erasmi Roterodami*, Oxford 1906–1958, *Ep.* 2643.

mentions contenues dans des lettres [5] à d'autres correspondants, le contact entre Erasme et Dantyszek était maintenu. Dans sa correspondance avec ses amis Erasme se référait aux lettres qu'il avait obtenues de Jan Dantyszek (malheureusement elles ne se sont pas conservées jusqu'à nos jours ou bien elles n'ont pas encore été retrouvées), le savant évoquait les cadeaux que lui avait fait Dantyszek.

Dantyszek, diplomate de carrière, a servi successivement quatre rois de Pologne: Olbracht, Alexandre et deux Sigismond (Sigismond Ier et son fils Sigismond-Auguste). Il fut maintes fois envoyé avec des missions diplomatiques. Il se concilia la bienveillance de l'empereur Maximilien Ier qui le couronna en tant que premier poète polonais du laurier poétique (1516), il avait aussi la bienveillance de l'empereur Charles Quint à la cour duquel il séjourna sept ans (1524–1531) comme nonce permanent du roi de Pologne (Orator Serenissimi Regis Poloniae). Ce séjour à l'étranger rapprocha Dantyszek de la *respublica litteraria* européenne, élite intellectuelle de l'époque qui subissait l'influence d'Erasme de Rotterdam. Dantyszek fit la connaissance de ses représentants marquants lors de son séjour à Vienne et aux Pays-Bas (à Gand, Bruxelles, Anvers, Louvain). Il rencontra et se lia d'amitié avec les erasmianistes espagnols. Dantyszek aussi, le seul sans doute parmi les admirateurs polonais d'Erasme, eut l'occasion lors de son séjour en Angleterre (en 1522) de faire la connaissance du plus proche ami du grand hollandais Thomas More [6].

Lorsqu'on compulse la correspondance d'Erasme de Rotterdam, on remarque aisément que nombre de ses correspondants étaient des amis ou des connaissances de Dantyszek. Souvent aussi dans leurs lettres à Erasme, ils citent le nom du diplomate polonais le qualifiant d'admirateur exceptionnel du prince des humanistes. L'erasmianisme de Dantyszek était connu aux Pays-Bas et la courageuse intervention du Polonais qui prit la défense d'Erasme attaqué par les évêques belges fut interprétée dans les cercles ecclésiastiques et universitaires. Il s'est conservé aussi une intéressante correspondance de Dantyszek avec l'humaniste Conrad Goclenius [7] († 1539) qui a offert au Polonais un portrait d'Erasme dû au pinceau du célèbre Holbein. Dans sa lettre à Erasme, le savant espagnol et traducteur des oeuvres du Hollandais en espagnol, Alfonso de Valdes [8] (vers 1500–1532) a présenté Dantyszek comme un ami d'Erasme. L'enthousiasme que manifestait Dantyszek pour Erasme fut à l'origine de l'amitié qui se noua entre le Polonais et

---

[5] Allen, *Ep.* 2269 (Io Cholerus Erasmo): „Imprimis autem me delectavit et iuvit plurimum Io. Dantisci oratoris serenissimi Poloniae regis familiaritas et amicitia, cuius tanta est comitas, ut parem vix viderim unquam. Tui nominis imprimis est studiosissimus, nihil loquitur aut sentit de te nisi summa et praeclarissima" [...] Voir encore *Ep.*: 2570, 2573, 2629, 2644, 2646, 2687, 2874, 2876, 2877, 2961 et les autres.

[6] Voir *Contemporaries of Erasmus*, t. II, p. 456–459.

[7] Voir *Contemporaries of Erasmus*, t. II, p. 109–111.

[8] Voir *Contemporaries of Erasmus*, t. III, p. 366–368.

Cornelius Schepper [9] († 1555), secrétaire de Charles Quint, ainsi que de nombreux autres humanistes.

Dantyszek fut un lecteur assidu des oeuvres d'Erasme (les oeuvres: *Ciceronianus* et *De sarcienda ecclesiae concordia* lui plaisaient particulièrement). Il s'intéressa aussi aux livres des adversaires du savant hollandais. Dans ses lettres [10] envoyées d'Espagne en Pologne Dantyszek donnait des nouvelles d'Erasme, il y informait des réactions des lecteurs aux oeuvres de l'humaniste. Il le défendait aussi contre les calomnies répandues sur lui.

Dans l'oeuvre même de Dantyszek on retrouve de nombreux traits qui le rapprochent d'Erasme. Laissant de côté pour le moment une comparaison exacte de la poésie de Dantyszek avec les déclarations d'Erasme, je voudrais attirer l'attention sur un trait commun unissant les deux humanistes, à savoir sur leur amour de la paix. L'attitude d'Erasme — pacifiste a déjà été maintes fois analysée [11], il est donc bon de comparer ses pensées avec l'oeuvre „anti-turque" de Dantyszek *De nostrorum temporum calamitatibus silva.* C'est intéressant du fait que Dantyszek qui a de nombreuses opinions semblables à celles d'Erasme, représente cependant en tant que *orator regis Poloniae*, les intérêts de son Etat, intérêts contraires en ce qui concerne l'agression turque aux visées des Habsbourg de l'époque. Chose curieuse, l'exhortation continuelle à la paix est apparue dans les lettres d'Erasme aux Polonais en 1528, lorsque Zapolya mena une intense activité diplomatique cherchant à s'unir avec la ligue anti-impériale. Peu après la lettre de Sigismond I^er^ au Conseil royal (14.5.1528), lettre dans laquelle le monarque expliquait qu'on ne pouvait donner de renforts à Zapolya car cela mettrait la Pologne dans une situation fausse et l'exposerait à l'accusation que dans l'alliance avec la Turquie elle attaque les chrétiens, arriva une lettre d'Erasme au roi de Pologne. Dans sa lettre [12] du 28 août 1528 Erasme démontrait que: „Que dans les cas litigieux la voix du roi était loi ..."

Dans une situation dangereuse pour Charles Quint alors que l'Angleterre et la France lui avaient déclaré la guerre (22.1.1528) et que Ferdinand Habsbourg devait envoyer des renforts à son frère Charles, le comportement de la Pologne était une affaire très importante pour les Habsbourg. La lettre [13] d'Erasme

---

[9] Voir *Contemporaries of Erasmus*, t. III, p. 218–220; Allen, *Ep.* 2336 (Scepperus Erasmo): „Io Dantiscus [...] rediit ad nos ante biduum. Est homo integer et prudens sive naevo. Cum eo mihi fuit diuturna multorum annorum consuetudo et cum eo modius salis, quod dicitur, absumpsi".

[10] Voir *Acta Tomiciana*, t. VIII, p. 295–303; t. IX, p. 163, 167, 180, 216–217; t. X, p. 281–282; t. XI, p. 15, 43; t. XII, p. 115, 138; t. XIV, p. 397 et passim.

[11] Sur pacifisme d'Erasme voir en autres J.-C. Margolin, *Guerre et paix dans la pensée d'Erasme*, Paris 1973; L.-E. Halkin, *Erasme entre François I et Charles Quint*, Bulletin de l'Institut historique de Rome, XLIV (Bruxelles et Rome) 1974, p. 301–319; Erasmus Roterodamus, *Ultissima consultatio de bello Turcis inferendo*, ed. A. G. Weiler, ASD V 3, 1986, voir préface de A. G. Weiler, p. 23–27; R. Padberg, *Erasmus contra Augustinum. Das Problem des bellum iustum in der erasmischen Friedensethik*, Colloque Erasmien de Liège, Paris 1987, p. 279–296.

[12] Allen, *Ep.* 2034.

[13] Allen, *Ep.* 2177.

à Szydłowiecki du 9 juin 1529 avait donc probablement des buts politiques déterminés. Bien qu'il remarquait que „ce n'était pas son affaire de juger le comportement des monarques", l'humaniste hollandais s'efforçait comme de suggérer la possibilité d'une solution pacifique du conflit en Hongrie: le litige pour la couronne de Hongrie entre Zapolya et Ferdinand Habsbourg.

Les échos des événements en Hongrie se reflétaient aussi dans d'autres lettres [14] d'Erasme de 1529 et 1530. On sent que le savant était réellement profondément touché par la situation des Habsbourg. Il était aussi bien informé des questions politiques courantes. En dehors des Polonais, des gens liés à la cour des Habsbourg, comme par exemple Cornelius Schepper lui fournissaient des nouvelles. Cornelius Schepper avait à partir de février 1529 séjourné près de 6 mois en Pologne comme légat de Charles Quint et avait cherché à faire pression sur Sigismond I^er^ en liaison avec le conflit hongrois.

Après un assaut vain contre Vienne (novembre 1529) les Turcs se décidèrent à battre en retraite. En décembre 1529 Soliman fut salué solennellement à Constantinople alors que dans tout le monde chrétien on chantait radieusement le *Te Deum* rendant grâce pour son salut. Mais partout on s'attendait au retour des Turcs au printemps le plus proche. On ressent l'atmosphère de danger dans la correspondance de cette époque et dans les nombreuses oeuvres anti-turques qui voyaient le jour. La plupart furent créées dans les cercles pro-habsbourgeois, c'étaient des brochures et des traités politiques écrits (en vers et en prose) à la commande de la cour des Habsbourg. Le manifeste de Ferdinand Habsbourg au monde chrétien (28.8.1529) tout comme les messages de Soliman (10.5, 15.7.1529) envoyés du camp au roi Sigismond I^er^ et à Zapolya avaient un caractère de propagande. Le texte diffusé de l'excommunication de Jean Zapolya — instrument de pression de la politique de Ferdinand Habsbourg, composé à Rome à la demande de Charles Quint, remplissait également un rôle de propagande. Le *monitorium* du pape adressé à l'archevêque Jan Łaski (1455–1531), accusé de soutenir Jean Zapolya avait un but semblable. A la demande de l'empereur le Monitoire [15] fut remis au représentant de la Pologne, Jan Dantyszek.

Comme l'on attribuait généralement l'invasion des Turcs à Vienne à la politique de la Pologne, la situation de Dantyszek à la cour des Habsbourg devint très embarrassante. Dantyszek y séjournait depuis 1524 comme premier représentant permanent de la Pologne aux côtés de l'empereur Charles Quint, et bien qu'avec l'autorisation de Sigismond I^er^ il se fût préparé à rentrer en Pologne, l'empereur lui fit rebrousser chemin exigeant qu'il l'accompagnat dans son voyage en Italie. De novembre 1529 à mars 1530 Dantyszek séjourna à Bologne où il fut témoin de la rencontre entre Charles Quint et le pape. Privé du fait de cette longue absence en Pologne d'informations détaillées sur

---

[14] Allen, *Ep.*: 2211, 2215, 2225, 2256, 2260, 2261, 2295.

[15] Voir W. Pociecha, *Królowa Bona (1484–1557). Czasy i ludzie Odrodzenia*, t. IV, Poznań 1958, p. 80.

les coulisses des relations politiques polono-turques et polono-habsbourgeoises, l'ambassadeur polonais craignait de commettre quelque maladresse. Il lui sembla que le meilleur moyen de sortir de la situation était de publier le Silve *De nostrorum temporum calamitatibus*[16] dans lesquelles il défendait la position de la Pologne tout en pouvant en tant que poète se prononcer librement, prendre la parole comme personne privée et non comme diplomate ayant la responsabilité de chaque mot. Le fait qu'après la première édition de l'oeuvre à Bologne en janvier 1530, elle parut en février 1530 dans des buts de propagande cette fois, puis à Cracovie, et ensuite la même année à Cologne et à Anvers, témoigne de l'importance politique de Silve de Dantyszek. C'est le discours en distique élégiaque (le poète le met dans la bouche de l'Elégie personnifiée) adressé au pape et à l'empereur réconciliés venus au rassemblement de Bologne. La partie préliminaire du poème contient une description des conquêtes turques. Et par le titre et par son climat l'oeuvre rappelle le poème connu de Matuano (Battista Mantovano, Giovan Battista Spagnoli) *De suorum temporum calamitatibus*[17]. Mantuanus expliquait le harcèlement des chrétiens par les Turcs par le déclin moral[18] et le manque de concorde en Europe, il déplorait l'affaiblissement de la république chrétienne qui perdait continuellement des territoires au profit des Turcs, il rappelait les défaites subies[19], il pleurait sur l'infortune des peuples chrétiens opprimés par la Turquie, exhortait à l'unité et à l'amélioration morale. Une partie notable de l'ample poème de Mantuano est occupée par *Querimonia Virtutis*[20] qui doit ebranler les consciences chrétiennes. Il est possible que Dantyszek en composant son poème *De nostrorum temporum calamitatibus silva* se soit inspiré précisément de l'example du poète italien, comme *Querimonia Elegiae* en se servant comme Mantuanus du motif de la personnification[21]. (Quoique le prototype ait été évidemment Ovide). Les motifs rencontrés déjà chez Mantuanus ainsi que

---

[16] Ioannis Dantisci *Carmina*, ed. S. Skimina, Cracoviae 1950, p. 141–159; *De nostrorum temporum calamitatibus*; J. Nowak-Dłużewski, *Okolicznościowa poezja polityczna w Polsce. Czasy Zygmuntowskie*, Warszawa 1966, p. 97–98.

[17] Je connais l'edition: *Opus Calamitatum Baptistae Mantuani cum Commentario Sebastiani Murrhonis Germani Colmariensis.* per Io. Schottum calcographum Argentinensem, 1511.

[18] B. Mantuanus, *o. c.* p. XIV[b]: „Communes calamitatum causae" (Superbia, invidia, ira, philargyria, gastrimargia, luxuria, acidia).

[19] Mantuanus, *o. c.* p. IV[a]: „Bellandi cupidae coeunt in proelia gentes"; p. IV[b]: „Cient Italae gentes, nec barbarus hostis/Quaeritur?, Insultans nostris qui finibus instat". Commentarius p. V[a]: „Turcas designat, qui latera Italiae pulsant"; p. LXV: „Nova iactura rei Christianae. Commentarius: Demonstrat [...] destructionem videlicet fidei catholicae et diminutionem orbis Christiani per infideles Maometanos".

[20] Mantuanus, *o. c.* p. LVII[a]: *Querimonia Virtutis.*

[21] Dantiscus, *Silva*, v. 9–14:

Seque mihi sparsis offert Elegia capillis
Et maesto questus mittit ab ore graves.
Omnia plena metus, horris et omnia plena
His lacrimans numeris praecinit imparibus.
His vos, o Clemens et Carole, lumina prima,
Vos duo compello, sub quibus orbis agit.

la description de la future ligue antiturque[22] impriment apparemment au poème de Dantyszek la marque d'une simple oeuvre anti-turque. Tout comme Mantuanus, Dantyszek déplorait le relâchement général de la moralité[23], il proclamait que les invasions turcs étaient un châtiment pour les méfaits du monde. Tout comme Mantuanus il signalait[24] le renforcement de la puissance turque. Il évoquait la défaite de Varna, la mort de Louis de Hongrie, neveu du roi de Pologne Sigismond I^er^ à Mohacs[25], il proclamait que les Etats d'Europe ne sauraient s'opposer aux Turcs qu'en unissant leurs forces, qu'en banissant leur hostilité réciproque.

Néanmoins l'objectif de l'oeuvre n'était nullement d'exhorter à une ligue anti-turque sous le commandement de l'empereur et du pape réconciliés. Bien que Dantyszek ait parlé[26] avec enthousiasme dans ce poème de la concorde entre Clément VII et Charles Quint, en tant qu'homme politique expérimenté, il ne croyait pas en la durabilité de cet accord (ce que confirme du reste la correspondance de Dantyszek). L'exhortation à la lutte contre la Turquie

---

[22] Dantiscus, *o. c.* v. 238–264.

[23] Dantiscus, *o. c.* v. 19–28:

Crimina quandoquidem meruerunt nostra malorum
Hanc Lernam, nobis monstra tot unde nocent.
Pestis, bella, fames, incendia, praeda, rapinae
Inficiunt, nostro quidquid in orbe manet.
Pax et amor, virtus et honesti recta cupido
Cumque pudore fides turpiter iacta iacent.
Religio, pietas, timor et reverentia divum
Inter mortales vix manet ulla magis.
Succrevere dolus, livor, privata simultas,
Fraus, odium, rabies, ira, libido, furor.

[24] Dantiscus, *o. c.* v. 47–110.

[25] Dantiscus, *o. c.* v. 69–70:

Quem non commoveat clades Vernensis? In illa
Ille mei regis patruus occubuit.

v. 167–172:

[Rex Sarmatiae]
Huncque suum monuit toties ex fratre nepotem,
Posceret, ut tanto pacis ab hoste modum.
Consilio tamen Hunnorum parere superbo
Maluit; hoc fretus doctus ad arma fuit,
Hoc infelicem conflictum fretus inivit
Inque iuventutis flore cadens periit.

[26] Dantiscus, *o. c.* v. 225–226:

Haec reputa laceri, Clemens bone pastor ovilis,
Qui nunc cum magno caesare iunctus ades.

V. 319–320:

Caesar adest praesto; propere, quo iusseris ibit
Ante tuos et ob id procidit ille pedes.

a servi au poète comme topo sans conséquence. Son intention était de justifier [27] le roi Sigismond qui respectait le traité de paix conclu avec les Turcs ainsi que de blanchir la réputation de la Pologne dans l'arène internationale. Dantyszek essayait aussi dans la Silve d'améliorer les relations de la Pologne avec la papauté et avec les Habsbourg. Dans ce but il exposa largement la situation de la Pologne [28] constamment harcelée par lés peuples voisins, avant tout les Valaques et les Tatares. Il rappelait que le royaume de Pologne n'avait jamais obtenu d'aide dans ses combats. C'était là vraisemblablement une allusion aux démarches infructueuses que la Pologne fit en 1514 pour organiser une coalition contre les Tatars.

Le poète expliquait [29] que, ne pouvant compter sur aucuns renforts, le roi de Pologne fut obligé de conclure la paix avec la Turquie afin de ne pas s'exposer à un danger tel que celui qui pesait sur les Jagellon de Hongrie. Dantyszek s'efforçait de convaincre [30] que dans la situation changée en Europe, lorsque les tous Etats unis dans une alliance sincère attaqueraient la Turquie, la Pologne ne ferait pas défaut dans une ligue anti-turque, ne prolongerait pas la paix avec la Turquie. Il est évident que cette déclaration n'était pas sincère [31], mais dictée par des motifs politiques. Dantyszek, diplomate chevronné, ne comptait pas sur la possibilité de la création d'une coalition internationale. Il considérait cela comme une chose impossible en raison des intérêts contradictoires des différents Etats en Europe.

En ce qui concerne leurs intentions les plus profondes, la *Silva* de Dantyszek n'est nullement une anti-turcique, mais une justification de la paix polono-turque.

En mars 1530 sous la pression des Habsbourg, Erasme publia lui aussi un écrit sur la guerre avec lec Turcs; c'était le petit ouvrage *Ultissima consultatio*

---

[27] Dantiscus, *o. c.* v. 161–164:

[Sigismundus I]

Ne temere bellum gereret tot solus in hostes
Et seram victus quaereret exsul opem,
Tractavit potius certam pro tempore pacem,
Quam sub praescripta condicione tenet.

[28] Dantiscus, *o. c.* v. 111–154.

[29] Dantiscus, *o. c.* v. 527–530:

Et qoud per Turcas regi cecidere Polono
Hunnorum reges, patruus atque nepos,
Quodque per incursus ex omni parte coactus
Cum Turcis foedus pacis inire fuit.

[30] Dantiscus, *o. c.* v. 279–282:

Hoc non unius bellum praesumitur anni,
Si debet iusta sedulitate geri.
Quod postquam fiet, rex Sarmata pacta remittet
Sponteque cum reliquis regibus hostis erit.

[31] Voir *Acta Tomiciana*, t. XII nr 30: Dantiscus Petro Tomicio: „Velim Mtas Regia quam longissimas posset inire indutias".

*de bello Turcis inferendo et obiter enarratus Psalmus XXVIII.* Il semble qu'Erasme se soit profondément inquiété du siège de Vienne et qu'il ait cru en une nouvelle attaque turque au printemps le plus proche, mais par son ton modéré son „anti-turcique" diffère beaucoup des oeuvres qui exhortaient à la guerre contre la Turquie et contenaient des descriptions suggestives de la cruauté des Turcs lors de leur assaut sur Vienne. *Ultissima consultatio*[32] d'Erasme n'est pas un message exhortant à une nouvelle croisade.

Erasme considérait la guerre avec les Turcs comme une dernière nécessité („arbitror nec mihi placere bellum adversus Turcas nisi huc adigat inevitabilis necessitas") et il conseillait de l'entreprendre avec beaucoup de prudence.

En tant que partisan des Habsbourg, l'humaniste ne tarissait pas d'éloges au sujet du futur commandant de la ligue anti-turque, l'empereur. Il démontrait que le peuple irait volontiers à la guerre lorsqu'il comprendrait qu'elle était entreprise en commun par les souverains les plus puissants, jouissant de la plus grande autorité en Europe: l'empereur Charles Quint, Ferdinand Habsbourg le plus menacé par les Turcs et le puissant roi de France François I^er^. Les allusions aux événements politiques de l'époque contenues dans l'oeuvre *Ultissima consultatio* ainsi que dans de nombreuses autres oeuvres et lettres d'Erasme prouvaient qu'il était bien au courant de la situation en Europe. Les prévisions de l'humaniste que les Turcs profitant de la discorde parmi les chrétiens, pourront faire de nouvelles conquêtes, domineront le monde, oseront nommer non plus seulement les rois mais aussi les évêques, étaient logiques. Il s'agit ici sans doute de Jean Zapolya qui avait justement reçu (le 22.9.1529) la couronne de saint Etienne. Erasme a pu mentionner les évêques en apprenant la nomination de Jan Łaski le Jeune (1499–1560) comme évêque de Veszprém (août 1529) par Jean Zapolya (par conséquent directement avec l'accord des Turcs) en dépit du candidat du pape. A la fin Erasme renversait les affirmations propagées par les ennemis que la guerre durerait de longues années et épuiserait toutes les forces des chrétiens. Erasme était d'un avis contraire. Il comptait aussi sur l'aide des peuples subjugués par les Turcs. Il était persuadé que lorsqu'ils verraient que les troupes en lutte contre les Turcs étaient plus clémentes que leurs oppresseurs, ils passeraient du côté de l'empereur.

Le côté éthique des chrétiens était la chose la plus importante pour Erasme. Il lui a consacré le plus de place dans son oeuvre *Ultissima consultatio de bello Turcis inferendo.* Il exigeait *correctio generalis.* Il demandait aussi, comme il l'avait fait maintes fois dans d'autres oeuvres, une amélioration des seigneurs laïcs et écclésiastiques.

Le savant hollandais s'émouvait aussi des informations que lui transmettaient ses amis sur la situation en Hongrie. Il démontrait en toute conviction que seul l'empereur serait à même d'assurer la sécurité à la condition de freiner la haine réciproque entre les peuples et d'apaiser les émeutes en Allemagne.

---

[32] Voir *Ultissima consultatio*, ASD V 3, p. 78.

Tout comme ses amis, Erasme considérait [33] Jean Zapolya comme le responsable de l'agression turque. Selon la conviction [34] du Hollandais, qui le répétait sans cesse, seule la paix en Allemagne, la paix dans l'Eglise, la paix entre les souverains pouvait sauver des Turcs. Pour Erasme, la guerre avec la Turquie était une affaire d'une importance particulière, de son issue dépendait en effet, selon lui [35], si l'empereur ou si les Turcs domineraient le monde. Erasme suivait attentivement toutes les démarches de l'empereur. La nouvelle expédition des Turcs contre l'Autriche l'inquiétait, il écoutait les nouvelles sur l'organisation de la nouvelle ligue, les négociations de paix avec la Turquie l'intéressaient. Le lecteur de la correspondance d'Erasme admire combien il réagit [36] fortement, malgré son âge déjà avancé et sa maladie, à tous les événements politiques, la sincérité de son dévouement à l'empereur.

Le mémorial *Ultissima consultatio de bello Turcis inferendo* qui approuvait la politique de Charles Quint avait été écrit par un pacifiste qui considérait la guerre avec les Turcs, tout comme la guerre pour la défense de la patrie comme juste et, si des conditions déterminées étaient remplies, comme raisonnable.

Dans leurs oeuvres consacrées à la guerre contre les Turcs Jan Dantyszek et Erasme de Rotterdam occupaient des positions contraires: chacun défendait les intérêts de son souverain. Dantyszek, ceux du roi de Pologne Sigismond I$^{er}$, Erasme, ceux de l'empereur Charles Quint. Sur ce point en raison de l'orientation politique différente de la Pologne et des Habsbourg, les positions de l'auteur du poème *De nostrorum temporum calamitatibus silva* et de l'auteur de l'oeuvre *Ultissima consultatio* sont contradictoires, ce qui les concilie par contre, c'est l'intention moralisatrice, l'appel à l'amélioration, au renouveau moral des sociétés de l'Europe.

Cette présentation des phénomènes sous l'angle de leur valeur morale rapproche Dantyszek du grand prince des humanistes, Erasme de Rotterdam.

Après avoir en hâte pris l'habit (en 1533) comme évêque de Chełmno, episcopus Culmensis (sans ordination il n'était que electus à partir de 1530), Dantyszek suscita l'étonnement par le changement soudain de ses moeurs. Comme l'a défini brièvement Hosius „Saül s'était mué en Paul". Néanmoins l'oeuvre précitée due encore à la plume d'un diplomate laïc, témoigne des prédispositions de Dantyszek pour les réflexions approfondies sur la vie et de ses penchants moralisateurs.

Warszawa

---

[33] Allen, *Ep.* 2409.
[34] Allen, *Ep.* 2411, 2715.
[35] Allen, *Ep.* 2481.
[36] Allen, *Ep.*: 2776, 2787, 2825, 2829, 2862, 2892, 2906, et passim.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# CROMERIANA NOVA

Napisał

JERZY STARNAWSKI

W zbiorach Archiwum Diecezji Warmińskiej w Olsztynie przechowywany jest rękopis o sygnaturze Archiwum Biskupie H 19, składający się z pięciu woluminów, zatytułowany *Miscellanea Varmiensia*. Jest to zbiór zredagowany w drugiej połowie XVIII w. przez Jana Nepomucena Katenbringka (1734–1798), kapłana diecezji warmińskiej. Zbiór nie zawiera oryginałów; teksty są osiemnastowiecznymi odpisami. W zbiorze tym interesująco wyglądają *Cromeriana* pomieszczone w tomach II i V.

Listy pasterskie Kromera wydobył z II tomu Franz Hipler i ogłosił je pod zbiorczym tytułem *Monumenta Cromeriana* (Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands X 1894 s. 248–276). Inne *cromeriana* nie były publikowane. Wykorzystuje się je tu i podaje wiernie za odpisami osiemnastowiecznymi jako za jedynymi istniejącymi przekazami.

Trzy pierwsze teksty łączą się z faktem objęcia przez Kromera zarządu diecezją warmińską z tytułem koadiutora. Powszechnie wiemy, że Kromer piastował godność koadiutora przez 10 lat (1569–1579), gdy pasterz diecezji, kardynał Stanisław Hozjusz, przebywał w Rzymie, po czym przez 10 lat rządził diecezją jako biskup, następca Hozjusza. Powierzenie Kromerowi zarządu diecezją warmińską zostało postanowione w Lublinie w początku 1569 r. przy spotkaniu Hozjusza z Zygmuntem Augustem. Zapadła wówczas decyzja o podróży Hozjusza do Rzymu. W lipcu tego roku Kromer przybył na Warmię, by zapoznać się z tajnikami nowego urzędu. Nie obyło się jednak bez sprzeciwu kapituły i bez zatargów z nią. Sprawy te mają literaturę przedmiotu jeszcze z drugiej połowy XIX w. Pisał o tym po niemiecku Anton Eichhorn w monografii pt. *Der ermländische Bischof Martin Kromer als Schriftsteller, Staatsmann und Kirchenfürst* (Zeitschrift für die Geschichte und Altertumskunde Ermlands IV 1869. Odb. Braniewo 1868), po polsku Cyprian Walewski w monografii pt. *Marcin Kromer* (Warszawa 1874).

Pertraktacje pomiędzy Hozjuszem i kapitułą warmińską, pomiędzy królem i papieżem Piusem V, z którym bezpośredni kontakt miał przebywający już w Rzymie Hozjusz, trwały długo. Kromer używający już tytułu koadiutora od 1569 r. i wydający zarządzenia w diecezji instalowany został dopiero w r. 1571

po nadejściu bulli papieskiej (wydanej przy końcu 1570 r.) i po wyznaczeniu na królewskiego posła dla dokonania tego aktu, Jana Dymitra Solikowskiego. Był on Kromerowi bliski; wspólnie odbyli w r. 1569 poselstwo w sprawach morskich. Instrukcję przedstawioną przez Solikowskiego kapitule przytacza się jako pozycję nr 1. W tekście tym, zredagowanym w imieniu króla polskiego, ważne są uwagi o Kromerze — pisarzu rozsławiającym swymi dziełami imię Polski. Uwagi o znajomości przez Kromera spraw pruskich i o innych jego kwalifikacjach są oczywiście zupełnie naturalnym uzasadnieniem decyzji.

Odpowiedź kapituły nie od razu została udzielona: daty 11 lutego — 2 marca oddzielające wystąpienie Solikowskiego i sformułowanie stanowiska kapituły są tu wymowne. Wskazana poprzednio literatura przedmiotu mówi o rozmowach, jakie Solikowski prowadził w czasie krótkiego, ale z konieczności przedłużającego się, pobytu na Warmii. Tekst przytoczony jako pozycja nr 2 świadczy o tym, iż sukces misji Solikowskiego nie był zupełny. Kapituła doszła wprawdzie do wniosku, iż woli papieskiej i królewskiej przeciwstawić się nie może, ale nim uzna mianowanego koadiutora, pragnie wysłać swych przedstawicieli do króla dla zapewnienia swoich uprawnień. Znów znane fakty przybliży lektura tekstu. Zanim jednak nastąpiło w dniu 20 lipca 1571 r. ostateczne pojednanie się kapituły z koadiutorem i instalacja na nowym urzędzie, wysłał Kromer już 15 lutego 1571 r. podziękowanie do papieża za wyniesienie do godności koadiutora. W tej samej sprawie napisał do kardynała M. Alexandriniego. Teksty tych listów podaje się jako pozycje nr 3 i 4.

Udział Kromera w polskim epizodzie Henryka Walezego jest faktem znanym powszechnie. Podręczniki literatury nawet podają, że geograficzna *Polonia* pisana była dla przybywającego do Polski monarchy. Król andegaweński był wyraźnie kandydatem koadiutora warmińskiego. Biografom Kromera z drugiej połowy XIX w., wymienionym poprzednio, był znany list do króla z 18 stycznia 1574 r., w którym gratulował on nowemu monarsze obioru i usprawiedliwiał niemożność przybycia na powitanie króla. Tekst nie ogłoszony in extenso podaje się jako pozycję nr 5.

Jest sprawą znaną, że po śmierci Stefana Batorego Kromer, od 1579 r. rzeczywisty biskup warmiński, był zwolennikiem kandydatury Zygmunta III. I tym razem posłał nowemu królowi gratulacje w liście z 10 września, usprawiedliwiając brak osobistego udziału w uroczystościach powitalnych. Podał nieco inne motywy niż 13 lat przedtem wobec Henryka Walezego; upoważnił pełnomocników do złożenia w jego imieniu przysięgi królowi. Tekst nie ogłoszony dotąd podaje się jako pozycję nr 6.

1. Instrukcja przedstawiona kapitule katedralnej warmińskiej w imieniu króla Zygmunta Augusta przez Jana Dymitra Solikowskiego, posła do kapituły, wprowadzająca Kromera na koadiutorię (t. V, s. 77–79).

Heilsberg [Lidzbark] [?], 11 lutego 1571 r.

Pernecessarium nos arbitratos esse quandoquidem opera Reverendissimi D[omini] Cardinalis et Episcopi Varmiensis in magnis negotiis in Curia Romana utendum nobis esse hoc tempore duceremus, viam et rationem invenire, per quam et illi absenti et Ecclesiae Varmiensi procuratore atque pastore destitutae his tam gravibus et periculosis temporibus et eo Reverendissimi Domini Cardinalis flexu pro munere officioque nostro Regio providere-tur [1]. In qua cogitatione nobis saepe versantibus et omnia inquirentibus nullam rationem commodiorem nec illi Ecclesiae utiliorem accurrisse quam si opera nostra eidem Reverendissimo D[omino] Cardinali S[anctae] Sedis Apostolicae auctoritate daretur coadiutor cum futura successione qui hoc quicquid oneris esset, in se reciperet et bona resque Ecclesiae Varmiensis administraret. Etsi vero minime dubitemus in ipso praelatorum et canonicorum Varmiensium collegio reperiri nonnullos qui hunc muneri atque oneri sustinendo apti et idonei essent longe tamen ad eam rem nobis aptissimum et maxime idoneum Reverendum Martinum Cromerum, secretarium nostrum [2], visum esse. Cuius per annos plurimos atque etiam inde a tempore Divi Parentis [3] nostri tam in aula nostra quam peraegre apud summos orbis Christiani principes et monarchas doctrinam, prudentiam in gerendis rebus dexteritatem ac pietatem singularem perspeximus. Cuius etiam scriptis multis in lucem editis nomen Polonum patriaque nostra illustratur et honestatur. Qui praeterea ea est rerum praesertim Prussicarum peritia, ea iudiciorum in Aula Cancellariae senatus consultorum cognitione, ea denique divini humanique iuris scientia ut eos qui cum illo recte conferri possint perpaucos habeat, superiorem autem neminem. Quamobrem cum facile intelligeremus, quantum eius viri doctrina, prudentia, integritas Ecclesiae Varmiensi ac universae isti provinciae commodi et utilitatis esset allatura, adducimus hunc ipsum auctoritate nostra invitum ac plane recusantem ad munus et dignitatem coadiutoriatus suscipiendam et sustinendam. Atque eo id qui lubentius fecimus, quo magis compertum esset nobis desiderare hoc ipsum Reverendum D[ominum] Cardinalem, utpote qui Reverendi Cromeri virtutem, eruditionem ac pietatem diuturno convictu et multorum annorum familiaritate arctissimaque amicitia perspectam et exploratam haberet. Neque vero nobis id imprimis postulantibus et Cromerum commendantibus Pontificis Maximi [4] et Collegii Cardinalium auctoritas deficit. Est enim summa omnium alacritate cunctorumque suffragiis et Pontificis Maximi sententia coadiutor Varmiensis renuntiatus, ita plane ut Capitulum Varmiense refragari, etiamsi velit non possit causa vero nulla sit, cur velit talem nactum qualem ultro expetere debuit. Cum autem is expedita et parata iam habet omnia

---

[1] Mowa o Stanisławie Hozjuszu (1504–1579), biskupie warmińskim, kardynale. Od r. 1569 przebywał on w kurii rzymskiej, stąd nieobecność w diecezji.

[2] Tj. sekretarzem królewskim. Mowa jest wygłaszana w imieniu króla Zygmunta Augusta.

[3] Zygmunta I Starego.

[4] Papieżem był Pius V (1566–1572).

eius honoris gratia, missum se a nobis esse orator noster dicet, nimirum ut capitulum quod sponte facere atque adeo cupere sibi obvenire debuit, idque eo lubentius Sanctissimi D[omini] Nostri et Collegii Cardinalium nostraque auctoritate ac postulatis adductum faciat et R[everendum] Cromerum pro coadiutore et succesore Reverendissimi Cardinalis agnoscat. Neque vero obstare quiquam dicat quod in Prussia Cromerus natus non est, multorum enim is annorum consuetudine isthic contraxit domicilium versatus in negotiis Prussicis, quibus non tantum cum Illustrissimo Cardinale interfuit sed etiam praefuit eiusdem imprimis consiliorum conscius et particeps [5]. Ac indigenam ita interpretantur statua et privilegium seu pactum terrarum Prussiae totius Regni consensu in comitiis a Casimiro Rege promulgatum, ut nulla ratione iis qui modo Poloni sint ad Varmiensem Episcopatum via atque aditus praecludatur cui promulgationi nec Sigismundus Divae memoriae Parens noster, neque enim nos ipsi in pacto de electione Episcopi Varmiensis derogare unquam potuimus. Quare videant, ne sit periniquum Pruthenis qui in Prussia non in Polonia nati sunt in Polonia magistratus et dignitates attribui. Cromerum, cum sit Polonus ob eam tantum causam quod in Polonia non in Prussia natus sit, ab Episcopatu repelli. Atque ea res non eo pertinet, ut caeteros ipsius pacti articulos abrogari atque infringi velimus. Tantum enim abest, ut id in animo habeamus, aut unquam habuerimus, ut etiam nos caetera istius pacti puncta et articulos et reliquas Ecclesiae Varmiensis libertates et privilegia in suo robore atque firmitate conservaturos polliceamur. Hocque etiam ipsum et a Pontifice Maximo Capitulo Varmiensi promissum esse accepimus. Quae cum ita se habeant et cum in ea re Pontificis Max[imi] nostrumque ac Collegii Cardinalium consors ac unum sit studium atque voluntas, cumque ipse Pontifex Max[imus] maximo consensu et acclamatione Cardinalium Collegii non aliud in Cromero quam unam virtutem ac pietatem spectare nobis imprimis sollicitantibus eundem in coadiutorem Reverendissimi Cardinalis instituerit, creaverit, ordinaverit, quid est quod in eo asciscendo et pro coadiutore agnoscendo facere dubium illis possit. Ac Summus quidem Pontifex una cum Collegio Cardinalium de Varmiensis Capituli oboedientia multa sibi promittens iudicium sive notificationem rerum supradictarum eidem Capitulo sufficere existimavit. Neque enim nos aliud arbitrati sumus eiusque rei causa se a nobis missum esse dicet orator noster ut Capitulo mentem ac voluntatem explicet exponatque quam clementer, quam benigne, quam more maiorum tum vero non modo nulla capituli iniuria sed etiam singulari dignitate ac commodo rem istam et antea aggressi sumus et hoc tempore perficiendam et procurandam esse duximus. Erit autem officii et prudentiae illorum hoc eximium Pontif[icis] Max[imi] de Cromero iudicium et singularem cardinalium consen-

[5] Kromer, przebywając w Krakowie, jako kanonik warmiński (od 1552) załatwiał u dworu królewskiego i u biskupa krakowskiego, pośredniczącego w kontaktach biskupów polskich z Rzymem, sprawy biskupstwa warmińskiego. Jan Osiecki, wielki kanclerz koronny, pisał do Hozjusza jeszcze 19 czerwca 1551 r.; „Pruthenicis causis doctor Cromerus profuit semper" (cytat znany już dawniej przytoczył Cyprian Walewski w monografii pt. *Marcin Kromer*, Warszawa 1874, s. 14).

sum et vero voluntatem postulataque nostra grato animo et alacri studio amplecti neque resistendo frustraque nitendo et Summi Pontificis nostramque indignationem incurrere ac sibi et Ecclesiae isti malum aliquod perpetuum accersere. Quod quem admodum pro nostra erga Ecclesiam Varmiensem propensa gratia et benignitate evenire minime velimus ita plane confidimus nobis a V[enerabili] Capitulo Varmiensi in eo negotio quod nulla re alia quam ipsa aequitate iustitiaque innititur plane satisfactum iri.

2. Odpowiedź kapituły katedralnej warmińskiej, dana posłowi królewskiemu, Janowi Dymitrowi Solikowskiemu (t. V, s. 79–82).

Heilsberg [Lidzbark] [?], 2 marca 1571 r.

Quae Serenissima Maiestas Regia per Magnificum Oratorem suum V[enerabili] Capitulo Cathedralis Ecclesiae Varmiensis devotis sacellanis et fidelissimis subditis suis de sua voluntate ac sententia in coadiutoria Reverendi praestantissimi viri D[omini] Martini Cromeri, cantoris et canonici Varmiensis, eiusdem Episcopatus Vicarii voluit significari et exponi ea omnia V[enerabile] Capitulum ea quae par est et debuit reverentia, cultu et subiectione excepit et audivit mentemque ac voluntatem S[erenissimae] Maiestatis Regiae Domini sui longe clementissimi plane cognovit et intellexit. Ac principio quidem V[enerabile] Capitulum nunc reperire se intelligit, quemadmodum dignas satis agere possit gratias pro tanta S[erenissimae] Maiestatis Regiae beningnissima in hanc Ecclesiam omniaque in ipsius membra propensione qua significat et sibi huius Ecclesiae salutem et incolumitatem curae esse nihil tamen de rebus ad Ecclesiam pertinentibus nisi de V[enerabilis] Capituli tanquam fidelissimorum subditorum assensu statuere in animum induxisse in quo V[enerabile] Capitulum et potentis simul et iusti principis agnoscit merito et veneratur consilium atque exemplum. Porro autem quod attinet ad primam legationis partem in qua prolixo sermone commemoratum est S[erenissimam] Maiestatem Regiam in eam cognitionem de providendo huic Ecclesiae Varmiensi quodam digno idoneoque viro qui Illustrissimo D[omino] Cardinali absenti coadiutor recte dari possit iis maxime rationibus et causis commotam atque productam esse, ut in hac provecta et exacta propemodum aetate Illustrissimi D[omini] Cardinalis absentis rationibus non modo huius Ecclesiae Varmiensis bene prospiceretur sed et commodis reliquorum Maiestatis Regiae dominiorum ea in parte recte consuleretur; proindeque R[everendus] D[ominus] Martinus Cromerus, vir multis virtutibus praestans, cuiusque fides, dexteritas et singularis prudentia Serenissimae Maiestati Regiae multis rebus cognita est et spectata, iam tum vivo Illustrissimo Cardinali succesor in Episcopatu deputaretur in eo perspicere se fatetur V[enerabile] Capitulum eximiam et plane Christiano principi dignam curam atque sollicitudinem quam pro omnibus gerere sese ostendit S[erenissima] Maiestas ordinibus et statibus sibi Regnoque Poloniae subiectis ut quantum in se est, humanaque providentia est, studio cavere potest, non tantum praesentia sint ab omni parte bene

constituta sed et futuris temporibus maturo consilio ea adiumenta praesidiique parentur, quae Reipublicae necessitas postulat et in omnes ausus prompta expeditaque esse possent. Cum enim Reipublicae dignitas et salus ab eorum cum primis pendeat virtute, prudentia et fide, qui publicos gerunt magistratus aliisque praesint, convenire intelligit V[enerabile] Capitulum praecipuamque esse partem boni principis ut simul et illi qui iam curam sustinent Reipublicae probe suis fungantur muneribus et pariter ii ad manum sint qui se defunctis seu defessis aliis humeris eorum succedere partesque eas Reipublicae, quas illi gesserunt, tueri et administrare queant. Quapropter non modo V[enerabile] Capitulum omni observantia fide et subiectione gratis et habet, et agit tantas S[erenissimame] Maiestatis Regiae Domino et Regi suo clementissimo quantas tua benigna providaque sollicitudo Maiestatis Regiae meretur sed et a Deo Opt[imo] Maximo precibus et votis assiduis ex intimo corde precatur, ut eam plane Regiam curam in praeficiendis magistratibus prosperrimo semper eventu ac successu cum aliis omnibus ordinibus tam vero imprimis in illis quibus Ecclesiae cura et dispensatio divinorum officiorum committi debet clementer comprobare et prosperare dignetur. Et quamvis V[enerabili] Capitulo minime dubium sit omninoque speret ac confidat S[erenissimam] Maiestatem Regiam et in hac postulatione sua de approbanda R[everendi] D[omini] Martini Cromeri coadiutoria nihil nisi summa ratione magnoque consilio suscepisse eaque gratia et S[anctam] Sedem Apostolicam amplissimumque illius senatum tam libenter suas voluntates et suffragia ad commendationem S[erenissimae] Maiestatis Regiae accommodasse deinde ex illius viri eximiis virtutibus praeclara doctrina ac singulari prudentia is fructus eaque commoda et ornamenta Ecclesiae sint hinc publice privatimque expectanda quae et S[erenissima] Maiestas Regia clementer tam ex se quam ex ipso D[omino] Martino Cromero pollicetur atque adeo qui fructus et emolumenta ad eos redundare solent, qui a bonis probatisque magistratibus et praesidibus gubernantur, tamen quod cunctantius aliquando hac in parte fidi progrediendum suumque assensum paulisper suspendendum esse V[enerabile] Capitulum maximis iustissimisque iudicat de causis petit pro sua in Maiestatem Regiam perpetua constantissimaque fide, observantia et oboedientia ut Maiestas Regia eam necessariam omnio cunctationem clementer beningneque accipere et interpretari dignetur. Tametsi enim nihil habeat V[enerabile] Capitulum neque prius, neque antiquius quam voluntati mandatisque S[erenissimae] Maiestati Regiae alacriter oboedienter parere idque ab antecessoribus suis non modo per manus traditum acceperit sed et tam illi quam hi qui nunc in vivis sunt omni semper tempore et non raro maximis suis cladibus tempore belli suam fidem, amorem et oboedientiam erga inclytum Poloniae Regnum Divosque Reges adversus omnes illorum hostes facto ostenderint et declararint atque etiam nunc quacunque fortuna tales sese praestare et animis et corporibus sint omnes parati, tamen quod hoc tempore in ea coadiutoriae approbatione adhuc obtemperandi facilitatem necessario differendam sibi existimant non id quidem fieri eo animo et consilio ut voluntati et postulationibus S[erenissimae] Regiae Maiestati repugnare et obsistere in animum induxerit sed ea saltem de

causa ut per nuntios suos quos Deo iuvante prope diem missurum est Maiestati ipsius et si necessum fuerit, etiam S[anctae] Sedi Apostolicae quae de iuribus et privilegiis Ecclesiae huius ad plenum edocta non est neque quemquam inauditum damnare consuevit iustas gravesque satis rationes explicare coram possit. Quapropter salva fide sua et iuramenti Religione qua Ecclesiae huic omnes obstrinctos esse se meminerunt, hoc tempore in eam coadiutoriae designationem consentire suisque suffragiis et calculis non potuerint approbare, quod quidem V[enerabile] Capitulum tanto iustioribus gravioribusque de causis facere debere se existimat quod et dignitatem amplissimi senatus inclyti Poloniae Regni, cuius quidem auctoritas apud se secundum Maiestatem Regiam longe est omnium maxima versari, in eo intelligit ut quae communi sunt consilio et assensu S[erenisimae] Maiestatis Regiae et amplissimi illius senatus in generalibus comitiis inter inclytum istud Regnum et hanc Ecclesiam pacta conventa et sancita non nisi de omnium voluntate et sententiis aliqua ex parte immutentur sed potius firma conserventur. Quo circa animo sibi persvadet V[enerabile] Capitulum eamque spem habet ex praestantissima S[erenissimae] Maiestatis Regiae clementia, pietate et iustitia non se offensam subiturum esse Christianissimi Principis dum apud Regem et Dominum suum pro iuribus libertatibus et privilegiis ac de iis quidem privilegiis loquitur, quae non minus ad S[erenissimae] Maiestatis Regiae totiusque Regni dignitatem quam huius Ecclesiae salutem pertinent, quodque non modo omnibus Maiestatis Regiae ditionibus et subditis liberum est et concessum sed et apud Serenissimam Maiestatem eius gratiam et laudem meretur quae cum et ipsa sit omnis iuris et aequitatis observantissima ea re ostendit eos se maxime probare qui nihil nisi quod cum iustitia et aequitate coniunctum est postulant ac petunt. Quae cum ita se habeant et V[enerabile] Capitulum hac sua cunctatione nihil aliud quaerat ac spectet nisi ut Maiestas Regia Dominus suus clementissimus de iuribus et privilegiis huius Ecclesiae et fidelissimorum huius ditionis Maiestatis Regiae subditorum benigne audire et cognoscere possit etiam atque etiam omni subiectione fide et observantia petit V[enerabile] Capitulum ut S[erenissima] Maiestas Regia pro sua clementia et pietate interea temporis nihil durius in hanc Ecclesiam statuere eadem causa dignetur quoad per nuntios plenius fuerit et certius cum de facti huius et responsi sui rationibus tum et de iuribus Ecclesiae edocta et informata. Et quanquam spes teneat V[enerabile] Capitulum illis tam iustis causis cunctationis suae Maiestatis Regiae satis factum fore ut nihil offensionis sit sibi ea re pertinescendum tamen et fide sua qua Maiestati eius Regiae obstrictum est testatum esse cupit hac se cunctatione nullo modo auctoritati S[anctae] Sedis Apostolicae, cui omnem se debere reverentiam et oboedientiam scit et fatetur, aliquid detractum neque voluntati et postulationi S[erenissimae] Maiestatis Regiae adversari ac ne praeclarissimis virtutibus R[everendi] D[omini] Martini Cromeri, quem omnibus honoribus dignissimum esse iudicat, iniuriam aliquam factam voluisse sed hoc tantum unicum spectasse ut primo quidem suam huic Ecclesiae fidem et officium quae iuramento se debere intelligit praestet deinde ut Maiestatem Regiam Dominum suum Clementissimum de iuribus Ecclesiae vero planeque

doceat. Postremo ut facti sui rationem omnibus hominibus et his posteris reddere possit id quod se haud ullo modo adipisci et assequi posse perspicit nisi ea quae ad Patriae huius omniumque ordinum terrarum Prussiae salutem et iura pertinere videntur de illorum quoque sententia et consilio quatenus firma et perpetua esse debent statuantur.

3. List Marcina Kromera do papieża Piusa V z podziękowaniem za otrzymanie godności koadiutora biskupstwa warmińskiego „cum iure succesionis" (t. II, s. 758).

Heilsberg [Lidzbark], 15 lutego 1571 r.

Maximo me beneficio a S[anctitate] Vestra affectum esse arbitrarer, dum ea me Reverendissimo et Illustrissimo Domino et Patri meo Cardinali Hosio petente S[erenissimo] Regi nostro Polon[orum] coadiutorem in Varmiensi Episcopatu dedit successoremque designavit, nisi oneris impositi magnitudinem et pericula invidiamque et offensione multorum magis quam honorem considerarem. Verum enim vero in ipso quoque onere imponendo eximia tamen extitit, nec ea simplex eiusdem S[anctitatis] Vestrae suaviter in me effusi animi significatio et beneficentia. Primum quod ea S[erenissimi] Regis mei de me desiderium non tam libenter subsecuta est, quam cupide praecucurrit etiam propemodum sicut ad me perfertur. Deinde quod aliis usitatum in sacro purpuratorum patrum senatu proponendi munus favoris abundantia ipsa sibi desumpsit, meque immerentem et prope incognitum, amplissimis verbis et honorificentissimis elogiis ornavit patrumque qui maxima ex parte me norant suffragiis praeivit. Postremo me sumptu expeditionis liberaliter levavit. Quibus rebus ita me sibi obligavit ut cum omnia me ipsi debere profitear nihil tamen in me inveniam quo tantae eius in me propensioni atque benignitati vel minima ex parte respondere queam. Deum orabo, ut S[anctitatem] Vestram pro me clementer remuneretur servetque Ecclesiae suae Sanctae diutissime salvam et incolumem. In observanda autem S[ancta] Sede Apostolica propugnandaque et propaganda fide catholica quod potissimum S[anctitatem] Vestram cum amplissimo Cardinalium Collegio spectasse et a me expectare existimo. Ita me ope Divina fretus geram sicut hactenus quoque gessi: planeque ut intelligat in utroque omnia me prius quam voluntatem et studium defecisse. Mandato autem S[anctitatis] Vestrae satisfaciens mitto ipsi confessionem eius ipsius fidei apud virum ornatissimum D[ominum] Vincentium Porticum dextre et fideliter eiusdem S[anctitatis] Vestrae et S[anctae] Sedis Apostolicae legatione fungentem in Regno Poloniae his ipsis verbis a me editam. Quod reliquum est, S[anctitati] Vestrae me totum dedo Eiusque gratiae et protectioni etiam atque etiam commendo.

4. List Marcina Kromera do kardynała M. Alexandriniego, w tej samej sprawie (t. II, s. 758–759)

Heilsberg [Lidzbark], 15 lutego 1571 r.

Magno me affecisset beneficio D[ominatio] V[estra] Reverendissima et Illustrissima si quod ante duos annos immature [errore quodam ductus] ex

animo tamen ab ea petivi apud S[anctissimum] D[ominum] nostrum perfecisset ne mihi onus coadiutoriae et successionis sed in Illustrissimum Dominum meum Cardinalem Hosium in Episcopatu Varmiensi imponeret. Quod ego cum aliis nonnullis gravissimis de causis tamen difficillimorum et periculosissimorum horum temporum intuitu invitus suscepi nec libentius et nunc fero. Sed benignissimi Regis, amantissimi mei Cardinalis ac totius sacri purpuratorum collegii et imprimis S[anctissimi] D[omini] nostri congruentem auctoritatem defugere non potui neque possum Deum Optimum Maximum praecabor ut mihi vires suppeditet tanto oneri sustinendo pares. Quoniam autem in proponendo et conficiendo eo negotio singulares quadeam extiterunt S[anctissimi] D[omini] nostri erga me gratiae et propensi animi luculentae significationes eo nomine omnia me Sanctitati eius D[ominationi] autem Vestrae Reverendissimae et Illustriissimae plurimum debere intelligo et profiteor; quippe quae mihi commendatione sua apud Sanctitatem eius non defuerit sicut mihi persuadeo. Proinde maximas ei quas possum gratias ago. Confido autem ipsam pro eo favore quo me ignotum et immerentem complecti coepit, ne deinceps quidem sive in hoc ipso sive in quovis alio negotio mihi apud Sanctitatem eius et S[anctam] Sedem Apostolicam patrocinio et praesidio suo non esse defuturam. Habitura me sibi additissimum quam diu salvam et incolumem esse cupio.

5. List gratulacyjny Marcina Kromera do Henryka Walezego, na uroczystość koronacji (t. II, s. 759)

Heilsberg [Lidzbark], 18 stycznia 1574 r.

In frequentissimo ac densissimo omnium ordinum et hominum nostrorum Maiestatem V[estram] S[erenissimam] salutantium et salvum incolumemque adventum ipsi gratulantium occursu decuit me quoque studio et officio meo non deesse. Sed cum partim satis commoda valetudine impedirer, partim abesse hinc nunc a statione mea recte non possem, misi, qui vices meas apud Maiestatem Vestram obiret non unum aliquem de familiaribus vel amicis meis sed universam Poloniam hoc est libellum quo Polonia omnis cum sua republica, magistratibus, moribus et legibus plerisque a me crassiore penicillo delineata ac descripta est[6]. Quem libellum Maiestati V[estra] R[everendissimae] redditum esse non dubito et non ingratum accidisse confido. Optarim autem vel nunc licere mihi ipsam convenire et festae coronationi eius interesse augentem nostrum laetantium et tam ipsi Maiestati Vestrae regnum quam

---

[6] Dzieło Kromera *Polonia sive de situ, populis, moribus, magistratibus et respublica regni Polonici libri duo* pisane było dla nowego króla Henryka Walezego, obejmującego tron polski (1573). Do druku nie doszło w czasie krótkiego epizodu Walezego w Polsce. Dzieło wyszło drukiem poza zasięgiem Kromera we Frankfurcie nad Menem. Wydawca, Andrzej Wechelius, zastąpił przedmowę Kromerową – własną. W wydaniu kolońskim (1578) pomieszczona została przedmowa pióra Kromera, skierowana jednak już nie do króla („candido lectori"), napisana w r. 1576. Tekst przedmowy adresowanej do Walezego, pisanej 20 sierpnia 1573 opublikowałem z rękopisu przechowywanego w Bibliothèque Nationale w Paryżu (J. Starnawski, *Cromeriana*, 4, Archiwum Literackie t. 23. Miscellanea staropolskie 5, Wrocław 1980 s. 145–148).

sibi talem tamquam nobilem generosum, fortem, sapientem et pium Regemque gratulantium. Verum rationes meae etc. annutum me id facere non patiuntur. Quod ut Maiestas Vestra aequi bonique faciat opto et obnixe rogo. Offeret sese spero occasio postea vel a me captabitur ut maiore mea fortassis et ipsius Maiestatis Vestrae commoditate ipsam laetus adspiciam et additissimum obsequium meum reverenter ei deferam. Quod modo quoque hac epistola mea facio, Deum orans sedulo una cum clero et populo meo commisso curae meae ut coronationem istam faustam, fortunatam atque prosperam Maiestati Vestrae iuxta ac toti Poloniae adiunctisque eius omnes ad gloriam sui nominis Ecclesiae suae Catholicae incrementum atque tranquillitatem dirigat. Quod reliquum est Maiestati V[estrae] S[erenissimae] me et episcopatum hunc Varmiensem cum Illustrissimo Domino Cardinali Hosio mihi communem et omnia mea quam diligentissime etiam atque etiam commendo, dico et addico.

6. List gratulacyjny Marcina Kromera do Zygmunta III (t. II, s. 751)

Heilsberg [Lidzbark], 10 września 1587 r.

Cuperem equidem non postremus esse inter mei et senatorii ordinis proceres, qui Maiestati Vestrae Regiae ad delatum sibi nuper Regnum Poloniae venienti gratulabundi obviam prodeunt. Sed infirma et cum senio coniuncta adversa valetudo mea prohibet. Proinde R[everendis] NN [7] dedi negotium, ut officium id meo nomine reverenter peragant. Peto igitur a Maiestate Vestra ut eos benigne accipiat et tam regi regnum quam regno regem e Polona stirpe ortum et omni virtutum corona illustrem clementer audiat, Ecclesiamque et gregem meum gratia et clementia sua tueatur. A me vero meisque fidele et additissimum sibi obsequium expectat. Quam felicissime Regnum hoc adire ac et cum laude, et salute ipsius diutissime praeesse cupio.

Łódź

Summarium

Quae in schedis voluminum in Tabulario Dioecesano Varmiensi asservatorum adhuc latuerunt et lucem publicam exspectabant Cromeriana (litterarum commercium de dignitate coadiutoris Ecclesiae Varmiensis in M. Cromerum conferenda dico) nunc primum publici iuris facta sunt ab editore, qui eadem praefatione brevi instruere opportunun esse duxit.

[7] Nazwiska albo zataił Kromer, albo też uczynił to kopista osiemnastowieczny.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# „SYNTAXIS" JANA Z TUCHOLI

Napisała

WANDA POPIAK

Rozwijająca się w Polsce dziedzina badań nad recepcją antyku obejmuje również problematykę podręczników gramatyki łacińskiej, stosowanych w polskich szkołach.

Analiza książek do nauki języka łacińskiego potwierdza przekonanie, że podręcznik szkolny może być odbiciem prądów umysłowych danej epoki. Nauka gramatyki łacińskiej w Polsce była ściśle powiązana z rozwojem wiedzy europejskiej.

Autorzy gramatyk pierwszego ćwierćwiecza XVI wieku w podręcznikach syntaksy starali się w sposób praktyczny podawać przepisy normujące używanie języka łacińskiego w mowie i w piśmie. Ukazywali interpretację zagadnień syntaktycznych, wywodzących się albo z poglądów Priscjana[1], albo Aleksandra de Villa Dei[2], ilustrując wykład przykładami z tekstów starożytnych pisarzy. W ten sposób tworzył się typ podręcznika oparty — w większym lub mniejszym stopniu — albo na Priscjanie, albo na Aleksandrze, albo też typ pośredni, w którym znajdowała odbicie interpretacja autora, posiadająca najczęściej cechy określonego kręgu humanistów. Takie podręczniki z kolei stanowiły wzorzec dla autorów następnych opracowań. W strukturze ich wykładu wyróżnia się dwie podstawowe części: jedna dotyczy *nomen*, druga — *verbum*. U Priscjana szeroko traktowany czasownik stanowi podstawę dla gramatyk humanistycznych, w których jest omawiany albo według rekcji przypadków[3], albo klasyfikowany według wymaganych przy nim przypadkach

---

[1] Podaję za: H. Keil, *Grammatici Latini Prisciani Institutionum grammaticarum libri XVIII*, Lipsk 1859.

[2] D. Reichling, *Das Doctrinale des Alexander De Villa Dei* [w: Monumenta Germaniae pedagogica von K. Kehrbach, Bd. X, Berlin 1893.

[3] Znam egzemplarze: Jacobi Henrichman, *Grammaticae institutiones*, Pforzheim 1508, Sygn. BN.XVI.Qu.1384, oraz przedruk: Cracoviae 1519, Sygn. BN.XVI.Qu.32. Cytuję ze znanego mi egzemplarza: Joannis Despauterii *Syntaxis*, Coloniae 1535, Sygn. BN.XVI.0.4468; *Syntaxis* Philippi Melanchtonis ab autore anno recognita, Norinbergae 1529 [w:] Corpus Reformatorum, Vol. I–XXVIII, ed. C. G. Bretschneider, New York 1963; t. XX: *Syntaxis*.

w specjalnych rozdziałach (*idiomata*)[4], lub szeregowany według znaczenia słowa (*ordines*)[5].

Rozróżniona przez Aleksandra de Villa Dei potrójna zgodność rzeczownika znajduje odbicie w regułach odnoszących się do *nomen*. Gramatycy humanistyczni starają się te reguły uściślać, w stosowaniu ich ukazywać subtelności językowe i pokazywać, jak je stosować. Szczegółowo rozpatrywane *nomen* jako *adiectivum*, *substantivum, appellativum* (Henrichman, Linacer) szereguje się według przypadków, a jednocześnie dąży się do krótkości, syntezy[6], aby ułatwić uczniowi naukę. Charakterystyczną cechą poglądów gramatyków humanistycznych jest wskazywanie zależności i związku części mowy w budowie zdania.

Pochodzące od Priscjana i Aleksandra de Villa Dei początki nauki o konstrukcji osobowej, przechodniej i nieprzechodniej zostały rozwinięte i usystematyzowane przez Linakra[7]. Jego podręcznik można uznać za typ pośredni. Interpretacja zjawisk składniowych przez uczonego jest odbiciem poglądów humanistów szkoły angielskiej. Nowe ujęcia gramatyczne, jak podział *verbum* na *activa, passiva, neutra*, podział przysłówków, systematyzacja reguł czy klasyfikacja spójników według użycia czasów i trybów zostały zaakceptowane przez następne pokolenia. Widzimy zatem, że podręczniki gramatyki mogą także propagować poglądy uczonych.

Polscy autorzy, opracowujący nowe książki szkolne, będą w całej pełni korzystać z humanistycznych podręczników wnosząc niejednokrotnie wiele cech indywidualnych. Na tle tych teorii i poglądów humanistów zachodnich zasługuje na szczególną uwagę pierwsze opracowanie syntaksy przez polskiego uczonego Jana z Tucholi – Cerwusa.

Autor (daty: urodzenia i śmierci nie są dokładnie określone, podaje się w przybliżeniu 1500–1557), zwany też Jelonkiem, odbył studia w Uniwersytecie Krakowskim. W r. 1523 uzyskał stopień bakałarza sztuk wyzwolonych i stanowisko nauczyciela w szkole zakonnej w Jędrzejowie. W r. 1531 uzyskał tytuł „magistra artium" i na tymże wydziale prowadził wykłady z zakresu gramatyki łacińskiej w semestrze letnim roku 1533 oraz w semestrze zimowym r. 1533/34 według własnego podręcznika.

---

[4] T. Linacer, *De emendata structura Latini sermonis libri VI*, Coloniae 1536, Sygn.BN.0.4467, oraz Lipsiae 1556, Sygn. BN.XVI.0.1410. Znam obydwa egzemplarze. Cytuję za drukiem z Lipska.

[5] G. Lilius – Erasmus Roterodamus, *De constructione octo partium orationis*, Cracoviae 1540. Sygn. BN.XVI.0.68 a także [w:] D. E. Roterodami *Opera omnia*, Amsterdam 1973, t. IV, ed. M. Cytowska.

[6] J. Honterus, *De grammatice libri duo...* Primus liber est de octo partibus orationis, secundus de syntaxi, figuris et ratione carminum, Cracoviae 1530. Syng. BN. XVI.0.30. Cytuję z tego egzemplarza.

[7] M. Linacer, *o. c.* p. 144: „constructio persona duplex est: aut enim voces ex quibus constat, ad eandem personam referuntur, eandemque repraesentant, aut diversas. Priorem, quoniam in eadem persona subsistitur, intransitivam. Posteriorem, quoniam ab una in alteram fit transitus, transitivam".

Dzieło Jana z Tucholi pt. *Institutiones grammaticae* wydane w Krakowie 1533 r. składa się z trzech tomów. *Syntaxis* jest drugim tomem, stanowiącym oddzielną całość [8]. Składa się z 10 rozdziałów w następującym układzie: „De constructione nominum", „De constructione pronominum", „De constructione verborum", „constructio gerundiorum", „constructio supinorum", „constructio participiorum", „constructio adverbiorum", „constructio praepositionum", „constructio coniunctionum", „constructio interiectionum".

Wykład rozpoczyna się od definicji pojęcia *syntaxis* [9]. Następnie dzieli autor składnię na „praeceptiva", „permissiva", „prohibitiva" podając ich określenia. Wyliczając jej *accidentia, concordantia et regimen*, umieszcza ich definicje z przykładami [10]. Dalej stwierdza, że: „concordantia est quadruplex: adiectivi cum substantivo, relativi et antecedentis, interrogativi et redditivi, nominativi et verbi". Po tym wstępie Tucholczyk przedstawia kolejno składnię *nomen, pronomen, verbum, impersonalia, gerundium, supinum, participium, adverbium, praepositio, coniunctio, interiectio.*

W rozdziale „De constructione nominum" przedstawia szczegółowo stosowanie nomen według akcydensów: *adiectivum, pronomen, participium.* Zgodności „relativum et antecedens" oraz „interrogativum cum redditivo" naucza za pomocą dwóch reguł (II i III w tym rozdziale) [11], które także w sposób szczegółowy i jasny objaśniają te zjawiska. Następne reguły aż do XXII szeroko omawiają rzeczownik.

Rozdział „De constructione pronominum" jest bardzo krótki, zawiera bowiem tylko trzy reguły.

Rozdział „De constructione verborum", najobszerniejszy ze wszystkich, składa się z sześciu podrozdziałów. Wykład o *verbum* rozpoczyna autor od wyróżnienia w czasowniku czterech trybów: *indicativus, imperativus, optativus* i *subiunctivus*. Ponadto twierdzi, że „verbum est triplex: substantivum, vocativum, adiectivum", a następnie wyjaśnia, co rozumie pod tymi terminami. Jednocześnie rozróżnia „verbum transitivum et absolutum", które najpierw przedstawia według funkcji semantycznej czasownika (np. *verba ornandi, separandi, implendi, dandi, imperandi, protribuendi, accusandi, absolvendi* itp.). Następnie dokonuje podziału *verbum* na *activum, passivum, neutrum,*

---

[8] Cytuję z egzemplarza: *Syntaxis*, Joannis Cervi Tucholiensis, Cracoviae 1533, Sygn.BN.XVI.0.226.

[9] „Syntaxis est ars debite compositionis dictionum inter se uniuscuiusque orationis. Dicta a συνταττω, coordino, construo, id est coordinatio, sive constructio. Syntaxi convenit oratio. Oratio est compositio dictiorum congruam et perfectam sententiam ostendens".

[10] „Concordantia est debita partium orationis in numero, genere, casu, vel persona conventientia, ut magnus ardelio, nauclerus dixit".
„Regimen est certi casus exigentia, ut Thesaurus carbonum, rarior phoenice, plenus rimarium, hic favet virgini".

[11] Reguła II: „Relativum et antecedens concordant in eodem nuro et genere, ut Virgil. Omnipotens genitor qui solus ab aethere summo cuncta mores".
Reguła III: „Interrogativum cum redditivo convenit in casu, ut Epidicum: quis est qui revocat? Ego sum Periphanes".

w których szereguje czasowniki według *ordo*. I tak znajdujemy tu podrozdziały: „activorum verborum ordines — sunt octo; de verbis passivis: tot ordines distribui in quot divisa sunt activa; verborum neutrorum ordines — sunt septem; verborum omnium — ordo unicus; verborum deponentium ordines — sunt septem; impersonalia: activae vocis — sex ordines, passivae vocis — regula unica". Wyjątkowo obszernie są egzemplifikowane *verba activa*. *Ordo primus* zawiera 81 czasowników ułożonych według tematów a, e, i oraz spółgłoskowego; *ordo secundus* — 23 przykłady; *ordo tertius* — 46 przykładów; *ordo quartus* — 22 czasowniki; *ordo quintus* — 45 czasowników; *ordo sextus* — 26 przykładów; *ordo septimus* — 10 czasowników; *ordo octavus* — 8 czasowników. Następne *ordines* również są obficie ilustrowane przykładami.

Dalsza część wykładu obejmuje: „constructio gerundiorum — 4 regulae, supinorum — 3 reg., participiorum — 5 appendices, adverbiorum — 8 reg., praepositionum — 3 reg., coniunctionum — 1 reg., interiectionum — 1 reg."

Układ podręcznika *Syntaxis* Jana z Tucholi w ogólnym kształcie przypomina Henrichmana, Despautera, Erazma i Melanchtona. W treści zaś przejmując określenia tych gramatyków dokonuje uczony jednocześnie wyboru i wnosi zazwyczaj do reguł własne słownictwo. Tak np. mając do wyboru regułę Despautera: „adiectivum et substantivum esse debent eiusdem generis, casus et numeri", regułę Henrichmana: „adiectivum cum substantivo adiuncto eiusdem generis, numeri et casus esse debebit" oraz regułę Melanchtona: „adiectivum et substantivum eodem genere, numero et casu cohaerent", Cerwus redaguje następująco: „adiectivum et substantivum concordant in eodem genere, numero et casu" [12]. W innym miejscu przenosi redakcję reguły od Melanchtona: „superlativus adsciscit genetivum pluralem vel collectivi nominis singularem" (reg. VIII).

Z podręcznika Despautera przejmuje określenia: „adiectivi est triplex: nomen, pronomen, participium" lub „regimen est certi casus exigentia" albo regułę: „relativum et antecedens concordant in genere et numero". Również wzorem dla Cerwusa jest pogląd Despautera odnoszący się do zgodności „relativum et antecedens". Twierdzi bowiem, jak Despauter, że „relativum est duplex: substantiae et accidentis" oraz, że „relativum substantiae est duplex: similitudinis et diversitatis". „Antecedens" także pozostaje w ujęciu Despautera. Samodzielnością zaś Cerwusa jest przedstawienie tych myśli w formie poglądowej przy pomocy tabeli poszerzonej o przykłady bądź własne, bądź zaczerpnięte z utworów Owidiusza i Wergiliusza. Można podkreślić tutaj troskę nauczyciela o ucznia. Jest to bowiem pierwsza próba, aczkolwiek cząstkowa, przedstawienia zagadnień składniowych za pomocą tabeli.

Wykazuje także Jan z Tucholi znajomość małej książeczki Despautera pt. *Latinitatis regulae* [13]. Pożycza z niej sformułowania odnoszące się do *verbum*.

---

[12] Dalsze przykłady tego typu por. M. Cytowska, *Od Aleksandra do Alvara*, Wrocław 1968, s. 54.

[13] J. Despauterii *Latinitatis regulae pro puerilis*, Witenbergae 1533, Sygn. BN.XVI.0.1234.

Powtarza za Despauterem, że „verbum appellatur appositum. Modi finiti sunt indicativus, imperativus, optativus, coniunctivus" uzupełniając, jak ma to w zwyczaju, te pojęcia przykładami.

Ze składni Liliusa — Erazma zaczerpnął Jan Tucholczyk myśl szeregowania verbum według *ordo*. Sądzi, że będzie to wygodne dla uczącego się, który będzie wiedział, gdzie szukać odpowiedniej reguły, aczkolwiek nie uważa, że *ordines verborum* mają wiele wspólnego ze składnią („...eiusmodi ordines verborum... quamvis parum ad syntaxim sunt"). Dał nam Tucholczyk podwójne ujęcie w tej samej treści. Jedno ujęcie wychodzące od znaczenia słowa bez uszeregowania w *ordo* (21 reguł) i drugie wynikające z podziału *verbum* na *activum, passivum, neutrum* z szeregowaniem według *ordo* (24 reguły).

Znajdujemy również w podręczniku Cerwusa wyraźne ślady korzystania ze składni Henrichmana. Widoczne to jest w zapożyczeniu reguł, jak „adiectivum participiale inter duo substantiva diversorum generum positum priori consentit". Przenosi też Jan z Tucholi same przykłady jak „Verbum factum est caro" lub „Virga tua et baculus tuus ipsa me consolata" nie podając skąd pochodzą, albo przejmując, częściowo je zmienia np. „Masculus visus est puella" na „Clodius visus est mulier" i „Aqua est vinum facta" na „Aqua facta est vinum". Również przejęty jest od Henrichmana pogląd, odnoszący się do podziału czasowników na *activa, passiva* i *neutra* z uwzględnieniem *verbum substantivum* i *verbum vocativum*. Opracowanie składni przez Henrichmana wywarło duży wpływ na podręcznik składni polskiego autora. Fakt zaś, że obydwa podręczniki były używane w tym samym czasie w Akademii Krakowskiej, utwierdza to przekonanie [14]. Widzimy zatem, jak ówczesne poglądy gramatyków, dotyczące nauczania składni czasownika, znajdują odbicie w polskim podręczniku szkolnym.

Równocześnie obok powyższych miejsc znajdujemy wiele przykładów świadczących o samodzielności polskiego autora. Definicja *syntaxis*, mimo że opiera się na definicji Despautera [15] i Melanchtona [16], jest zredagowana obszerniej, nosi znamiona indywidualności. Przedstawia Cerwus nowy wywód, że „syntaxis est triplex — praeceptiva, permissiva et prohibitiva" i podaje, że „concordantia est quadruplex", włączając zgodność interrogativum cum redditivo. Uważając, że „syntaxis est permissiva" wylicza na początku swego wykładu figury gramatyczne (jest ich osiem) i objaśnia je przykładami zaczerpniętymi tylko z autorów klasycznych [17].

---

[14] *Liber diligentiarum Facultatis Artisticae Universitatis Cracoviensis 1487—1563*, curavit W. Wisłocki, Cracoviae 1886, Lata 1533, 1534.

[15] „Syntaxis, quae latine constructio dicitur, est congrua dictionum in oratione ordinatio. Derivatur à συντασσω id est ordino, compono, construo".

[16] „Syntaxis Graeci, nostri constructionem vocant, rationem contexendae orationis, et coniugendarum vocum, ita ut certam sententiam dilucide repraesentent".

[17] „Huius syntaxis permissivae species sunt octo:

1. Appositio, ut Plinius : Syrus Rex omnibus in exercitu suo militibus nomina reddidit.
2. Evocatio, ut Terentius : ego homuncio hoc non facerem.
3. Syllepsis, ut Lucanus : Turba cum paupere mixti.

Umiejętność korzystania z wzorów zagranicznych, a niekiedy polemika z zagranicznymi autorami gramatyk świadczą także o indywidualności Jana Tucholczyka. Przejmując np. pogląd Henrichmana: „Quae quidem verba grammatici alii in ordines distribuerunt, alii in species, reliqui vero in idiomata", uzupełnia go własnym sądem: attamen ea divisione singulorum verborum debitam constructionem non explicaverunt, cum eadem verba et generum et ordinum diversorum esse possunt. Unde eiusmodi ordines verborum ne sit alibi necesse quaerere, quamvis parum ad syntaxim sunt hoc loco breviter inseram". Opracowanie np. składni nazw miast (reguła XII) wskazuje na zupełną samodzielność. W redakcji bowiem tej reguły i przykładach nie można zauważyć wpływu podręczników gramatyk autorów zagranicznych [18].

Samodzielność Cerwusa zaznacza się także w liczbie przykładów i ich wzbogacaniu realiami polskimi. Reguła zgodności rzeczownika z przymiotnikiem jest ilustrowana 44 przykładami, *ordo primus verborum activorum* — 81 czasownikami. Wśród nich znajdują się ułożone samodzielnie, jak np. „Joannes Leopolitanus, Gregorius Schamotulianus, Stanislaus Cracoviensis, Sebastianus Tucholiensis, lectio legitur a praeceptore, ego doceo te timorem domini, puto esse iustum" oraz wiele innych. Wspomniana już składnia nazw miast także obfituje w przykłady własne, odnoszące się do kraju ojczystego: „sum Tarnoviae, decumbit Premisliae, vadit Calisiam, Varsoviam, in Prussiam, in Russiam, habitat in Polonia". Trzeba podkreślić, że autor każdą z reguł objaśnia bardzo dużą liczbą przykładów. Jest to metoda pracy Cerwusa, przeciętnie od 40—50 przykładów do poszczególnych zagadnień syntaktycznych. Ukazywane w nich realia polskie wskazują na samodzielność opracowania podręcznika. Np. dla ilustracji *ablativus absolutus* mamy *exemplum*: „Regnante Sigismundo eius nominis primo octoginta milia Moscorum ad Orsam fluvium ingenti pugna a Lithuanis et Polonis victa sunt". Przy rekcji

---

4. Prolepsis, ut Ovid, : Dissimiles, his vir et ille puer.
5. Zeugma, ut Virg. : Huc ades o Meliboee caper tibi salvus et haedi.
6. Synthesis, ut Plaut. : Postquam rediere veri Amphitruo et Sofia uterque deluduntur dolis mirum in modum.
7. Synecdoche, ut Sallust. : Antonius pedibus aeger in proelio adesse nequibat.
8. Antiptosis, ut Persius : Vos o patritius sanguis pro patritie".

[18] Regula XII: „Quotlibet verbum signicans activum, sive quietem in loco adsciscit nominativa civitatum primae et secundae declinationis singularis numeri genetivo casu, ut sum Tarnoviae, moratur Basileae, posuit Tarenti, vivit Rhodi, decumbit Premisliae. I — sin vero fuerint tertiae declinationis aut pluralia tantum iunguntur verbis in ablativo. Simili modo haerent verbis quatuor appellativa: domi, belli, miliciae, humi, ruri. II — Omne verbum significans motum ad locum adsciscit nomina civitatum in accusativo sine praepositione, ut misit me Athenas, vadit Calisiam, refero me Philippos. Horum syntaxim sequuntur duo appellativa rus et domum. Verg. Nonnumquam gravis aere domum mihi dextera redibat. Terent. Ego rus ibo atque ibi manebo. III — Quodvis verbum significans motum de loco et per locum adsciscit nomina civitatum in ablativo citra praepositionem, ut proficiscitur Luceria, exit Lugdano, discedit Herbipoli, transiit Pariisiis". Henrichman daje opracowanie składni nazw miast w De Latinitate adverbiorum — ks. IV. Lilius — Erazm w Ordo septimus, rozdz. „de constructione verbi cum genetivo". Melanchton w rozdz. „Urbium nomina".

ablativus: „Sigismundus Dei gratia rex Poloniae id est ex Dei gratia". Dla stosowania słów *dico, appello* w stronie biernej: „Regina dicitur Bona" lub „fluvius appellatur Varta". Dla superlatiwu przymiotnika: „Petrus Tomitius est doctissimus Polonorum vel populi Poloni". Regułę *interrogativum cum redditivo* objaśnia autor przykładem: „qualis fuit Cicero, talis est Erasmus Roterodamus". Relativum accidentis ma przykład: „tanta est turris Vilnae quanta Cracoviae".

Nie tylko na przykładach własnych naucza Jan z Tucholi składni. Znajdujemy obok nich także ogromną liczbę cytatów [19] z autorów klasycznych jak: Wergiliusz, Owidiusz, Plaut, Marcjalis, Terencjusz, Cezar, Cyceron, Seneka. Nie gardzi Tucholczyk nawet przykładem z *Disticha Catonis*: „legere et non intelligere negligere est". Natomiast takie przykłady jak „Tu doceris a praeceptore litteras graecas" i „discipulus docetur a praeceptore litteras hebraeas" mogą świadczyć o zainteresowaniach Polaka tymi językami.

*Syntaxis* Jana z Tucholi jako pierwsze opracowanie przez polskiego nauczyciela wprawdzie opiera się na obcych wzorach, ma jednak dużo cech świadczących o samodzielności autora, który wybierając to, co uważa za najlepsze, stara się wzbogacać realiami polskimi i dostosowuje do potrzeb nauczania w Polsce. Dzięki zaś przykładom nawiązującym do ówczesnych ludzi i czasów dzieło jest związane z okresem, w którym powstało.

Podręcznik ten wraz z ćwiczeniami sprawdzającymi wiadomości, zawartymi w oddzielnym tomie pt. *Quaestiones de declinatione et constructione octo orationis partium* [20] stanowił doskonałą pomoc w nauczaniu składni. Jasność i przystępność wykładu niewątpliwie przynosiły efekty dydaktyczne.

Warszawa

## "SYNTAXIS" BY JAN OF TUCHOLA

### Summary

Research in the field of reception of Greco-Latin civilization in Poland includes, among others, Latin grammar textbooks which have been used in Polish schools. An analysis of Latin textbooks confirms the conviction that a school textbook reflects intellectual trends of the epoch. The teaching of Latin grammar in Poland had always been related to the development of European science. In the first quarter of the 16th century the authors of syntax textbooks tried to

---

[19] Terentius: Nunc uxore opus est.
Seneca: Det ille veniam cui venia est opus.
Ovidiusz: Aurea prima sata est aetas quae vindice nullo sponte sua sine lege fidem rectumque colebat.
Horatius: Rem tentare pudor, quam vires ferre recusant.
Vergilius: Nonnumquam gravis aere domum mihi dextera redibat.
Caesar: Legatos ad Caesarem mittunt rogatum auxilium.
Cicero: Sic enim sentio maximo in periculo rem esse.

[20] Cervus Tucholiensis Joannes, *Quaestiones de declinatione et constructione octo orationis partium*, Kraków 1533, Sygn. BN.XVI.0.377,378.

present the rules of spoken and written Latin in a practical way. They rendered the interpretation of syntactic problems either by Priscian or Alexander de Villa Dei illustrating the exposition of rules with excerpts from ancient writers. In this way two types of textbooks were created which took as a basis, to a less or a greater extent, Priscian or Alexander. There was also the third type of textbooks which reflected the author's interpretation influenced by a given circle of scholars. Even though they followed the guidelines of classical textbooks, the Polish authors revealed individual ideas of their own.

The first textbook of syntax written by a Polish author Jan of Tuchola deserves special regard. His work *Institutiones grammaticae* published in Cracow in 1533 consists of three volumes. Volume 2 — *Syntaxis* — makes a separate whole, and is divided into 10 chapters: de constructione: nominum, pronominum, verborum, gerundiorum, supinorum, participiorum, adverbiorum, praepositionum, coniunctionum, interiectionum. The structure of *Syntaxis* is similar to that of syntax textbooks by Henrichman, Despauter, Erazm and Melanchton. Having adopted the terms used by the scholars mentioned above, Jan of Tuchola makes selection of contents and introduces his own vocabulary in explication of rules. Following Despauter Jan of Tuchola presents his opinions using a table expanded with examples either of his own or from Ovid and Vergil. This is the first, though partial, attempt to present syntax in a table.

Competent adoption of foreign ideas as well as occasional polemics with foreign authors speak for individuality of Jan of Tuchola. His independence can be noted in his definition of syntax and in a great number of examples illustrating a syntactic problem which also refer to Polish reality. He teaches syntax not only using his own examples; numerous quotations from the classical writers can be found in his work.

*Syntaxis* is thus the first textbook written by the Polish scholar who, though following foreign models, leaves his individual trace, chooses those solutions which he regards as the best, and adapts them to the teaching conditions in Poland.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# DIE IDEE DES DICHTERISCHEN SCHÖPFERTUMS IN DER RENAISSANCEPOETIK *

Von

GODO LIEBERG

Die Antike betrachtete die Dichtung wesentlich als Nachahmung der sinnlichen Wirklichkeit, wie es Platon tat, oder als Nachahmung des in der Wirklichkeit Möglichen, wenn auch nicht faktisch Vorkommenden, wie Aristoteles lehrte. Eine radikale Änderung erfolgte erst unter dem Eindruck der christlichen Vorstellung von Gott als dem Schöpfer der Welt und des Menschen. In der Renaissance verbindet sich dieser Gottesbegriff mit einer hohen Auffassung von der Würde des Menschen.

Schon in der frühen Renaissance finden sich Ansätze, den Dichter als Schöpfer anzusehen. So bei Boccaccio, der in seinem wohl erst 1374 endgültig abgeschlossenen Werk *De genealogiis deorum gentilium* [1] die Dichtung (*poesis*) als „Leidenschaft der Erfindung" (*fervor inveniendi*) definiert, welche nur wenigen Geistern in ihrem Schaffen zuteil werde [2]. Boccaccio bezeichnet das geistige Schaffen als *creatio*, die bei den antiken christlichen Autoren und dann im Mittellatein vor allem das schöpferische Wirken Gottes und dessen Schöpfung, die Welt, meint [3]. Mit dem Gebrauch von *creatio* impliziert also Boccaccio vielleicht eine Analogie von dichterischer Tätigkeit und schöpferischem Handeln Gottes. Wie der Autor weiter ausführt, gehört es zu den Wirkungen des poetischen *fervor*, „seltsame und noch nie dagewesene Erfindungen auszudenken" [4]. Damit ist offenbar gemeint, daß der Dichter sich

---

* Dieser Aufsatz ist die geringfügig erweiterte und mit Anmerkungen versehene Fassung eines Vortrags, den ich auf Einladung von Prof. J. Starnawski am 4.6.1987 an der Universität Łódź gehalten habe. Für den Hinweis auf das Anm. 94 genannte Werk von W. Tatarkiewicz bin ich Prof. S. Zabłocki dankbar.

[1] XIV 7 Anfang. In: G. Boccaccio, *Opere in versi*, a cura di P. G. Ricci, Milano-Napoli 1965, S. 940.

[2] Ibidem, „paucis mentibus... in creatione conceditur".

[3] Vgl. A. Blaise, *Dictionnaire latin-francais des auteurs chrétiens*, Turnhout 1954, S. 228: *creatio* = création (du mode ~κτίσις); so bei Hieronymus und Isidor. Auch: chose créée, créature (~κτίσμα). A. Blaise, *Lexicon Latinitatis Medii Aevi,* Turnholti 1986, S. 261.

[4] Boccaccio, *aa O.* S. 940. „peregrinas et inauditas inventiones excogitare".

in seiner Phantasie Dinge vorzustellen vermag, die in der Wirklichkeit nicht vorkommen [5].

In der Abhandlung *De pictura*, deren erste lateinische Version aus dem Jahre 1453 stammt, schreibt Leon Battista Alberti [6] der als Lehrerin aller Künste betrachteten Malerei [7] „eine göttliche Kraft" (*vis divina*) zu [8]. So komme es, wie es in der italienischen Fassung heißt, daß die Werke eines hervorragenden Malers angebetet würden und der Maler selbst als „ein anderer Gott" („un altro iddio") gelte [9]. Im lateinischen Text steht vorsichtiger: Die Maler erkennen aus der ihren Werken gezollten Bewunderung, daß sie Gott fast sehr ähnlich sind [10]. Die von den großen Malern geschaffenen Gemälde sind also für Alberti so vortrefflich, daß sie den vollkommenen Werken Gottes angenähert werden können. Der Gedanke, der Künstler, den Alberti bezeichnenderweise *artifex* nennt [11], nähere sich dem Schöpfertum Gottes, ist hier also schon vorausgesetzt. Es handelt sich demnach nicht nur, wie Tigerstedt glaubt [12], um einen übertreibenden Ausdruck für den Ruhm des Malers. Vielmehr kann Alberti den großen Maler mit Gott vergleichen, weil er ihm die Fähigkeit zuschreibt, in seinem geistigen Auge „die Idee der Schönheiten" (l'idea delle bellezze), wie er platonisierend sagt, zu erkennen [13]. Auf Grund dieser Fähigkeit kann der Maler die Natur durch die Kunst vervollkommnen [14].

Marsilio Ficino, der führende Kopf der Academia Platonica von Florenz, ist in seiner zwischen 1469 und 1474 entstandenen *Platonica theologia de immortalitate animorum* nicht soweit gegangen, den Künstler einen anderen Gott zu nennen. Doch wird er nicht müde, den Menschen bzw. dessen Seele in

---

[5] Der ganze Passus ist deutlich nach Cicero, *De orat.* I 31, 142, gestaltet, wo die fünf Verarbeitungsphasen der Rede unterschieden werden. Dem Ausdruck „peregrinas et inauditas inventiones excogitare" entspricht aber bei Cicero nur „reperire primum quid diceret", was auf das Ausfindigmachen von Beweisgründen (*argumenta*) von Seiten des Redners geht. Daraus entsteht bei Boccaccio der viel weitergehende Gedanke, daß die dichterische Vorstellungskraft schöpferisch tätig ist und der Dichter die Wahrheit mythologisch zu verhüllen weiß.

[6] L. B. Alberti, *De pictura*, a cura di C. Grayson, Roma-Bari 1980, S. XIV.

[7] *Aa O.* S. 47.

[8] *Aa O.* S. 45.

[9] *Aa O.* S. 46.

[10] *Aa O.* S. 47: „deo se paene simillimos esse intelligant". Die Ernsthaftigkeit des Vergleichs erhellt daraus, daß Alberti den absoluten Superlativ *simillimos* in logisch nicht korrekter Weise durch das Adverb *paene* abschwächt. Er ist sich also des im Vergleich liegenden Wagnisses bewußt.

[11] *Aa O.* S. 45.

[12] E. N. Tigerstedt, *The Poet as Creator: Origins of a Metaphor*, Comparative Literature Studies V 1968, S. 475.

[13] *L. A. Albertis kleinere kunsttheoretische Schriften*, hg. H. Janitschek, Wien 1877, S. 151. (in der Anm. 6 zitierten Ausgabe S. 96–97). Da heißt es: „Fugge gl'ingegni non periti quella idea delle bellezze, quale i bene essercitatissimi appena discernono" = „Fugit enim imperitos ea pulchritudinis idea quam peritissimi vix discernunt".

[14] Vgl. E. Panofsky, *Idea. Contributo alla storia dell'estetica*, traduzione di E. Cione, Firenze 1975. S. 42–43, 45 und 49.

die Nähe Gottes zu rücken. Indem er danach trachtet, alles zu werden [15], strebt der Mensch für Ficino danach, Gott zu werden [16]. In diesem Streben beginne die menschliche Seele geradezu, Gott zu werden (*Deus fieri*). Ja, der menschliche Geist werde irgendeinmal irgendwie alles und damit zu einer Art Gott werden (*Deus quidam evadere*) [17]. Er könne sogar schon als eine Art Gott gelten, da er, Gott ähnlich, für alles Lebendige und nicht Lebendige Sorge trage [18]. Die menschliche Seele sei göttlich, insofern sie in den Künsten (*artes*) mit Gott wetteifere [19]. In den Künsten, betont Ficino, ahmt der Menschengeist die Werke Gottes nach und bringt so alles nach Art Gottes hervor [20]. Die göttliche Natur des menschlichen Geistes ist ihm zufolge auch in der dem Menschen eigentümlichen und dem Tier fehlenden Fähigkeit zu sprechen und zu schreiben deutlich [21]. Trotz dieser hohen Auffassung vom Menschen betrachtet Ficino den Dichter nicht als Schöpfer. Ausdrücklich erklärt er, kein Geschöpf schaffe etwas. Das Machen aus dem Nichts sei Gott vorbehalten [22]. Von Platons *Ion* und *Phaedrus*, wie er selbst sagt, beeinflußt, hält er die berühmten Dichtwerke nicht für Erfindungen der Menschen (*hominum inventa*), sondern für Geschenke des Himmels (*coelestia munera*). Dementsprechend könne sich in der Dichtung nur auszeichnen, wer in seiner Kunstfertigkeit durch die von Gott eingegebene Erregung unterstützt werde [23]. So läßt Ficino auch in *De divino furore* die Dichtung sehr nahe an die göttliche Natur (*divinitas*) herankommen, insofern die Dichtung dem menschlichen Geist eine der himmlischen Ambrosia ähnliche Nahrung reiche [24]. Dies aber sei nur möglich, wenn der Dichter, wie es unter Berufung auf Platon heißt, durch Eingebung der Musen vom dichterischen Wahnsinn (*poeticus furor*) erfaßt werde. Davon, daß der Mensch als Dichter etwas schaffe, ist und kann nicht die Rede sein. Der von der himmlischen Inspiration ergriffene Dichter drückt nach Ficino nur göttliche Gedanken (*divinos sensus*) aus und ahmt die himmlische Harmonie nach [25]. Offenbar hat die platonische Lehre vom göttlichen Wahnsinn Ficino daran gehindert, seine Auffassung vom Menschen allgemein konsequent auch auf den Dichter anzuwenden. Wenn nämlich für ihn der

---

[15] M. Ficinus, *Opera*, Basileae[2] 1576, Nachdruck Torino 1962: *Platonica theologia*... XIV 1, p. 305: „anima Deus fieri nititur".

[16] *Aa O.* XIV 3, p. 310 („intellectus hominis) nititur Deus fieri..., dum nititur omnia fieri".

[17] *Aa O.* XIV 3, p. 311.

[18] *Aa O.* XIII 3, p. 296.

[19] *Aa O.* XIII 3, p. 298.

[20] *Aa O.* XIV 4, p. 311.

[21] *Aa O.* XIII 3, p. 298.

[22] *Aa O.* V 13, p. 147: „ex nihilo autem aliquid facere, Dei solius est proprium... Ergo nulla creatura creat aliquid, nec iniuria".

[23] *Aa O.* XIII 2 (*de poetis*), p. 287.

[24] *Aa O.* p. 614 (in der *Epistula de divino furore* von 1457): poesis...ad divinitatem propius accedere videatur".

[25] *Aa* O. p. 614: „Hanc Plato graviorem musicam poesimque nominat, efficacissimam harmoniae coelestis imitatricem... (Plato) censet...poetas, qui coelesti inspiratione ac vi rapiuntur...divinos saepenumero Musis afflatos sensus expromere".

Mensch in und durch die Künste mit den Werken Gottes wetteifert, hätte er folgerichtig auch den Dichter als Schöpfer mit Gott vergleichen können.

Diesen Schritt hat erst sein älterer Freund Christoforo Landino in seiner *Praefatio in Virgilio* von 1462 getan[26]. Dort weist er auf den aus dem Griechischen kommenden Namen poeta für Dichter und das entsprechende Verbum ποιεῖν hin, das machen (*facere*) bedeute. Wie Landino weiter sagt, haben die Dichter diesen Namen, der auf alle Schriftsteller gepaßt hätte, wegen „ihrer wunderbaren Redekunst" und „ihrer fast unermeßlichen Gegenstandsfülle" für sich allein beansprucht[27]. In der Einleitung zu seinem Kommentar von Dantes *Divina commedia* aus dem Jahre 1481 beschäftigt sich dann Landino genauer mit Wesen und Ursprung der Dichtung[28]. Dort kommt er auf das Verbum ποιεῖν (piin) zurück und macht es zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Danach steht ποιεῖν in der Mitte zwischen dem Gott eigentümlichen Schaffen (*creare*) aus dem Nichts und dem bloßen Machen (*fare*). Dieses bezeichnet die künstlerische Tätigkeit des Menschen, wenn er aus Materie und Form etwas zusammensetzt[29]. Das Gebilde (*figmento*)[30] des Dichters kommt nicht völlig aus dem Nichts. Trotzdem nähert es sich sehr dem *creare*, auch wenn es vom *fare* ausgeht. Es folgt ein Vergleich zwischen Gott und dem Dichter, der vielleicht vom platonischen *Timaeus* angeregt ist. Gott, so heißt es, ist der höchste Dichter und die Welt sein Gedicht[31]. In Anspielung auf ein Wort aus dem alttestamentlichen *Buch der Weisheit*[32] wird von Gott gesagt, er ordne seine Schöpfung (*creatura*) nach Zahl, Maß und Gewicht.

---

[26] *Ch. Landini praefatio in Virgilio habita in gymnasio Florentino 1462*, hg. von M. Lentzen, *Studien zur Dante-Exegese Ch. Landinos*, Köln-Wien 1971, S. 235–236.

[27] *Aa O.* 236: „mirifico quodam dicendi artificio" und „infinita paene rerum copia". Landino scheint hier von Platon beeinflußt zu sein: *Symp.* 205 b, 8 – c, 9. Dort wird ausgeführt, daß die ποίησις ihrer Grundbedeutung nach auf alle Handwerker zu beziehen sei. Der Sprachgebrauch bezeichne hingegen allein den Dichter als ποιητής.

[28] *Comento di C. Landino... sopra la comedia di Dante Alighieri*, Firenze 1481, 8$^{v}$.

[29] Die Unterscheidung von *materia* und *forma* geht letztlich auf das aristotelische Begriffspaar ὕλη und εἶδος (oder μορφή) zurück, das seinerseits schon im platonischen *Timaeus* vorgebildet ist.

[30] *figmento* kommt vom lateinischen *figmentum*. Zur Bedeutung vgl. Gellius, der es 20,9,1 auf die Schöpfung von Worten (*verborum*) bezieht. Bei Landino scheint *figmento* das Resultat der Schöpfung, also das Dichtwerk, zu bezeichnen.

[31] Der Weltbaumeister heißt im *Timaeus* ποιητὴς καὶ πατὴρ τοῦ παντός (28 c) und auch einfach ὁ ποιῶν (76 c.) Allerdings schafft er nicht wie der christlich-jüdische Gott die Welt aus dem Nichts. Er bringt vielmehr nur Ordnung in die sich ungeordnet bewegenden Sinnendinge. Er tut es im Hinblicken auf das Vorbild (παράδειγμα) des nicht gewordenen, sich ewig gleich bleibenden Seienden, mit dem nach R. G. Bury (Ausgabe des *Timaeus*, London 1929 (1961), S. 7) die Idee des Guten gemeint ist. Dementsprechend ist die so zustandekommende Welt nur ein Abbild (εἰκῶν) des Vorbildes. Vgl. *Timaeus* 28 a, c; 29 b; 30 a. Im übrigen ist vom Dichter hier nicht die Rede. Zu dem Vergleich zwischen Gott und Dichter gelangt erst Landino, indem er ποιητής und ποιεῖν im Sinne von Dichter und dichten mit den gleichen, aber im *Timaeus* auf den Weltbaumeister bezogenen Termini in Verbindung bringt.

[32] *Liber Sapientiae* 11, 21 heißt es von Gottes Schöpfungstat: „omnia in mensura et numero et pondere disposuisti".

Diese Ordnungsprinzipien gälten auch für den Dichter. Dieser setze nämlich sein Gedicht nach dem Maß der Silben und dem geistig-seelischen Gewicht von Gedanken und Gefühlen zusammen. Das sich dem *creare* nähernde Schaffen des Dichters scheint also für Landino im Bau von Versen und im Ausdruck von Gedanken und Gefühlen zu bestehen.

In seinem Horazkommentar von 1482 sucht Landino erneut das Wesen des Dichters zu bestimmen, ohne dabei ausdrücklich auf die griechischen Termini ποιητής und ποιεῖν zu rekurrieren [33]. Allerdings sieht er die hohe Stellung des Dichters in dem Namen *poeta* bezeichnet. Diesem könnten die Dichter nur gerecht werden, wenn sie das nur menschliche Wesen, die *humanitas*, überstiegen und eine Mittelstellung zwischen Gott und Mensch einnähmen. Der Dichter schaffe zwar nicht wie Gott aus dem Nichts, aber, von göttlichem Wahnsinn inspiriert, scheine er doch fast aus dem Nichts großartige und bewundernswerte Dinge hervorzubringen. Worum es sich dabei handelt, wird nicht weiter erklärt. Deutlicher drückt sich Landino in seinem Vergilkommentar von 1487 aus, der die Einleitung zum Dante-Kommentar aufnimmt und präzisiert [34]. Zunächst wird klargestellt, daß der Mensch im Gegensatz zu dem aus dem Nichts schaffenden Gott nur aus einer ihm vorliegenden Materie etwas bilden (*efficere*) kann. Das gelte auch für den Dichter. So habe sich Vergil als Materie seines Epos die Irrfahrten und Kriege des Aeneas ausgesucht. Doch habe er diesem aus der Geschichte stammenden Gegenstand aus dem Nichts in verborgener Weise und unvermerkt bestimmte Gedanken von größter Tiefe eingefügt, d.h. vor allem die Vorstellung, daß der Mensch allmählich unter Ablegung von Torheit und Irrtümern zum höchsten Gut gelangen könne. Deswegen hätten die Griechen ποιητής als Namen des Dichters von ποιεῖν abgeleitet. Ποιεῖν aber bedeute bald etwas aus etwas machen, bald etwas aus dem Nichts schaffen (*creare*). Letzteres sei, wie Landino unter Zitierung von *Genesis* I 1 hinzufügt, Gott eigentümlich, der am Anfang Himmel und Erde aus dem Nichts geschaffen habe. So benutzt Landino die semantische Ambivalenz von ποιεῖν, um dem Dichter eine mittlere Position zwischen Gott und Mensch anzuweisen [35]. Die Schaffenskraft des Dichters sieht er in dessen Vermögen, geschichtlichen Ereignissen einen allegorischen Sinn beizulegen. Die von Ficino nur dem Menschen schlechthin zugewiesene gottähnliche Stellung wird also erst von Landino auch speziell für den Dichter in Anspruch genommen [36].

Wenn sich Landino für die Schaffenskraft des Dichters auf ποιεῖν und ποιητής beruft, so ist das nur unter Voraussetzung des jüdisch-christlichen

---

[33] *Ch. Landini in Q. Oratii Flacci carmina interpretationes*, Florentiae 1482, p. 157ᵛ.

[34] *Ch. Landini...in P. Vergilii interpretationes*, Florentiae XV. Calen. aprilis 1487 (Vor Beginn des *Aeneis*-Textes. Die Seitenangaben fehlen).

[35] In diesem Sinne äußert sich auch Tigerstedt, *aa O.* S. 459.

[36] Vgl. Tigerstedt, *aa O.* S. 475: „But what Ficino says of man, Landino says of the poet. This emphasis of the poet's unique position among other men and the bold wording seem to be the personal contributions of Christoforo Landino".

Gottesbegrifs möglich. Insofern man dem jüdisch-christlichen Gott das ποιεῖν im Sinne des Schaffens aus dem Nichts zuspricht, kann auch der Dichter qua ποιητής als eine Art Schöpfer konzipiert werden. Dem klassisch-heidnischen Griechentum war diese Auffassung des Dichters fremd, mußte sie fremd sein, da es keinen Gott kannte, der die Welt in einem grandiosen Schöpfungsakt aus dem Nichts erzeugt hätte. So versteht Platon im *Symposium*[37] zwar ποίησις als Ursache für den Übergang vom Nichtsein zum Sein, aber er bezieht diesen Vorgang auf das Tun des Handwerkers, der einer Materie Gestalt verleiht. Der Sprachgebrauch habe den Terminus auf die Dichter (ποιηταί) eingegrenzt, die Platon damit als bloße Macher im Bereich der dichterischen Technik versteht, besonders als Macher von Versen. Im *Phaedon*[38] wird ergänzend das ποιεῖν des Dichters auf μῦθοι, also auf das Ersinnen fiktiver Geschehensabläufe, bezogen, welche im *Gorgias*[39] als bloße Erfindungen von der durch den Logos eröffneten Seinswirklichkeit abgesetzt werden. Im *Timaeus* heißt zwar der Weltbaumeister ποιητὴς τοῦ παντός[40], Macher von allem, aber ein Vergleich mit dem Dichter wird nicht gezogen. Der platonische Weltbaumeister ist auch kein aus dem Nichts schaffender Gott. Vielmehr gibt er nur dem Chaos Gestalt und bildet so ein Abbild (εἰκών) eines ewigen Paradeigmas. Im übrigen konnte Platon nicht wissen, daß ποιεῖν ursprünglich nicht einfach generell 'machen' bedeutet, sondern spezieller das Aufhäufen und Zusammenfügen von Materialien, besonders von Seiten des Handwerkers oder des bildenden Künstlers, bezeichnet. Von seiner Grundbedeutung her war also nicht vorauszusehen, daß ποιεῖν einmal das Schaffen aus dem Nichts bedeuten sollte[41].

Wir kommen nun zu Girolamo Fracastoro, der in seiner Wesensbestimmung der Poesie die platonischen Richtungen der Frührenaissance mit den aristotelischen Strömungen des 16. Jahrhunderts verbindet. Wegen dieser ausgleichenden Tendenz wurde sein 1553 geschriebener *Naugerius sive de poetica dialogus*, etwa von B. Croce, als eine der vollständigsten Darstellungen der Renaissanceästhetik bewertet[42].

Der für uns relevante Passus beginnt mit einem Bekenntnis zu Aristoteles, nach dem der Dichter nicht das Einzelne[43], sondern das Allgemeine be-

---

[37] 205 b, 8–c, 9.

[38] 61 b, 4.

[39] 523 a, 1–3.

[40] 28 c.

[41] Mehr zum Gedanken des dichterischen Schöpfertums in der Antike in meinen Büchern *Poeta Creator. Studien zu einer Figur der antiken Dichtung*, Gieben, Amsterdam 1982, S. 159 ff., und *Zu Idee und Figur des dichterischen Schöpfertums*, Selbstverlag, Bochum 1985, S. 4–6 und 95 ff.

[42] Vgl. *dtv. Kindlers Literatur-Lexicon*, München 1974, 15, 6644. Der *Naugerius* erschien zum ersten Mal in den *Opera omnia* Fracastoros, Venetiis 1555. Diesen Text hat M. W. Bundy in: „University of Illinois Studies in Language and Literature" IX, Nr. 3, Urbana, Ill. 1924, eingeleitet und zusammen mit einer englischen Übersetzung von R. Kelso wieder veröffentlicht. Der von uns besprochene Abschnitt stammt aus den Kapiteln 115–116 und steht bei Bundy, S. 158–159.

[43] Bei Fracastoro steht *singulare*, womit der Ausdruck τὰ καθ' ἕκαστα im 9. Kapitel der aristotelischen *Poetik* (1451 b, 8) wiedergegeben wird.

denkt[44]. Dementsprechend sei der Dichter einem Maler vergleichbar, der nicht die einzelnen Gesichtszüge und Körperteile eines bestimmten Menschen nachahme, sondern nach geistiger Betrachtung der vollkommen schönen Idee seines Schöpfers die Dinge so mache, wie sie sein sollten[45]. Dieser Aussage liegt die besonders von Augustin und Thomas von Aquin ausgebildete Lehre zugrunde, nach der die Ideen, von denen Platon handelt, nicht für sich existieren, sondern dem Geist Gottes innewohnende vernünftige Vorstellungen sind, denen gemäß dieser alle Dinge schafft[46]. Der Dichter, meint Fracastoro, ahmt also die Idee eines Dinges nach, wie sie in Gott enthalten ist, nicht jedoch das konkrete Einzelding, wie es in der äußeren Wirklichkeit vorkommt. Der Dichter verwende alle poetischen Schmuckmittel, besonders die Figuren, und verleihe so einem bestimmten Ding die volle Schönheit, die ihm gebühre. Dies könne, glaubt Fracastoro, der Dichter tun, indem er sich in freier Kunstübung eine Idee, eine Vorstellung, von universaler Schönheit mache[47]. So ahmt der Dichter, wie es abschließend heißt, eine reine, unvermischte Idee nach, welche in die ihr eigene Schönheit gekleidet ist, was Aristoteles das Allgemeine nennt. Man sieht, daß hier der Begriff Idee in einem doppelten Sinne gebraucht wird. Es ist einmal die in Gott existierende Idee, die der Dichter geistig anschaut. Zugleich aber muß er diese Idee auch in sich selbst erzeugen (*ideam faciens*). Dabei umkleidet er sie mit dem Schmuck der ihr angemessenen poetischen Figuren. Auf diese Weise wird die in Gott wohnende schöne Idee eines Dinges dichterisch-anschaulich reproduziert und so das von Aristoteles für die Poesie in Anspruch genommene Allgemeine getroffen. In Fracastoros ästhetischer Theorie verbinden sich also in origineller Weise platonische, aristotelische und christliche Elemente.

Sechs Jahre nach Fracastoros *Naugerius* erscheint posthum 1561 die *Poetik* von Julius Caesar Scaliger[48]. Nach Scaliger unterscheidet sich die Dichtkunst dadurch von der Geschichtsschreibung, daß sie nicht nur die tatsächlich existierenden Dinge mit Worten nachahmt, sondern auch die nicht vorhandenen Dinge so, als ob sie vorhanden wären, darstellt. Die Poesie vermöge

---

[44] Bei Fracastoro steht *universale*, dem bei Aristoteles, *aa O.* (1451 b, 7) τὰ καθόλου entspricht.

[45] Der Text lautet: poeta vero...pulcherrimam ideam Artificis sui contemplatus, res facit, quales esse deceret.

[46] Vgl. für Augustin *Liber octoginta trium quaestionum, quaestio* 46. Danach haben die *ideae* als *rerum omnium creandarum creatarumve rationes* zu gelten, welche *in divina mente continentur*. Thomas von Aquin, der sich wiederholt auf Augustin beruft, stellt *Summa theologiae* I, qu. XV (*de ideis*), art. 2, fest: „oportet quod in mente divina sint propriae rationes omnium rerum". Zu dieser Lehre und ihren Vorstufen bei Philon und Plotin vgl. Panofsky, *aa O.* S. 26–30 und 111–116.

[47] Der Text lautet: „vult quidem (poeta)...loqui, non quantum...satis est ad explicandam rem...,verum ideam sibi aliam faciens liberam et in universum pulchram, dicendi omnes ornatus, omnes pulchritudines quaeret, quae illi rei attribui possent".

[48] *Iulii Caesaris Scaligeri Poetices libri septem*, Lugduni 1561. Diese Ausgabe hat keine Seitenzählung.

auch zu veranschaulichen, wie das Nichtvorhandene sein könnte oder müßte[49]. Die anderen Literaturgattungen – Philosophie, Redekunst und Geschichtsschreibung – stellen für Scaliger die Dinge selbst so dar, wie sie tatsächlich sind[50]. Darauf heißt es wörtlich: „Der Dichter stellt sowohl eine andere Natur dar als auch sogar mehr (menschliche) Schicksale (als in der Wirklichkeit gegeben sind). Und er macht sich vollends eben dadurch zu einer Art anderem Gott; denn von dem, was der Schöpfer von allem (Gott) geschaffen hat, davon sind die übrigen Wissenschaften (d.h. hier Künste) gleichsam die Schauspieler. Die Dichtkunst aber scheint, indem sie das Seiende großartiger (als es ist) und den Schein dessen darstellt, was nicht ist, gewiß die Dinge selbst nicht, wie die anderen (Künste), gleichsam als Schauspieler, zu erzählen, sondern wie ein anderer Gott zu schaffen"[51]. Die übrigen *artes*, d.h. Literaturgattungen, berichten von der Wirklichkeit. Ihre Vertreter werden als Schauspieler betrachtet, welche die Wirklichkeit wie in einer dramatischen Handlung reproduzieren. Der Dichter dagegen bringt eine zweite Natur, eine zweite Form von Wirklichkeit, hervor und kann so als eine Art zweiter Gott gelten. Hatte Ficino den Menschen allgemein in seinem erfolgreichen Streben, Gott zu werden, charakterisiert, so zieht nun Scaliger aus Landinos Behauptung, der Dichter nähere sich der Schaffensweise Gottes an, die Konsequenz, daß der Dichter sozusagen ein anderer Gott sei. Scaliger greift auch Landinos Argument vom ποιεῖν des Dichters auf. Der Dichter, so sagt er, trage einen Namen, den er mit Gott gemeinsam habe, ποιητής, und die Griechen hätten diesen Namen in höchst angemessener Weise nach dem Verbum ποιεῖν gebildet[52]. Diese Ableitung bestätigt für Scaliger die Auffassung des Dichters

---

[49] *Aa O.* I 1: „Hanc autem poesim appellarunt, propterea quod non solum redderet vocibus res ipsas quae essent, verum etiam quae non essent, quasi essent, et quo modo esse vel possent vel deberent, repraesentaret". Dem esse...deberent entspricht bei Fracastoro, *Naugerius, aa O.* S. 158: „poeta...res facit, quales esse deceret". Ob Scaliger von Fracastoro beeinflußt ist, läßt sich nicht entscheiden, da nicht feststeht, ob Scaliger das drei Jahre vor seinem Tode (1558) erschienene Werk Fracastoros bei der Abfassung der *Poetik* schon kannte. Jedenfalls erwähnt er es mit keinem Wort.

[50] *Aa O.* I 1:... „res ipsas uti sunt, repraesentant". Im gleichen Sinn schreibt Fracastoro, *aa O.* S. 159: „Ii enim singulare imitantur, hic est rem nudam, uti est",...

[51] *Aa O. I 1*: „At poeta et naturam alteram, et fortunas plures etiam (repraesentat): ac demum sese isthoc ipso perinde as Deum alterum efficit. Nam quae omnium opifex condidit, eorum reliquae scientiae tanquam actores sunt. Poetica vero, cum et speciosius quae sunt, et quae non sunt, eorum speciem ponit: videtur sane res ipsas, non ut aliae (artes vel scientiae), quasi Histrio, narrare, sed velut alter Deus condere". In *fortunas plures* steht *plures* im komparativischen Sinne und kann also mit *quam in rebus gestis inveniuntur* ergänzt werden. Die unklassische Bedeutung von *plures = complures* gibt hier dagegen keinen Sinn. *scientiae* ist offenbar gleichbedeutend mit *artes* gebraucht, da auch die *poetica* (*ars*) als *scientia* aufgefaßt wird, wie aus *reliquae* vor *scientiae* hervorgeht.

[52] *Aa O.* I 1 heißt es weiter im Anschluß an das vorige Zitat: „unde cum eo (Deo) commune nomen ipsi (arti poeticae) non a consensu hominum, sed a naturae providentia inditum videatur. Quod nomen Graeci sapientes ubi commodissime παρὰ τὸ ποιεῖν effinxissent: miror maiores nostros sibi tam iniquos fuisse: ut Factoris vocem, quae illam (artem poeticam) exprimeret, maluerint olearíorum cancellis circumscribere". Scaliger übersetzt also ποιητής mit *factor*, wie das

als eines zweiten Gottes. Doch versteht Scaliger das schöpferische Handeln des Dichters nicht in einem streng ontologischen Sinne. Genau genommen, ist nämlich für ihn die vom Dichter hervorgebrachte zweite Natur eine Welt des Scheins, nur eine *species eorum, quae non sunt*, nicht ein neues Sein, oder nur eine Verschönerung der seienden Dinge. Die Gebilde des Dichters sind so faszinierend, daß sie zu sein scheinen, obwohl sie doch eigentlich nicht sind [53].

Auch George Puttenham geht in seinem Buch *The Arte of English Poesie* von 1589[54] von ποιεῖν im Sinne von dichten aus. Diese Bezeichnung sei passend, da der Dichter in der Tat ein maker, ein Macher, sei. Diese Überlegung führt zu einem mit allem Respekt, wie betont wird, durchgeführten Vergleich zwischen Gott und dem Dichter, der auf Landino zurückweist. Gott habe die Welt in seiner göttlichen Vorstellungskraft (*imagination*) mühelos aus dem Nichts gemacht. Ebenso mache und erfinde der Dichter aus seinem Geist (*braine*) heraus Form und Gegenstand seines Gedichts, und zwar ohne sich wie der Übersetzer auf ein fremdes Vorbild zu stützen. Wenn also die Dichter aus sich heraus, ohne ihre Themen der Wirklichkeit zu entnehmen, alles ausdächten und machten, dann seien sie, so versichert Puttenham, sozusagen als „schaffende Götter" (*creating gods*) zu betrachten. Der Autor scheint hier auf Landino zurückzugehen, der den Sinngehalt der Dichtung als freie Schöpfung des Dichters ansieht. Doch zugleich geht Puttenham über Landino hinaus. Einmal dadurch, daß er den Geist des Dichters mit der Vorstellungskraft Gottes unmittelbar vergleicht. Zum anderen, indem er es wagt, wie wir eben sahen, die Dichter, wenn auch nur „by manner of speech", schaffende Götter zu nennen. Bei Landino hingegen fehlt noch der wichtige Begriff der

---

schon die lateinischen christlichen Autoren des Altertums tun. Vgl. A. Ernout u. A. Meillet, *Diction. étymol. d. l. langue latine*, Paris[4] 1967, S. 211. Bei denselben Autoren und dann im Mittellatein bezeichnet *factor* Gott als Schöpfer. Vgl. A. Blaise, *Diction. latin-français des auteurs chrétiens*, Turnhout 1954, S. 343, und E. Habel u. F. Gröbel, *Mittellateinisches Glossar*, Paderborn[2], ohne Jahr, S. 145.

[53] Zu Beginn von I 2 kommt Scaliger auf den Namen des Dichters zurück, erklärt ihn aber jetzt völlig anders: „Poetae nomen non a fingendo, ut putarunt, quia fictis uteretur: sed initio a faciendo versu dictum est". Damit verwirft er also zuerst die Gleichsetzung von ποιεῖν mit *fingere*, die er selbst zu Beginn von I 1 voraussetzt, wenn er von der Dichtung sagt: „addit ficta veris aut fictis vera imitatur". Danach wäre der Dichter ein Schöpfer nur von Fiktionen, der eine Wirklichkeit vorspiegelt. Anschließend jedoch wird, wie wir gesehen haben, der Dichter dem *condere*, dem Schaffen Gottes, angenähert. Nun aber soll schließlich der ποιητής *a faciendo versu* benannt worden sein. Damit scheint Scaliger auf die *Poetik* des Aristoteles (1447 b, 13–16) anzuspielen, wo es heißt, die Menschen hätten den Begriff des Dichtens mit dem des Metrums verknüpft (συνάπτοντες τῷ μέτρῳ τὸ ποιεῖν) und nicht mit dem der Mimesis, wie es sachgerechter gewesen wäre. S. K. Heninger, Jr., *Touches of Sweet Harmony, Pythagorean Cosmology and Renaissance Poetics*, San Marino, Calif. 1974, S. 290, isoliert die zuletzt zitierte Stelle und gelangt so zu der irreführenden globalen Behauptung: „Scaliger defines the poet as a maker of verses, a metrician".

[54] Das Buch erschien anonym in London. Es wird aber allgemein Puttenham zugeschrieben. Vgl. C. S. Lewis, *English Literature in the Sixteenth Century excluding Drama*, Oxford 1962, S. 431. Der uns angehende Passus steht S. 1–2.

Imagination. Außerdem begnügt er sich damit, das Schaffen des Dichters im allegorischen Ausdruck von Gedanken und Gefühlen zu sehen [55].

Wie Puttenham, so geht auch Philipp Sidney in seiner *Apology for Poetry*, die 1595 posthum in London erschien, davon aus, daß der Dichter, dem griechischen ποιεῖν entsprechend, *maker* genannt werde [56]. Das sei ein hoher und unvergleichbarer Titel, wie aus dem Vergleich mit den anderen Künsten (*arts*) hervorgehe [57]. Diese hielten sich in den Grenzen des ihnen vorgegebenen Gegenstandes, während der Dichter seine Materie selbst hervorbringe, um sie dann seinen dichterischen Konzeptionen dienstbar zu machen [58]. Alle anderen Künste hätten ihren hauptsächlichen Gegenstand in den Werken der Natur, so daß sie, wie es nach Scaliger heißt, zu Schauspielern des von der Natur Hervorgebrachten würden [59]. Nur der Dichter verschmähe eine solche Abhängigkeit. Von seiner Erfindungsgabe (*invention*) emporgehoben, werde er zu einer anderen Natur (*another nature*), indem er bessere Dinge als die Natur hervorbringe. Zu einer völlig neuen Natur geworden, forme er sogar, was in der (ersten) Natur niemals vorgekommen sei, wie zum Beispiel Heroen, Zyklopen, Chimären, Furien und dergleichen, d.h. die phantastische Welt des Mythos. So schalte er frei im Bereich seines Geistes. Der Dichter könne die Erde schöner darstellen, als sie in der Natur existiere. Deren Welt sei ehern,

---

[55] Heninger, *aa O.* S. 303–304, glaubt, daß für Puttenham der Dichter qua *maker* die letzte Wirklichkeit in der platonischen Welt des Seins ansiedelt und die platonischen Ideen zur *inventio* (*conceits*) seiner Gedichte benutzt. Das ist kaum anzunehmen. Puttenham lehnt nämlich spöttisch die Vorstellung ausdrücklich ab, Gott müsse bei seiner Schöpfungstätigkeit irgendwie auf Ideen, wie sie von den Platonikern angenommen würden, zurückgreifen. Vgl. *aa O.* S. 1: „...God. who...made all the world of naught, nor also by any paterne or mould, as the Platonicks with their Idees do phantastically suppose". Da nun, wie Puttenham versichert, der Dichter in Analogie zu Gott schafft, dürfte er ebenso wenig wie dieser auf platonische Ideen angewiesen sein.

[56] Heninger behauptet *aa O.* S. 304–305, Puttenham folge Sidney in der hohen Auffassung der Poesie und in dem Bestreben, eine Poetik zu schaffen, die alle denkbaren Dichtungstheorien umfasse. Es ist in der Tat denkbar, daß Puttenham, bevor er seine *Poetik* 1589 herausgab, Sidneys Buch kannte. G. Shepherd weist nämlich in seiner Ausgabe von *An Apology for Poetry*, London 1965 (1967), S. 2, darauf hin, daß Sidney seine noch nicht veröffentlichten Werke in seinem Bekanntenkreis zirkulieren ließ. Shepherd meint ferner S. 4, die *Apology* sei wahrscheinlich zwischen 1581 und 1583 entstanden. Puttenham könnte sie also gekannt haben. Seine Bemerkungen über *to make* und ποιεῖν wären dann als verkürzende Wiedergabe der entsprechenden Stellen bei Sidney (in Shepherds Ausgabe 99) zu verstehen. Andererseits finden sich bei Puttenham wichtige Elemente, so besonders der Vergleich zwischen dem Dichter und Gott, der aus dem Nichts schafft, die bei Sidney fehlen. Umgekehrt vermißt man bei Puttenham grundlegende Gedanken Sidneys, so den vom Dichter als dem Schöpfer einer anderen Natur. Man wird deshalb eher vermuten, daß Puttenham Sidney nicht kennt, zumal er den Rekurs auf ποιεῖν von Landino haben könnte. Die von uns im folgenden wiedergegebenen Ausführungen Sidneys stehen bei Shepherd S. 99–101 und 120.

[57] Offenbar impliziert hier Sidney den Bezug von maker zu Gott, dem Schöpfer.

[58] Vgl. Shepherd, S. 120: „...the poet only bringeth his own stuff and doth not learn a conceit out of a matter, but maketh matter for a conceit...".

[59] Vgl. Scaliger, *Poetik* I 1: „...quae omnium opifex condidit (d.h. die Werke der Natur), eorum reliquae scientiae tanquam actores sunt".

nur die Dichter würden eine goldene darstellen[60]. Auch im Bereich der Menschenwelt überträfen die Dichter die Natur, indem sie den Menschen höhere Eigenschaften verliehen, als sie in der Wirklichkeit vorkämen. Einen so hervorragenden Mann wie Vergils Aeneas habe etwa die Natur nie hervorgebracht.

Es ist offensichtlich, wie hier Sidney Begriffe und Vorstellungen Scaligers aufnimmt. So stellt auch nach Scaliger der Dichter eine zweite Natur dar. Bei Sidney nimmt sogar der Dichter eine neue Natur an, um die Gebilde einer neuen Natur zu schaffen[61]. Auch die Vorstellung von der Vollkommenheit des vergilischen Aeneas stammt von Scaliger[62].

Im folgenden aber läßt Sidney Scaliger hinter sich. Er weist den Einwand zurück, die Werke der Natur seien real (*essential*), die der Poesie dagegen nur Nachahmung oder Fiktion. Dem wird entgegengehalten, daß die spezifische Leistung des Dichters in seiner Idee, seinem Vorbegriff, des Werkes liege und nicht so sehr im Werk selbst. Es sei diese Idee, auf Grund derer der Dichter fähig sei, sich vollkommene Menschen vorzustellen und sie dann anschaulich darzustellen. Offensichtlich wird der Realitätsgehalt der poetischen Idee vorausgesetzt. Das geht letztlich auf die höchste Realität zurück, die der Idee als solcher zukommt, sei sie nun platonisch als selbständig oder christlich als Gedanke Gottes konzipiert[63]. Sidney ist weiter davon überzeugt, daß der Vergleich zwischen dem Wirken der Natur und dem des Dichters nicht zu gewagt ist. Auf diese Weise lasse man nur Gott, dem göttlichen Macher, die ihm gebührende Ehre zuteilwerden. Gott habe ja die Natur als Macher geschaffen und den Menschen über die Werke dieser Natur gesetzt. Diese hohe, gottgewollte Stellung des Menschen zeige sich vornehmlich im Dichter, der mit der Gewalt eines göttlichen Atems Dinge hervorbringe, die das Tun der Natur weit überträfen[64]. Darin offenbare der Dichter den ursprünglichen,

---

[60] Shepherd 100: „Her world is brazen, the poets only deliver a golden". Der Bezug zu dem antiken Weltaltermythos ist offenkundig. Die dichterische Welt ist golden, weil sie vollkommen ist.

[61] Scaliger schreibt *Poetik* I 1: „poeta et naturam alteram (repraesentat)". Sidney sagt (Shepherd 100): „Only the poet... doth grow in effect into another nature, or, quite anew, forms such as never were in Nature, as the Heroes,..." Scaligers Definition des Dichters *velut alter Deus* fehlt hingegen bei Sidney, vielleicht weil ihm das zu respektlos schien.

[62] Vgl. *Poetik* III 11: „Quum igitur facere Aeneam instituerit perfectissimum (Vergilius)"...

[63] Für mögliche Zusammenhänge zwischen Sidney und Theoretikern des Manierismus wie Lomazzo und Zuccari vgl. Shepherd, S. 157–158. Auch Fracastoro ist wichtig, für den, wie wir gesehen haben, der Dichter im Hinblicken auf die Ideen Gottes schafft.

[64] Vgl. Shepherd, S. 158–159, nach dem mit „that maker" (101, Z. 17) nicht der Dichter, sondern die primäre Natur gemeint ist. Z. 18 bezeichne „that second maker" ebenfalls die von Gott geschaffene Natur, und zwar als „secondary creative power" im Vergleich zu Gott, dem Schöpfer der Natur. Nur unter dieser Annahme läßt sich der gesamte im Text referierte Passus S. 101, Z. 14–21 ohne Mühe verstehen. Folgerichtig müßte im Unterschied zur „second nature" Gott selbst die erste Natur sein. Heninger bezieht hingegen *aa O.* S. 305 „that maker" auf den Dichter und sieht in „that second nature" die vom Dichter hervorgebrachte Natur. Dies entspricht zwar der von Sidney im vorangehenden Text gebrauchten Terminologie, erklärt aber nicht die Gedankenfolge des Passus S. 101, Z. 14–21.

noch nicht vom Sündenfall Adams geschwächten Geist des Menschen, der wisse, was Vollkommenheit sei[65]. Die Griechen hätten also wohl Recht gehabt, den Dichter ποιητής zu nennen und ihm damit einen Namen zu geben, der über alle Namen sei, wie es nach *Philipper* 2, 9 in Anspielung auf den Namen Christi heißt[66].

In seinen *Poeticae institutiones*, die zum ersten Mal 1594 in Ingolstadt erschienen, geht auch der Jesuit Jakob Spanmüller, latinisiert Iacobus Pontanus[67], von dem nach ποιεῖν gebildeten Namen des Dichters aus[68]. Dabei unterscheidet er zwei Bedeutungen des dem griechischen Verb entsprechenden lateinischen *facere*. Zunächst setzt er es mit *fingere* gleich und nennt dementsprechend den Dichter *factor* und *fictor*. Abweichend vom vorherrschenden klassischen Sprachgebrauch, versteht er *fingere* bzw. *effingere* als nachahmen (*imitari*), so daß er den Dichter als Nachahmer (*imitator*) bezeichnen kann[69]. Es folgt ein Absatz, in dem nach Platon[70] ausgeführt wird, daß entgegen der allgemeinen Bedeutung von ποιεῖν, auf Grund derer alle Künstler (*artifices*) *poetae* genannt werden könnten, tatsächlich nur die Dichter diesen Namen trügen[71]. Danach behandelt Pontanus die andere Bedeutung von ποιεῖν im Sinne von *facere* = schaffen[72]. Diese passe ebenso gut auf Dichtkunst und Dichter, welche ja die Dinge nicht nur erzählen, sondern in einem Akt des Erschaffens (*procreando*) den Menschen vor Augen stellen würden[73]. Nach Pontanus, dessen Formulierungen hier an Scaliger anklingen, ahmen die Dichter nicht nur die existierenden Dinge nach, sondern erzeugen irgendwie neuartige und wunderbare Gestalten der zwar nicht existierenden, aber doch zur Existenz befähigten Dinge[74]. Unter Wiederaufnahme einer Wendung

---

[65] Vgl. Shepherd, S. 101, Z. 21–24.

[66] Vgl. Shepherd, S. 101, Z. 25–27. Shepherd betont S. 61: „Sidney's account of the 'other nature' created by the poet has resonant religious and transcendental overtones which Scaliger lacks". Das ist richtig, auch wenn Scaliger ebenfalls von Gott spricht, den er *Poetik* I 1, vielleicht nach Cicero, *De nat. deor.* I 8, 18: „opificem...mundi", „omnium opifex" nennt. Mit *opifex* wurde Gott als Schöpfer auch von den antiken christlichen Autoren bezeichnet. Vgl. Blaise, *aa O.* S. 580. In diesem Sinne betitelt Thomas von Aquin seine Schrift *De opifice mundi.* Außerdem wahrt Scaliger den gebührenden Abstand zwischen Gott und dem Dichter, insofern er diesen im gleichen Kapitel I 1 nur gleichsam (*perinde* und *velut*) einen *alter deus* nennt.

[67] Hier wird nach der Ausgabe J. Pontanus, *Poeticae institutiones*, Ingolstadt 1600, zitiert.

[68] *Aa O.* S. 3 (I 2).

[69] *As O.* S. 3–4. Wahrscheinlich geht dieser außergewöhnliche Gebrauch von *fingere* auf das Bestreben zurück, der aristotelischen Nachahmungstheorie ihren Tribut zu zollen.

[70] Pl. *Symp.* 205 b, 8–c, 9.

[71] Pontanus, *aa O.* S. 4.

[72] Ibidem.

[73] Gemeint ist die Stilfigur der ἐνάργεια (*evidentia*).

[74] Scaliger sagt *Poetik* I 1: „...non solum redderet (poesis) vocibus res ipsas quae essent", verum etiam quae non essent quasi essent, et quo modo esse vel possent vel deberent, repraesentaret". Pontanus schreibt *aa O.* S. 4: „... cum non tantum modo rerum extantium formas...imitando consequantur et exprimant, sed insuper non extantium, quae tamen extare possent et ita ut possent...novas, mirificas plane species...praeclaro quodam modo progignant (poetae)"...

Landinos schreibt so Pontanus den Dichtern die Fähigkeit zu, Dinge gleichsam aus dem Nichts hervorzubringen [75]. Er betont, man nenne die Dichter im Sinne einer Antonomasie nach dem ποιεῖν. Schöpferisches Handeln ist also für ihn die hervorstechendste Eigenschaft des Dichters [76].

Im Jahre 1611 veröffentlicht der Jesuit Lelio Bisciola seine *Horae Subsecivae* [77]. Wie er selbst bemerkt, geht er von Landino aus, der gezeigt habe, daß die Dichter von Gott erfüllt seien [78]. Auch auf den griechischen Ursprung des Namens *poeta* kommt die Rede. Dieser sei eigentlich nur Gott eigen, würde aber in einer speziellen Bedeutung auch auf den Dichter bezogen. In der Tat sei es für Gott charakteristisch, etwas nicht aus einer Substanz (*ex subiecto*), sondern aus dem Nichts zu machen. Deshalb sei Gott der höchste *poeta* und die Welt sein *poema*. Dieser göttlichen Handlungsweise nähere sich der Dichter mehr als alle anderen, insofern er sein Gedicht fast aus dem Nichts heraus schaffe. Er ersinne nämlich, was nicht sei. So stehe er dem Schöpfer (*procreator*) näher als dem Bildner (*effector*), wenn er sich um Versfüße und das Maß von kurzen und langen Silben sowie um das Gewicht von Worten und Gedanken bemühe [79]. Unser Referat zeigt den engen Anschluß an Landino, dessen Aussagen dem Sinn nach und teilweise auch dem Wortlaut nach erhalten bleiben. Nur die Terminologie ist teilweise neu [80].

---

[75] *Aa O.* S. 4: „...et tanquam e nihilo res fingendo producant (poetae) ..." Landino schreibt im zitierten Horaz-Kommentar 157$^{v}$: „At poeta grandia quaedam...suis figmentis pene ex nihilo producere videatur". Es zeigt sich, daß Shepherd in der zitierten Ausgabe von Sidneys *Apology for Poetry* (63) zu Unrecht behauptet: „Among the Jesuits..., as represented by Jacobus Pontanus in his popular *Institutiones poeticae*...any idea of creation on the poet's part is completely excluded". Shepherd hätte sich hier nicht auf G. Toffanin, *La fine dell'Umanesimo*, Torino 1920, S. 159–162, verlassen sollen.

[76] Pontanus, *aa O.* S.: „altera illa significatio τοῦ ποιεῖν, facere scilicet, peraeque ἀντωνομασικῶς in poeticam poetasque convenit". Am Schluß (4–5) zitiert Pontanus einen Passus aus dem Ilias-Komentar des Eustathius (ed. G. Stallbaum, Leipzig 1827, I 3) und meint, dieser stehe dem Gedanken des dichterischen Schaffens aus dem Nichts nahe: non aliena est huic loco sententia Eustathij in 1. Iliad. Der von Pontanus bemühte Passus schreibt den ῥαψωδοῦντες, d.h. wohl hier den Ependichtern, eine besondere Art des dichterischen ποιεῖν zu. Deren Tätigkeit (πρᾶξις) enthalte nämlich etwas Hervorragendes, da Göttliches (ἔξοχον ὡς θεῖον). Im klassischen Griechisch bedeutet ῥαψωδεῖν nicht 'Epen dichten'. Das Substantiv ῥαψωδία wird hingegen im Sinne von Epos gebraucht. Vgl. H. G. Liddell-R. Scott, *A Greek-English Lexicon*, Oxford, Nachdruck 1961, S. 1566. Auf jeden Fall darf man Pontanus nicht mit Eustathius vergleichen, da diesem der Gedanke eines poetischen Schaffens *quasi ex nihilo* völlig fremd ist.

[77] L. Bisciolae S. J., *Horarum subsecivarum tomus primus libros viginti continens*, Ingolstadii...Anno M.D.C.XI.

[78] *Aa O.* Kol. 742: „In Dantem Landinus Apologia sua, plenos esse Deo poetas his argumentis confirmat". Bisciola bezieht sich offensichtlich auf das von uns zitierte *Proemio* zum Dante-Kommentar von 1481.

[79] *Aa O.* Kol. 743.

[80] Einige Vergleiche mögen das zeigen. So hat Landino im *Horaz-Kommentar*, *aa O.* S. 157$^{v}$: „Deus ex nihilo creat"; Bisciola: „Dei enim est novum facere...id est creare: quia non ex subiecto, hoc est ex nihilo aliquid facit". Landino schreibt im *Proemio* zum *Dante-Kommentar* 8$^{v}$: „Et e idio sommo poeta et e el mondo suo poema"; Bisciola: „summus Poeta Deus: mundus eius est Poema". Es folgt bei beiden Autoren der Hinweis auf *Liber Sapientiae* 11, 21. Darauf heißt es

1626 schreibt der polnische Jesuit Maciej Kazimierz Sarbiewski, der auf Grund seiner formvollendeten lateinischen Oden den Beinamen *Horatius Sarmaticus* erhielt, sein Werk *De perfecta poesi sive Vergilius et Homerus*[81]. Nach Aristoteles[82] erklärt Sarbiewski, der Dichter ahme das Seiende, die Dinge, nicht so nach, wie sie seien, sondern wie sie sein könnten oder müßten[83]. In einer Art Schöpfungsakt schaffe er sowohl Materie wie Form seiner Dinge[84]. Damit komme er der Gott eigentümlichen Schöpfungstätigkeit äußerst nahe[85]. Auch Sarbiewski greift darauf zurück, daß die Griechen den Namen des Dichters von ποιεῖν abgeleitet haben, welches Wort den lateinischen Verben *facere* und *fingere* in Sinne von nachahmen entspreche. Gegen Aristoteles, Scaliger und Iacobus Pontanus behauptet er, das für die Poesie gebrauchte ποιεῖν umfasse beide Bedeutungen. Der Dichter mache nach Art Gottes das, was er nachahme, und schaffe es so gleichsam neu[86]. Er schaffe es neu, indem er es aus dem Zustand der Potenz in den des Aktes, aus dem des Sein-Könnens in den des Seins, überführe. Dieser Schaffensprozeß vollziehe sich durch das dichterische Sagen (*dicere*)[87]. Darin sei der Dichter Gott ähnlich, der nach *Römer* 4, 17 die Dinge schaffe, indem er das Nicht-Seiende

---

bei Landino im *Horaz-Kommentar*, *aa O.* S. 157ᵛ:... „poeta...pene ex nihilo producere videatur". Bisciola schreibt: „...poeta, non quod ex nihilo poema efficiat, sed quasi ex nihilo". Weiter Landino in *Proemio*, *aa O.*: „Chosi el poeta chol numero de piedi: Con la misura delle syllabe brievi et lunghe: et col pondo delle sententie et de glaffecti constituiscono ellor poema". Bisciola entsprechend: „...poeta...sequens numerum pedum, mensuram syllabarum brevium, productarum: pondus verborum, et sententiarum".

[81] Das Werk ist erst 1954 in Wrocław (Breslau) von M. Plezia und St. Skimina herausgegeben worden.

[82] Vgl. *Poetik* 1451 a, 37–39, wo dem Dichter die Aufgabe zugewiesen wird, die Dinge zu sagen, wie sie sein könnten, und zwar nach Wahrscheinlichkeit und nach Notwendigkeit.

[83] *Aa O.* S. 4, Z. 15–16 und 8, Z. 26–29. Vgl. auch 6, Z. 11–17 und 26, Z. 1–2.

[84] *Aa O.* S. 4: „poeta...potest...quasi per quandam creationem et materiam condere et formam rerum". Mit den Begriffen *materia* und *forma* gibt Sarbiewski die aristotelische Unterscheidung von ὕλη und εἶδος wieder.

[85] *Aa O.* 24, Z. 26–27.

[86] Was Pontanus anbetrifft, so richtet sich Sarbiewski gegen dessen Trennung von *facere* bzw. *fingere* im Sinne von *imitari* und *facere* in der Bedeutung von schaffen. Vgl. *aa O.* 3–4. Damit schließt Sarbiewski eine bloße Nachahmung der äußeren Wirklichkeit durch den Dichter nicht völlig aus. Vgl. Sarbiewski, *aa O.* 24, Z. 31–33 bis 26, Z. 1: „Sola poesis non imitatur tantum opera naturae tamquam archetypa, sed etiam corrigit". *Aa O.* 8, Z. 31–34, heißt es in Polemik gegen Aristoteles: „...satis stricte Aristoteles et angustius, quam par est, poeticam definivit dicens eam esse imitationem humanae actionis. Quaero enim: An non poeta Horatius est, cum fontem Bandusiae imitatur?" Bei Aristoteles ist etwa an *Poetik* 1448 a, 1 zu denken: Ἐπεὶ δὲ μιμοῦνται οἱ μιμούμενοι πράττοντας,...

[87] *Aa O.* 6, Z. 12: „poeta...dicendo creat". Ferner 6, Z. 14–17: „res...per dictum poetae exsistit". 8, Z. 11 ff. beruft sich Sarbiewski auf Aristoteles, nach dem die Dichtkunst das Allgemeine auf bestimmte Personen anwende: „id quod spectat poesis, cum nomina imponat". Damit übersetzt Sarbiewski *Poetik* 1451 b, 9–10: ὃ δὲ στοχάζεται ἡ ποίησις ὀνόματα ἐπιτιθεμένη. Allerdings ist seine Übersetzung nicht korrekt; denn die Partizipialkonstruktion ist nicht kausal, sondern konzessiv zu verstehen. Dementsprechend schreibt J. Hardy in seiner Ausgabe der *Poetik*, Paris 1969, S. 42, richtig: „...bien qu'elle attribue des noms aux personnages".

nenne, als sei es[88]. Dem Rückgriff auf das Neue Testament folgt unter Berufung auf Peripatetiker und Platoniker eine philosophische Aussage über das Schaffen Gottes. Dieser schaffe, was immer er schaffe, gemäß allgemeinen Ideen (*generales ideas*)[89]. Für Sarbiewski geht der Dichter analog zu Gott vor. So habe Vergil die ganz allgemeine Idee des in jeder Beziehung vollkommenen Heroen nachgeahmt und deshalb die Perfektion epischer Dichtkunst erreicht[90]. Vergil schaffe in seiner „göttlichen *Aeneis*" mit Aeneas das Bild „eines absolut vollkommenen Fürsten". Er tue das gleichsam als „ein anderer Gott und Schöpfer eines der Phantasie entspringenden Heerführers", mit dem natürlich ebenfalls Aeneas gemeint ist[91]. Das Schaffen des Dichters, will Sarbiewski sagen, besteht in der Nachahmung von Ideen, insofern er den allgemeinen Ideen Gestalt verleiht. Dementsprechend heißt es an anderer Stelle[92], Vergil und Homer hätten einem idealen Menschen einen Namen gegeben – gemeint sind Aeneas und Odysseus – und dessen Mythos (*fabula*)

---

[88] *Aa O.* 8, Z. 21–22: „...similis Deo poeta, qui cum res creat, ut d. Paulus docet: vocat ea, quae non sunt, tamquam ea, quae sunt". *Römer* 4, 17 lautet: „Deum...qui...et vocat ea, quae non sunt, quasi sint". Im griechischen Text: θεοῦ ... καλοῦντος τὰ μὴ ὄντα ὡς ὄντα.

[89] *Aa O.* 8, Z. 23–25: „Nam et Peripatetici docent, et Platonici asserebant, Deus iuxta essentias, seu universalia rerum praedicata et generales ideas, condit, quidquid condit". Diese Behauptung ist nicht richtig. Sarbiewski führt hier den Lehrsatz der christlichen Theologie, daß Gott alle Dinge gemäß den in seinem Geist enthaltenen Ideen schafft, wie etwa Augustin *Octoginta trium quaestionum* 46 erklärt, zu Unrecht schon pauschal auf Peripatetiker und Platoniker zurück. In Wahrheit sind nämlich für Aristoteles (*Metaph.* A 9, besonders 991 b, und M 4–10) die Ideen als Formkräfte den Gegenständen immanent, während Platon ihnen bekanntlich eine gesonderte Existenz zuschreibt. Vgl. *Symp.* 211 a; *Phaed.* 78 d, 100 b; *Rep.* VI, 507 b; *Tim.* 28 a, 51 b ff., besonders 52 a.

[90] *Aa O.* 102, Z. 12 ff: „Tertia idea est universalissima herois in omni genere actionis...absolutissimi. Talem imitatus est Vergilius tota Aeneide". Vorher liest man (6, Z. 1–3): „Non enim imitatur Aeneam (Vergilius), prout fuit, sed iuxta hoc, prout debuit esse aut potuit, iuxta regulam veri perfectique herois. Itaque creat quodammodo secunda vice Aeneam". Vgl. dazu ähnlich schon Scaliger, *Poetik* III 11: „Quum igitur facere Aeneam instituerit perfectissimum..."

[91] *Aa O.* 14, Z. 9–14: „divinam Maronis Aeneidem...perfectissimi principis effecturus imaginem, quasi alter quidam imaginarii ducis deus et molitor"...Sarbiewski greift also Scaligers Definition des Dichters als eines *alter deus* (*Poetik* I 1) auf, indem er sie auf einen bestimmten Dichter bezieht. Es handelt sich um das Schaffen eines Bildes aus der Phantasie heraus. Zu der Vergöttlichung des Dichters bei Sarbiewski vgl. Z. Szmydtowa, *O księdze I Poetyki Sarbiewskiego*, in: *Sprawozdania z posiedzeń Towarzystwa Naukowego Warszawskiego, Wydział I, za rok 1948*, Warszawa 1949, S. 17. Nach Szmydtowa geht hier Sarbiewski über Scaliger hinaus und beschränkt den Einfluß der Poetik des Aristoteles. Ähnlich äußert sich im Anschluß an Szmydtowa ks. J. Warszawski T. J., *Mickiewicz uczniem Sarbiewskiego*, Rzym 1964, S. 132. Sarbiewski geht in der Tat über Scaliger hinaus, und zwar in dem Sinn, daß er dessen knappe Äußerungen vor allem durch konsequente Anwendung einer scholastisch-aristotelischen Terminologie präzisiert und zugleich systematisiert. Der Einfluß des Aristoteles wird beschränkt, bleibt aber insofern erhalten, als Sarbiewski den von ihm als grundlegend herausgestellten Gedanken des Schöpferischen eng mit dem Begriff der Nachahmung verknüpft.

[92] *Aa O.* 60, Z. 9–17.

mit bestimmten Begleitumständen veranschaulicht. So hätten sie ihre Helden aus dem Bereich des Allgemein-Möglichen in den Zustand der mit vielen Besonderheiten ausgestatteten konkreten Existenz überführt[93].

Nach Sarbiewski darf man freilich dem Dichter nicht ein wirkliches Schaffen im strengen Wortsinn zuschreiben. Dort nämlich, wo er vom Schaffen des Dichters spricht, schränkt er diesen Begriff sofort wieder ein. Es handele sich gleichsam (*quasi*) um ein Schaffen[94]. Der Dichter verleihe den Dingen nur eine Art von Existenz[95]. Diese Einschränkungen seien so zu verstehen, daß der Dichter, wenn er sage, was nicht sei, dies nicht mit der Absicht tue, Glauben zu finden. Vielmehr wolle er nur Bewunderung für seinen vollkommenen Ausdruck wecken und eine allegorisch eingekleidete, verborgene Wahrheit durchschimmern lassen[96]. In diesem Sinne ist also die Dichtung Fiktion und Allegorese.

Die poetische Fiktion bezieht sich nun, wie Sarbiewski ausdrücklich erklärt, nur auf die dichterische Darstellung menschlicher Handlungen. Darin sei der Dichter tatsächlich *conditor* und *factor,* Gründer und Schöpfer. Hingegen sei er in der Schilderung von Naturgegenständen mehr Maler (*pictor*) als *poeta*[97].

---

[93] *Aa O.* 60, Z. 9–17: „At Vergilius et Homerus...virum illum idealem, hoc est universaliter consideratum, affciunt certo nomine... et fabulam certis circumstantiis explicantes quasi veri conditores ex Aenea et Ulixe in universali possibili efficiunt existentes in statu multarum particularitatum: nunc pugnantes, nunc in mari, nunc in terris, modo felices, modo afflictos". Ähnliche Gedanken über das Schaffen des Künstlers liest man bei F. Zuccari, *L'idea de'pittori, scultori ed architetti*, Torino 1607, I 7 (zitiert von E. Panofsky, *aa O.* 149). Der Verfasser zieht da eine Parallele zwischen Gott, der im Blick auf seinen „interno disegno", d.h. seine Ideen, alle Dinge schaffe, und dem Künstler, der, „quasi un secondo Dio", in sich selbst einen „disegno interno" ausbilde und damit eine neue Welt („un nuovo mondo"), d.h. das Universum der Kunst, hervorbringe. Dafür, daß Sarbiewski hier von Zuccari beeinflußt ist, bietet sich kein Anhaltspunkt. Dessen Name kommt jedenfalls bei Sarbiewski nicht vor. Zu Zuccari vgl. Panofsky, *aa O.* p. 63 ff.

[94] Vgl. *aa O.* p. 6, Z. 29–30: „quasi de novo creari". W. Tatarkiewicz, *Storia dell'Estetica*, a cura di G. Cavaglià, III: *L'Estetica moderna*, Torino 1980, S. 400, bemerkt richtig, daß Sarbiewski für das Schaffen des Dichters das Verb *creare* verwende, während Scaliger *condere* gebrauche. *condit* heißt aber bei Scaliger nicht bloß "edifica", sondern meint, wie der Satz *Poetik* I 1 „poetica...videtur res ipsas... velut alter Deus condere" zeigt, ein schöpferisches Handeln nach Art Gottes. *condere* bei Scaliger und *creare* bei Sarbiewski beziehen sich also auf das gleiche Phänomen, wenn auch natürlich *creare* das Schöpfertum des Dichters stärker akzentuiert.

[95] Aa *O. 4,* Z. 16–17: „quandam attribuat exsistentiam". Siehe auch 4, Z. 18–19: „per quandam creationem". Ferner p. 4, Z. 15–17: „poeta...quodammodo secundo creat" und schließlich 60, Z. 14: Vergil und Homer sind „quasi veri conditores".

[96] Aa O. 28, Z. 22–24: „Solus poeta (im Unterschied zum Historiker und zum Redner) numquam mentitur, nam etsi ea dicat, quae non sunt, non dicit tamen eo animo, ut credantur, sed ut cognoscantur veluti perfecte expressa, ut ex cognitis ulterior quaedam veritas sub fabula latens colligatur". Den Gedanken von der allegorisch durch den Dichter ausgedrückten Wahrheit hatten wir schon im Vergil-Kommentar von Landino, *aa O.* CXII$^{v}$, beobachtet.

[97] Aa O. 20, Z. 9–10 und 14–16: „In solis actionibus humanis est ποιητής, hoc est conditor, non enim tantum exprimit, sed facit aliquid novi...respectu ceterarum rerum poeta pictor erit potius quam poeta, respectu solius actionis humanae iuxta Aristotelem ποιητής *erit, hoc est factor.*

Die Dichtung erreiche so als *poesis* ihren Höhepunkt in der epischen Dichtkunst, insofern in der epischen Erzählung die Gesamtheit der Dinge und damit eine Art neuer Welt geschaffen scheine: „*novus quidam mundus et rerum universitas*" [98].

Arezzo

---

Mit Aristoteles ist wohl *Poetik* 1451 b, 27–28, gemeint, wo der Dichter als ποιητής von μῦθοι und als Nachahmer von πράξεις definiert wird.

[98] *Aa O.* p. 26, Z. 31–32 und 28, Z. 1–3: „...epopoeia sola videtur includere encyclopaediam quandam scientiarum omnium et artium, ut fabula epica videatur novus quidam mundus esse et rerum universitas conficta a poeta epico"... An der Stelle 20, Z. 10–13, präzisiert Sarbiewski, daß der Dichter keine *nova natura*, sondern eine *nova actio* schaffe. Er verdeutlicht dies mit dem Hinweis auf die von ihm nicht genannte Stelle *Aeneis* X 636–665, wo ein Ebenbild (*imago*, V. 643) des Aeneas, von einer Wolke umhüllt, in der Luft dahinfährt, um Turnus vom Schlachtfeld wegzulocken. Die Wolke gehöre zwar, sagt Sarbiewski, zur *antiqua natura*, aber ihre Funktion im Gedicht sei Bestandteil einer vom Dichter geschaffenen *nova actio*. Diese Unterscheidung weist auf Scaliger zurück, der, wie wir gesehen haben, dem Dichter die Darstellung einer *altera natura* zuschreibt, was den Begriff der *prima natura*, d.h. der von Gott geschaffenen Welt, impliziert. Diese entspräche der *antiqua natura* von Sarbiewski. Der Unterschied liegt darin, daß Sarbiewski *natura* als Naturwirklichkeit von *actio* als menschlicher Handlung abhebt, während Scaliger den Begriff *natura* umfassend versteht, insofern er sich sowohl auf die real schon existierende wie auf die vom Dichter erst hervorgebrachte Welt bezieht.

# C E N S U R A E  L I B R O R U M

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Bernard Deforge, Eschyle, poète cosmique**, Paris 1986, Les Belles Lettres, ss. 345.

Obserwowane od wielu lat szczególne zainteresowanie filologów całego świata twórczością Ajschylosa nie słabnie w ostatnich czasach. Można nawet powiedzieć, że wyraźnie się wzmaga. Pisząc to mam na myśli nie tylko wielość artykułów i prac przyczynkarskich, które się ciągle ukazują, lecz także próby zmierzające do pewnej syntezy opartej na nagromadzonej najnowszej i starszej literaturze. Ponieważ materiał źródłowy w gruncie rzeczy pozostaje niezmieniony, elementem nowym może być jedynie inna interpretacja znanych od dawna tekstów, odmienne od dotychczasowego na nie spojrzenie, odkrycie nowych zagadnień, które od początku obecne w dziełach twórcy tragedii dotąd jakby umykały uwadze badaczy, a przynajmniej nie w pełni były uświadomione i właściwie nazwane. Do tego typu prac szukających wspólnego mianownika dla wielu zagadnień szczegółowych, podejmowanych dotychczas oddzielnie, należy zaliczyć książkę francuskiego filologa, B. Deforge'a. Zaciekawia ona już samym tytułem: *Ajschylos, poeta kosmiczny*. Oczywiście, jak łatwo się domyślić, przymiotnik „kosmiczny" użyty tu jest nie w jego znaczeniu potocznym, tak często używanym w naszych czasach, lecz specjalnym, związanym ze znaczeniem słowa „kosmos" w języku starogreckim.

Ustaleniu tego znaczenia poświęca D. większą część Wstępu (s. 34–55), ukazując ewolucję semantyczną słowa kosmos od Anaksymandra do Platona ze szczególnym uwzględnieniem tekstów Ajschylosa. Analiza szczegółowa prowadzi go do stwierdzenia, że określenia kosmos i kosmiczny obejmują następujące pojęcia i tematy: „wszechświat, świat rozpatrywany w jego ładzie, jego pięknie, jego harmonii, w jego charakterze duchowym i boskim, w jego całokształcie (cały wszechświat, lecz także cała ziemia), w jego narodzinach i jego początkach; totalność, globalność, uniwersalność; pierwiastek boski" (s. 55). D. właśnie opierając się na tak bogatym i rozległym znaczeniu słowa kosmos rozpatruje twórczość Ajschylosa jako poety kosmicznego. Twórczość ta – według D. – uzyskuje charakter kosmiczny z trzech przyczyn: ze względu na swój ogrom (90 dramatów), ze względu na ustawiczną obecność w niej świata i wreszcie ze względu na ustawiczną obecność w niej bogów. Te trzy powody uzasadniające epitet nadany przez D. poecie z Eleusis decydują też o podziale pracy na trzy części.

Część pierwsza (s. 57–158) prezentuje świat zaginionych tragedii Ajschylosa. Na początku Autor daje przejrzystą tabelę kolejnych grup dramatów, uporządkowanych (o ile to było możliwe) według chronologii ich wystawiania na scenie i zaszeregowania do poszczególnych cyklów tematycznych. Następnie próbuje dać rekonstrukcję własną treści zaginionych utworów (tragedii i dramatów satyrowych), by na tej podstawie ukazać kosmiczny charakter twórczości poety, przedstawiającej świat w całej jego złożoności i bogactwie, tak w aspekcie fizycznym jak i duchowym. Rekonstruując poszczególne sztuki Ajschylosa D. opiera się na dotychczasowej literaturze, lecz daje także własne uzupełnienia. Niestety, ta nowa próba rekonstrukcji, jak i wiele jej dotychczasowych poprzedniczek, z konieczności musi błądzić wśród znaków zapytania i niepewności i właściwie do dotychczasowej wiedzy pod tym względem nic nie wnosi. Być może na odnotowanie zasługuje hipoteza D., że przekazany w katalogu sztuk Ajschylosa tytuł *Bachantki* nie jest inną wersją tytułu jakiegoś dramatu satyrowego, jak się to zwykle przyjmuje, lecz oznacza

tytuł rzeczywiście istniejącej tragedii zaginionej, wchodzącej w skład trylogii dionizyjskiej razem z *Atamasem* i *Widzami na igrzyskach istmijskich*. Jest to jednak domysł oparty na bardzo wątłych podstawach. We wnioskach końcowych tej części pracy D. przyjmuje za niemal pewne, że zgodnie z informacją księgi *Suda* Ajschylos napisał 90 dramatów, które da się zestawić w 22 grupach: tetralogiach, trylogiach i dylogiach, zgodnie z zamieszczoną na początku tej części tabelą. To właśnie z formą trylogiczną, której Ajschylos byt twórcą, zdaniem D. nierozdzielnie związana jest obecność kosmosu w jego utworach. Był on bowiem jedynym tragikiem, który panował nad tą formą i „była to forma jego myślenia" (s. 158).

Druga część książki (s. 161–228) ukazuje nam Ajschylosa jako poetę kosmicznego ze względu na obecność świata na scenie jego teatru. D. zwraca uwagę na wielką zdolność poety do wykraczania poza granice czasoprzestrzenne rzeczywistości scenicznej. Jego zdaniem Ajschylos dokonuje tego dzięki „pewnym technikom formalnym i strukturom tematycznym". Wśród sposobów formalnych przywoływania rzeczywistości pozascenicznej jako szczególnie często stosowane wymienia opowiadania, sny, przeczucia i proroctwa. Wśród struktur tematycznych za najbardziej charakterystyczną została uznana „struktura podróży". Tematyka podróży objawia się nie tylko w zamiłowaniu poety do egzotyki i opisywania nieznanych krain, lecz przede wszystkim w ukazywaniu podróży sensu stricto. Są one obecne we wszystkich sztukach zachowanych oraz w wielu zaginionych. Właśnie to ciągłe podróżowanie ludzi i bogów w sztukach Ajschylosa zdaniem D. przybliża kosmos ludzki, uobecnia go i nadaje w konsekwencji dziełom charakter kosmiczny.

Trzecim wreszcie powodem uzasadniającym nazwanie twórcy tragedii poetą kosmicznym jest obecność w jego dramatach świata bogów – „le cosmos des dieux". To zagadnienie przedstawia D. w ostatniej części swej pracy (s. 229–313). Już w dwu pierwszych częściach Autor ustawicznie wskazywał na obecność pierwiastka nadprzyrodzonego w twórczości Ajschylosa. Teraz podejmuje to zagadnienie całościowo. W trzech kolejnych rozdziałach D. ukazuje obecność bogów w trzech płaszczyznach: fizycznej ich obecności na scenie, obecności w duszach bohaterów oraz ich obecności przy narodzinach świata. Ta część poświęcona więc jest religii poety.

Nawet ten krótki przegląd treści książki D. pozwala stwierdzić, że dzięki pojęciu „poeta kosmiczny" D. udało się znaleźć wspólny mianownik dla różnorodnych aspektów rzeczywistości zawartej w dziełach poety z Eleusis. Jest to niewątpliwie ciekawa próba powiązania w organiczną całość dotychczasowych dociekań na temat myśli religijnej Ajschylosa, struktury czasowo-przestrzennej jego utworów i ukazywania jego teatru jako teatru otwartego. Wydaje się jednak, że tego powiązania dokonano pod hasłem zbyt mało precyzyjnym. Określeniom kosmos i kosmiczny D. nadaje tak szerokie znaczenie, że nazwanie Ajschylosa poetą kosmicznym wydaje się niemal tautologią. Jeżeli kosmosem jest świat bogów i ludzi, świat żywych i świat umarłych, rzeczywistość realna i nierealna (mityczna, śniona, przeczuwana ...), świat fizyczny i duchowy, to można zapytać, co kosmosem nie jest? Przy takim rozumieniu słowa kosmos każdy poeta religijny jest poetą kosmicznym. Jeśli więc operujemy tak szerokim pojęciem, problem nie polega na tym, czy Ajschylos jest poetą kosmicznym, ponieważ to wynika niejako automatycznie z istoty przyjętego zakresu tego pojęcia, lecz na tym, o ile jest bardziej kosmiczny od innych poetów religijnych. Niewątpliwie D. w swej pracy wykazał, że w twórczości Ajschylosa kosmos znalazł swe pełne odbicie, być może pełniejsze niż u jakiegokolwiek innego poety greckiego. Piszę: „być może", ponieważ problem ten porównawczo nie został przedstawiony w omawianej książce.

Wskazując na operowanie zbyt szerokim i mało precyzyjnym pojęciem „poeta kosmiczny" pragnę podkreślić tylko poważne niedociągnięcie metodologiczne pracy D., co oczywiście nie przekreśla jej istotnego znaczenia jako ważnej próby nowego podejścia do twórczości Ajschylosa. Jest to praca bardzo bogata myślowo, oparta na obszernej literaturze przedmiotu, wykorzystanej twórczo i krytycznie. Ze spraw szczegółowych na podkreślenie zasługuje przeciwstawienie się panującym ogólnie podejściom dychotomicznym w odniesieniu do poglądów religijnych Ajschylosa, a więc sprawiedliwość – niesprawiedliwość, spętanie – wyzwolenie, kosmos – chaos. D. słusznie dowodzi, że za tymi pozornymi przeciwieństwami u poety z Eleusis znajduje się element jednoczący. Jest nim Zeus, który uosabia pełnię rzeczywistości, zgodnie ze znanym fragmentem z *Heliad* (fr. 105 M), głoszącym, że Zeus jest wszystkim (s. 319). Ważnym osiągnięciem pracy jest także wyeksponowanie znaczenia tematu podróży w twórczości Ajschylosa. Temat ten dotychczas

zauważany, lecz traktowany marginalnie, w pracy D. znalazł naukowo wyczerpujące opracowanie (s. 164 i nn.), dzięki czemu właśnie druga część omawianej książki jest najbardziej oryginalna i twórcza. Z drugiej znowu strony wydaje się, że D. zbyt eksponuje znaczenie dla religijnej myśli Ajschylosa pierwotnych sił boskich, stwarzających świat (s. 299 i nn.). Te siły w doktrynie religijno-moralnej naszego poety stanowią mało znaczący moment, podczas gdy cała uwaga skupiona jest na okresie rządów Zeusa, którego woli jest poddany świat bogów i ludzi. Dla myśli religijnej Ajschylosa bardziej charakterystyczne jest określenie Zeusa w *Agamemnonie* (w. 1486) jako „sprawcy i przyczyny wszystkiego", niż to wszystko, co na podstawie mitu o Glaukosie próbuje zrekonstruować D. (s. 301 i nn.), aby wykazać szczególne zainteresowanie poety „boskim początkiem świata".

Praca D. przyciąga czytelnika bardzo staranną i estetyczną formą graficzną, a korzystanie z niej ułatwia nie tylko szczegółowy spis treści, lecz także dwa indeksy: wykaz miejsc cytowanych z autorów greckich i łacińskich oraz zestawienie słów-kluczy.

*Robert R. Chodkowski* (Lublin)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**The Complete Works of Aristotle**, The Revised Oxford Translation, edited by Jonathan Barnes, Vol. I–II, Princeton University Press 1984 (Bollingen Series LXXI 2).

Oksfordzki przekład dzieł Arystotelesa, opublikowany w 12 tomach (w latach 1909 do 1954, najpierw pod redakcją J. A. Smitha i W. D. Rossa, a później samego Rossa), był niewątpliwie ważnym osiągnięciem naukowym w skali międzynarodowej. W pracy tej uczestniczyło wielu wybitnych arystotelików pierwszej połowy naszego stulecia. Nie ma jednak przekładów doskonałych i — jak wiadomo — wszystkie się one starzeją. Całkowicie słuszna była ponad sto lat temu intencja B. Jowetta, by z czasem angielskie tłumaczenia pism Arystotelesa korygować i doskonalić. W 1976 roku powstała inicjatywa rewizji całości oksfordzkich przekładów Arystotelesa w świetle ostatnich badań, z uwzględnieniem dzisiejszego czytelnika. Poprawione wydanie oksfordzkiego przekładu wszystkich dzieł Arystotelesa ukazało się nakładem „Princeton University Press" (1984) w dwóch obszernych tomach (Vol. I: ss. XI + 1250; Vol. II: ss. VII + 1251 — 2487) wraz ze skorowidzem imion i ogólnym indeksem ważniejszych terminów filozoficznych. Rewizji przekładów i opracowania redakcyjnego dokonał młody, lecz zasłużony już badacz filozofii greckiej, Jonathan Barnes z Balliol College (Oxford), tłumacz *Analityk wtórnych* Arystotelesa (Oxford 1975), autor nowoczesnej monografii *The Presocratic Philosophers* (London 1979) oraz bardzo wielu innych publikacji z zakresu greckiej logiki i epistemologii.

Poprawiona wersja dzieł Arystotelesa różni się znacznie od pierwotnego przekładu oksfordzkiego. Trzy traktaty logiczne zamieszczone zostały w nowych tłumaczeniach, zaczerpniętych z uprzednio wydanych w „Clarendon Aristotle Series", a mianowicie *Kategorie* i *De interpretatione* w przekładzie J. L. Acrill'a oraz *Analityki wtóre* w przekładzie samego Barnesa. Ponadto uzupełnienie stanowi dziesiąta księga *Badań nad zwierzętami* oraz trzecia księga *Ekonomiki*, nie zrealizowane w pierwotnym przekładzie oksfordzkim. Liczba tłumaczonych fragmentów z zaginionych dzieł Arystotelesa została tu również poszerzona, chociaż sposób ich przedstawienia nie wydaje się zadowalający i trafny, o czym jeszcze wspomnimy.

W pierwotnym przekładzie oksfordzkim poszczególne tomy dzieł Arystotelesa różniły się także rozmiarem opracowania: niektóre opatrzone były przypisami, inne zawierały mniej lub bardziej wyczerpujący komentarz, jak w przypadku pism biologicznych, wnosząc nim znaczny wkład do badań nad filozofem greckim.

W obecnym, poprawionym przekładzie zrezygnowano w zasadzie z przypisów, ograniczając się do minimalnych not o charakterze filologicznym w takich przypadkach, gdy proponuje się jakąś inną lekturę tekstu, podając niekiedy poszczególne słowa greckie, albo odsyła się do innych miejsc w *corpus*. Dzięki całkowitemu pominięciu komentarza wszystkie pisma Stagiryty dostępne są tylko w dwóch tomach, stając się bardziej „poręczne" dla czytelnika.

Jonathan Barnes podjął się żmudnego zrewidowania i ujednolicenia oksfordzkich przekładów Arystotelesa, dokonanych przez wielu tłumaczy w różnych latach i na sposób zróżnicowany. Sam jakby skromnie podaje, że dokonana korekta jest niewielka, częstsza w jednych, rzadsza w innych traktatach, wynosząc przeciętnie ok. 50 zmian na stronie według greckiego tekstu w wydaniu Bekkera. Zmiany te klasyfikuje on w czterech punktach:

1. Większość tłumaczonych pism Stagiryty oparta była na wydaniach oryginału z połowy ubiegłego stulecia. Dzisiaj dysponujemy w wielu przypadkach nowymi i lepszymi wydaniami krytycznymi tych tekstów. Starał się zatem Barnes ulepszyć przekład w świetle nowo wydanych tekstów oryginału, chociaż — jak stwierdzał — nie zdołał uwzględnić wszystkich danych w tym zakresie. Przy każdym traktacie Arystotelesa podał standardowy tekst, będący podstawą rewizji przekładów, a w przypisach uwzględniał odstępstwa od niego. Przeważnie jednak — wbrew własnym intencjom — pozostawał on konserwatywny w tym względzie.

2. Język przekładów wydawał się pod pewnymi względami być przestarzały w słownictwie i składni; nie modernizując jego stylu wprowadził Barnes niekiedy pewne nowe sformułowania bardziej zrozumiałe dla współczesnego czytelnika.

3. W oryginalnej wersji przekładu dostrzeżone błędy i niezręczne sformułowania starał się również odpowiednio poprawić.

4. Spośród wielu dokonanych przez niego korekt przeważają te właśnie typy przeformułowań. Pierwotny przekład był często parafrazą; niektórzy tłumacze stosowali parafrazy na sposób dość dowolny, nie dbając zbytnio o oddanie wprost intencji Arystotelesa, przez co przekład przybierał niekiedy charakter egzegezy. Inni tłumaczyli bardziej dosłownie, choć czasem wplatali również parafrazy. Korekta nie miała na celu wyeliminowania parafraz, gdyż czasem parafraza jest dopuszczalna, a zresztą nie ma ścisłej granicy między przekładem a parafrazą. Wszelako miejsca rażące zbytnio egzegetycznym charakterem starał się Barnes, zwłaszcza w partiach logicznych i filozoficznych *corpus*, zastąpić wersją bardziej zbliżoną do greckiego tekstu.

Wydawcy pierwotnej wersji przekładów nie wymagali od tłumaczy jednolitości i konsekwencji w oddawaniu technicznych i półtechnicznych terminów Arystotelesa. Sami tłumacze nie przestrzegali zresztą tej zasady w obrębie danego traktatu czy nawet tej samej księgi Arystotelesa. Taka jednolitość jest jednak pożądana, choć jej wprowadzenie wymagałoby olbrzymiej pracy, przekraczającej ramy obecnej korekty. Pewne jednak próby wyeliminowania niektórych zbyt dowolnych wariacji przekładu zostały przez Barnesa dokonane, zwłaszcza w Arystotelesowych traktatach ściśle filozoficznych.

Tłumacze nie starali się zresztą oddać w angielszczyźnie stylu greki Arystotelesa. W związku z tym Barnes zauważa: „Po większej części Arystoteles jest zwięzły, zwarty, jego argumentacja skondensowana, jego myśl zagęszczona. Po większej części przekład jest płynny i rozwlekły, ujęty w dobrze zaokrąglone periody i wyrażony zwykle językiem literackim, czasem górnolotnym. W tej mierze przekład sprawia błędne wrażenie, jakby czytało się Arystotelesa w oryginale; może oczywiście tym samym dać mylną ideę o naturze filozofowania u Arystotelesa, czyniąc go bardziej wygładzonym i wykończonym, niż jest faktycznie. W opinii korektora, sztywną grekę Arystotelesa najlepiej byłoby tłumaczyć na odpowiednio szorstki angielski; aby to jednak osiągnąć, trzeba by dokonać nowego przekładu, a nie tylko korekty. Nie podjęto żadnej poważnej próby przerobienia stylu oryginału, stylu, który — trzeba to stwierdzić — jest sam w sobie dość elegancki i przyjemny w lekturze" (Preface, s. XI).

Mamy więc pierwszą w swoim rodzaju próbę korekty i ujednolicenia przekładów wszystkich pism Arystotelesa, podjętą przez nader kompetentnego badacza i zasługującą na szczególne uznanie. Z podobną inicjatywą nie mieliśmy dotąd do czynienia w żadnym innym języku.

W obszarze języka angielskiego powstają nadal nowe przekłady poszczególnych pism, czy nawet pojedynczych ksiąg Arystotelesa. Warte odnotowania są tu przynajmniej najnowsze amerykańskie tłumaczenia *Etyki nikomachejskiej* (Terence Irwin, Indianopolis 1985), *Polityki* (Carnes Lord, Chicago 1985), a także przekład centralnych ksiąg VII—X *Metafizyki* (Montgomery Furth, Indianopolis 1985). Prac tych Jonathan Barnes nie zdołał jeszcze uwzględnić jako ewentualnych substytutów w miejsce dawniejszych przekładów. Nie zaadaptował też, poza trzema

wspomnianymi wyjątkami, innych najnowszych przekładów wydanych w „Clarendon Aristotle Series", być może dlatego, że były to tłumaczenia raczej pojedynczych ksiąg aniżeli całych traktatów Stagiryty.

Spośród wielu zmian i przeformułowań dokonanych przez Barnesa w oksfordzkich przekładach Arystotelesa najważniejsze są niewątpliwie jego propozycje dotyczące rozumienia podstawowych terminów logicznych i filozoficznych Stagiryty. Wynika to zresztą z jego profilu badawczego jako rzecznika logiki formalnej i metody analitycznej. Na przykład termin συλλογισμός rozumiany tradycyjnie po prostu jako „sylogizm", w korekcie dokonanej przez Barnesa został wszędzie konsekwentnie zastąpiony nazwą „deduction". Takie tłumaczenie jest może bliższe dzisiejszemu czytelnikowi i odpowiada greckiemu pojęciu „sylogizm" (zob. definicję u Arystotelesa *An. pr.* 24b18–20; *Top.* 100a25–26; *Rhet.* 1356b15–17, która jednak jest na tyle ogólna, że obejmować może wszelkie typy inferencji, czyli wnioskowań, również zapewne „niededukcyjnych"). W takim kontekście, gdy chodzi o „sylogizm epagogiczny", czyli indukcję, operowanie w przekładzie nazwą „dedukcja" może być mylące dla czytelnika, który rozgranicza obydwa te pojęcia. W wersji skorygowanej przez Barnesa czytamy: „Now induction, or rather the deduction which springs out of induction, consists in deducing a relation between one extreme and the middle by means of the other extreme..." (*An. pr.* 68b15n.). I nieco dalej: „In the order of nature, deduction through the middle term is prior and more familiar, but deduction through induction is clearer to us" (68b35n.).

Od tłumacza *Analityk wtórych*, proponującego bardziej wierne rozumienie ważnych wyrażeń Arystotelesa, można by oczekiwać, w przeprowadzonej przez niego korekcie oksfordzkich przekładów Stagiryty, możliwie konsekwentnego przestrzegania raz ustalonej terminologii. Sięgnijmy do kilku przykładów. Termin πρότασις, rozumiany przez innych tłumaczy zwykle jako „premiss", koryguje Barnes konsekwentnie na „proposition". Pojęcie ἐπιστήμη, które występuje w *Analitykach*, tłumaczone tradycyjnie jako „(scientific) knowledge", oddaje przez „understanding", chociaż w niewiele różniącym się od *Analityk* kontekście *Etyki nikomachejskiej* (VI 3) i *O duszy* (III 8) pozostaje on przy poprzedniej wersji. Podobnie w przypadku pojęcia νοῦς, które w świetle ostatnich badań wydaje się nie mieć irracjonalnego sensu „intuition"; Barnes trafnie koryguje na „comprehension" w *Analitykach wtórych* (II 19) i *Etyce nikomachejskiej* (VI 6), jednakże w traktacie *O duszy* (III 4) oddaje definicję tego pojęcia słowami: „by thought I mean that whereby the soul thinks and judges" (429a23). W tym miejscu można by, jak sądzę, oddać wierniej słowo ὑπολαμβάνει (nie „judges", ale dosłownie „apprehends") celem wskazania właśnie na powyższą funkcję νοῦς rozumianą jako „comprehension".

Z podobnym brakiem konsekwencji mamy do czynienia przy tłumaczeniu pojęcia αἴτιον; w *Analitykach wtórych* (II 11) wprowadził Barnes nazwę „explanation", a w innych, pokrewnych miejscach (*Metaph.* V 2; *Phys.* II 3; 7) pozostawił tradycyjny przekład „cause". Arystoteles oczywiście opracował pewną koncepcję „wyjaśniania" naukowego, ale jej struktura wiąże się bezpośrednio z pojęciem ἀπόδειξις, rozumianym tradycyjnie jako „dowodzenie". W tym punkcie jednak poglądy Barnesa są odmienne od naszych, co przedstawimy zresztą w oddzielnej rozprawie.

Podobne uwagi można by poczynić śledząc jeszcze inne ważne pojęcia Arystotelesa w poprawionym przekładzie oksfordzkim. Nasuwa się tu pytanie, czy w ogóle byłoby wskazane przeprowadzenie korekty bardziej konsekwentnej i radykalnej w celu ujednolicenia lektury przekładów Arystotelesa. W świetle ostatnich badań okazuje się bowiem, że Arystoteles jest bardziej spójny i konsekwentny, niż dawniej przypuszczano. W pełni zatem jest słuszny postulat Barnesa, by unikać literackich parafraz i oddawać odpowiednio wiernie sztywny i skondensowany styl Arystotelesa, chociaż w nieznacznym tylko stopniu sam go realizuje.

Dla celów ściśle badawczych istnieje nadal potrzeba wierniejszego i bardziej spójnego odczytania wszystkich dzieł Stagiryty. Można by tu za filozofem greckim powiedzieć, że pierwszy i najtrudniejszy krok został już dokonany: teraz niech inni ocenią i zrobią dalsze postępy. W każdym razie korekta dokonana przez Barnesa jako „początek jest największą częścią całości"...

Ostatnia część drugiego tomu pod ogólnym nagłówkiem *Fragments* zawiera przekład

*Katalogu* pism Arystotelesa (według Diogenesa Laertiosa), następnie tłumaczenie samych *Fragmentów* przejętych z trzeciego wydania Rosego (1886), a na końcu resztki z listów i poezji Arystotelesa, łącznie z jego *Testamentem* zachowanym również u Diogenesa Laertiosa.

Barnes jest wprawdzie świadomy tego, że układ *Fragmentów* według Rosego nie jest idealny, jakkolwiek wprowadzenie ich nowego porządku uznał za bardziej niedogodne i mniej jasne. Zapowiadane od kilku lat dzieło, które mogłoby być tu pomocne, ukazało się dopiero niedawno: *Aristotelis Opera*, Vol. III: *Librorum deperditorum fragmenta*, collegit et annotationibus instruxit Olof Gigon, Berlin 1987. Trudno nam tutaj ocenić ten obszerny tom. W każdym razie badania nad zaginionymi pismami Arystotelesa doczekały się już uprzednio kilku znaczących opracowań. Barnes nie oparł się jednak na selektywnym układzie *Fragmentów* w wydaniu Rossa (1955), choć wzorował się na ich oksfordzkim przekładzie dokonanym przez tegoż uczonego. Skorzystał natomiast wybiórczo z wydania *Protreptyku* dokonanego przez Düringa (1961). Także przekład fragmentów *O ideach* oparł na tekście oryginału wydanym przez Harlfingera (1975). Nie uwzględnił natomiast fragmentów *O filozofii* w wydaniu Untersteinera (1963).

Utrzymanie podziału i kolejności *Fragmentów* Arystotelesa według wydania Rosego, nawet pomimo ich selektywnej modyfikacji dokonanej przez Barnesa, nie wydaje się jednak szczęśliwym pomysłem. Numerowanie jedynie poszczególnych fragmentów (a są to najczęściej testimonia czy parafrazy), bez podawania ich przynależności do dzieł Arystotelesa za pomocą odpowiednich tytułów, z ogólnym jedynie określeniem działów tematycznych, jest wysoce niezadowalające. W takim układzie wątpliwe jest zresztą zamieszczenie fragmentów *O dobru* i *Protreptyku* pod ogólnym nagłówkiem dialogów. Ta zatem część oksfordzkich przekładów Arystotelesa wymagać będzie pilnej rewizji w świetle nowego wydania jego *Fragmentów* przez Gigona.

Na koniec dodajmy, że pomimo pewnych uchybień czy kwestii dyskusyjnych, poprawiony oxfordzki przekład dzieł Arystotelesa służyć może za miarodajny wzór i podstawę wszelkich rewizji przekładów tego filozofa — również w innych językach.

*Marian Wesoły* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Jerzy Łanowski, Literatura Grecji starożytnej w zarysie**, seria „Logos" PWN, Warszawa 1987, s. 216 + 24.

W serii „Logos" propagującej prace z różnych dziedzin kultury, nauk społecznych i humanistyki ukazała się w 1987 roku książka Jerzego Łanowskiego pt. *Literatura Grecji starożytnej w zarysie*. Książka ta, licząca 216 stron z dodatkiem 24 stron na ilustracje, stanowi wznowienie tematu opracowanego przez autora już wcześniej (pierwsze wydanie w 1977, drugie uzupełnione w 1979) w serii „Dziejów literatur europejskich".

Obecne wydanie, o czym informuje czytelnika Ł. w przesłaniu „Od autora", zachowuje zasadniczo kształt pierwotny tekstu, wprowadza jednak pewne innowacje, szczególnie zaś poszerza i aktualizuje bibliografię zarówno przekładów polskich, jak i opracowań dotyczących literatury Grecji starożytnej. Najważniejszą jednak rzeczą, o której autor skromnie milczy, jest fakt, że dzięki ponownemu opracowaniu zarysu greckiej literatury w postaci autonomicznej książki o stosunkowo dużym, choć i tak, jak myślę, nie zaspokajającym potrzeb nakładzie 25 tysięcy egzemplarzy, trafił on do rąk wielu czytelników, którzy nie mieliby innej możliwości zetknięcia się z tak jasnym i nowoczesnym wykładem historii literatury starożytnych Greków. „Dzieje literatur europejskich" są bowiem praktycznie niedostępne na rynku księgarskim z wyjątkiem pojedynczych „okazji" w antykwariatach. Godna podkreślenia wydaje mi się zatem rola popularyzatorska, jaką odegrało wznowienie w serii „Logos".

Obecna książka zachowuje bez zmian układ materiału znany z „Dziejów literatur", ale

wprowadza bardzo istotną innowację w postaci opracowanego przez autora indeksu ważniejszych terminów literackich i kulturowych. Indeks ten można nazwać przewodnikiem po książce. Nie tylko ułatwia niezmiernie orientację w materiale, ale również dzięki zastosowaniu terminologii greckiej (bądź jako hasła podstawowego w indeksie, bądź jako podanego w nawiasie odpowiednika polskiego terminu) decyduje o wzniesieniu wykładu o jeden stopień wyżej. Niezależnie od tego, że przystępność opracowania pozwala na korzystanie z tej książki także przez młodzież akademicką różnych humanistycznych dyscyplin, sporządzenie indeksu-klucza ułatwiającego poruszanie się po rozległym obszarze greckiej literatury służyć może specjalnie filologom. Szkoda, że uzupełniające indeks „złote myśli" — gnomy, podane w transkrypcji łacińskiej, ale w brzmieniu greckim, z polskim przekładem, występują zaledwie w liczbie trzech!

Oprócz tej najistotniejszej nowości spotykamy się w książce Łanowskiego z szeregiem innych zmian i uzupełnień. Nowe wydanie zaopatrzone jest w odrębny indeks osób i tytułów utworów, podczas gdy „Dzieje literatur" mają jedynie indeks autorów anonimowych, zbiorowych i niepewnego autorstwa. Powiększono również liczbę ilustracji z 14 wplecionych w tekst do 36 zamieszczonych oddzielnie pod koniec książki, podzielonych na cykle tematyczne. Ilustracje te zostały dodatkowo przez autora opisane w „Spisie i opisie ilustracji" (s. 210—215). Opis ten zawiera niekiedy bardzo drobiazgową prezentację zabytku kultury materialnej oraz informację o jego pochodzeniu. Poza tym książka w serii „Logos" bogatsza jest o dwie mapki — jedną Grecji lądowej, wysp i wybrzeży Azji Mniejszej, drugą zaś — centrów greckich w świecie śródziemnomorskim. Mapy, jak wiadomo, przemawiają skuteczniej do wyobraźni niż słowa i dają czytelnikowi, zwłaszcza mniej obeznanemu z realiami greckiej starożytności, pogląd na ogrom obszaru zamieszkałego przez Greków i wydającego twórców greckiej literatury. Na uwagę zasługuje wreszcie aktualizacja bibliografii i doprowadzenie jej, szczególnie w uzupełnieniu (addenda), do najnowszych pozycji z 1986 roku. Bibliografia przekładów jest pełniejsza nie tylko o prace, które ukazały się po wydaniu „Dziejów literatur", ale została ona również poszerzona o przekłady autorów antycznych, dla których nie starczyło miejsca w poprzednim wydaniu. Wśród pisarzy „nowych" znaleźli się zwłaszcza przedstawiciele ostatniego okresu rozwoju literatury greckiej, którymi zainteresowanie wydatnie wzrosło.

Podobnie rozrósł się dział bibliograficzny pt. „Opracowania". Uzupełniona została informacja o czasopismach polskich prezentujących problematykę antyku — w „Dziejach" wspomniany jest tylko „Meander", obecnie również „Eos" i „Filomata". Autor zwraca też uwagę, że BKF, BN i PLA zaopatrzone są w obszerne wstępy historycznoliterackie, które mogą dać czytelnikowi pełniejszy wgląd w literaturę antyku. Czysto drukarskim błędem jest datowanie pierwszego numeru „Eos" na rok 1981 zamiast 1894.

Zmiany merytoryczne w tekście są właściwie niewielkie, a przecież świadczą o tym, że zarys literatury starogreckiej nie przestał być przedmiotem troski autora w momencie ukazania się. Poczynione zmiany są bowiem przejawem życzenia autora, aby myśl greckich pisarzy trafiła do polskiego czytelnika w możliwie najpełniejszym kształcie i najtrafniejszej postaci, na jakie pozwalają możliwości naszego ojczystego języka. Przykładem niech będzie sprecyzowanie wykładni poglądów filozofa Anaksymenesa o pratworzywie świata, które upatrywał „dokładniej chyba we mgle, oparach" (cyt. Łanowskiego), czy zastąpienie uprzednio podanego aforyzmu Heraklita: „Słowo cieniem czynu", innym, bardziej reprezentatywnym dla „ciemności" myśli filozofa: „W górę i w dół droga taż sama". Część poświęcona dramatowi wzbogacona została o informację o postaci Sofrona, twórcy mimu. Tytuł zaś tragedii Eurypidesa zmieniony został z *Heraklidzi* na brzmiący lepiej dla polskiego czytelnika *Dzieci Heraklesa*.

Niewątpliwie indywidualne zainteresowania autora, zwłaszcza dramatem, nie pozostały bez znaczenia dla opracowania tego działu literatury greckiej. Część poświęcona dramatowi jest nie tyle obszerniejsza, co potraktowana bardziej drobiazgowo, ale przy mnogości szczegółów nie znika z oczu czytelnika synteza, której dokonuje Łanowski. Znawca i tłumacz greckiego dramatu kilkoma rysami portretuje bardzo wiernie antycznego twórcę uwypuklając to, co najistotniejsze. Nieco inaczej przedstawia się sprawa z tematem nie tak „serdecznym" autorowi, mianowicie z sofistami. Podstawę do ich charakterystyki stanowiły dialogi Platona, które dają obraz lekko

powierzchowny i karykaturalny. A tymczasem nastąpiło znaczne ożywienie badań nad sofistyką grecką i pojawiły się próby rehabilitacji sofistów, nowego ich odczytywania, niezależnie od wizji przekazanej przez Platona.

Opracowanie okresu rzymskiego w literaturze greckiej poszerzył Łanowski o krótkie scharakteryzowanie traktatu z zakresu teorii literatury, zatytułowanego *O wzniosłości*, a eksponującego rolę natchnienia w pracy twórczej.

Rzeczą niezmiernie ważną dla całej historii literatury greckiej przedstawionej przez Łanowskiego jest poprzedzenie każdego okresu literackiego krótkim wstępem historyczno-kulturowym, który lokuje dany okres w konkretnej pozycji wobec poprzedniego lub wybiega porównaniami i skojarzeniami w następny, a tym samym wskazuje na ciągłość greckiej literatury i jej konsekwencję rozwojową (zupełnie niezależnie od czysto „mechanicznego" podziału z krótkimi charakterystykami zamieszczonego w „Słowie wstępnym"). Zresztą nie tylko literaturę grecką odbiera Łanowski jako ciągłość procesu historycznoliterackiego. Dzieje literatury europejskiej stanowią dla autora całość, u której podstaw leży twórczość starożytnych Greków. Końcowe zdanie książki mówiące o tym, że nie sposób pojąć literatury polskiej ani też żadnej innej nowożytnej bez wiedzy o greckich wzorcach i inspiracjach, nie jest truizmem, ale znajduje konsekwentną ilustrację w trakcie całego wykładu. Przy każdej okazji Łanowski zwraca uwagę na coraz to inne „renesanse" literatury greckiej pojawiające się w różnych epokach literackich, czerpiących z bogactwa Greków to, co odpowiadało ich duchowi.

I jeszcze jedna bardzo istotna kwestia — Łanowski nie tylko widzi odrodzenie greckiej literatury w stosowaniu się do jej zasad kompozycyjnych, wyznaczników tematycznych i ideowych, ale również w twórczej reinterpretacji późniejszych twórców, dla których antyk grecki odgrywał rolę bodźca, przysłowiowej „boskiej iskierki" zapładniającej już ich własną twórczą wyobraźnię. Niechaj przykładem będą dzieła reżyserów telewizyjnych czy filmowych, choćby obrazy Passoliniego czy *Obrona Ksantypy* Morstina.

Ze względu na tego typu drobiazgowe i wnikliwe obserwacje, celne i precyzyjne sformułowania uświadamiające ciągłość naszej europejskiej kultury jest rzeczą bardzo pożyteczną, iż *Literatura Grecji starożytnej w zarysie* Jerzego Łanowskiego miała okazję trafić do rąk wielu czytelników, także niefilologów, być może i niehumanistów. Zawarty w niej nowoczesny obraz greckiej literatury pozwala z pewnością na pełniejsze zrozumienie wielu procesów zachodzących w sferze kultury naszego kontynentu.

*Krystyna Tuszyńska-Maciejewska* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Anna Świderkówna, Siedem Kleopatr**, Warszawa 1987², Wiedza Powszechna, ss. 349, tabl. 3.

Dzieje Kleopatry VII, ostatniej królowej Egiptu, są dobrze znane polskiemu czytelnikowi. Postacią ostatniej władczyni hellenistycznego Egiptu fascynowało się wielu autorów. Powstawały utwory literackie, wysuwające na plan pierwszy romansowy charakter jej życia oraz dzieła popularnonaukowe i naukowe; miały one przedstawić królową oraz jej wpływ na wydarzenia polityczne czasów, w których żyła. Czytelnik polski wie niewiele albo zgoła nic o innych jej poprzedniczkach. Lukę tę wypełnia książka Anny Świderkówny, *Siedem Kleopatr*. Autorka mało miejsca poświęca znanej Kleopatrze, pragnąc przybliżyć czytelnikowi postaci jej poprzedniczek. Kreśli też tło historyczne epok, w których owe królowe żyły i działały, koncentrując się jednak na wydarzeniach politycznych i kulturalnych z nimi związanych. Bo przecież Autorka, znana badaczka epoki hellenistycznej, poświęciła historii politycznej książkę *Hellada królów*, a o kulturze hellenistycznej pisała w *Hellenika. Wizerunek epoki od Aleksandra do Augusta*.

Autorka podzieliła materiał na 5 ksiąg. Elementem łączącym księgi są postaci Kleopatr, władczyń panujących w Egipcie i w Syrii.

Niejako wstępem do dziejów hellenistycznych królowych jest księga I, której bohaterką jest Kleopatra, córka Filipa Macedońskiego i Olimpias, siostra Aleksandra Wielkiego. Wokół jej osoby toczą się wydarzenia od roku 336, to jest od jej ślubu z królem Molossów, Aleksandrem. Zamordowana w roku 309, nie była świadkiem zakończenia krwawych walk o sukcesję po Aleksandrze Wielkim. Autorka zakończyła księgę na roku 301, na bitwie pod Ipsos i na powstaniu monarchii hellenistycznych. Panowanie Aleksandra Wielkiego i jego niezwykła wyprawa na Wschód jest zaznaczona skrótowo. Autorka skoncentrowała swą uwagę początkowo na wydarzeniach w Macedonii i Epirze, gdzie przebywały dwie żądne władzy królowe, Olimpias i Kleopatra, a następnie na walce o władzę prowadzonej przez wodzów po śmierci Aleksandra. Kleopatra przebywająca od 322 roku w Sardes nie miała większego wpływu na rozwój wypadków. Autorka zwróciła uwagę na efekty wyprawy Aleksandra, na przybliżenie Hellenom Wschodu, na zetknięcie się odmiennych kultur, a przede wszystkim na powstanie zupełnie nowej kultury, hellenistycznej.

W księdze II przedstawiono wydarzenia od roku 223, to jest od wstąpienia na tron Antiocha III Wielkiego, do roku 176, w którym zmarła jego córka Kleopatra, królowa Egiptu, żona Ptolemeusza V Epifanesa. Jej dzieje są pretekstem do nakreślenia sytuacji politycznej trzech największych państw hellenistycznych. Na arenie pojawia się już nowa potęga militarna — Rzym. Rzymianie pilnie baczą, by pod ich bokiem żadna z monarchii hellenistycznych zanadto się nie umocniła. Wykorzystują spory dynastyczne, wybuchające co jakiś czas w każdym z państw hellenistycznych, by zdobyć prymat w świecie śródziemnomorskim. Poparcie Rzymu dla pretendenta jest równoznaczne z otrzymaniem przez niego upragnionej korony. Sąsiedzi Rzymian powoli tracą niezależność. W 196 roku Filip V Macedoński został pokonany przez Rzymian, w rok później na igrzyskach istmijskich Rzymianie ogłosili „wolność Hellady". Antioch III Wielki, dziedzic sięgającego od Morza Śródziemnego po Hindukusz państwa Seleucydów, sam wytrawny polityk i znakomity wódz, też w końcu musiał poddać się woli Rzymian. W takich czasach przyszło żyć Kleopatrze. Zimą roku 194/193 mając zaledwie lat 10 poślubiła o 6 lat starszego od siebie Ptolemeusza V Epifanesa. Małżeństwo to miało przypieczętować pokój, jaki pod presją Rzymu musiał zawrzeć Antioch III z Egiptem. Wprowadzając młodą królową na dwór w Aleksandrii, Autorka opisuje stolicę Ptolemeuszów, piękno i przepych pałaców. Zwróciła też uwagę na osiągnięcia władców Egiptu w dziedzinie kultury. Wspomniała wybitnych poetów i uczonych III w., nie zapomniała też o roli, jaką pełniły Muzeum i Biblioteka.

Bohaterkami III księgi są Kleopatra II i Kleopatra III, władczynie Egiptu, matka i córka. Autorka przedstawiła w niej wydarzenia lat 176 — 103/102. Obserwujemy powolny upadek monarchii hellenistycznych i wzrost terytorialny państwa rzymskiego. Rok 146 to ostateczny upadek Kartaginy i ujarzmienie próbującej odzyskać wolność Grecji. W roku 133 Attalos testamentem ofiarował Pergamon Rzymowi. Prawie cały świat śródziemnomorski należał już do nowych panów. Z dawnych hellenistycznych kolosów pozostały jeszcze dwa państwa, azjatycka monarchia Seleucydów i Egipt, oba targane nieprzerwanymi wewnętrznymi wojnami i walkami o władzę.

Kleopatra I i Ptolemeusz V Epifanes mieli trójkę dzieci, dwóch synów, późniejszych Ptolemeuszów Filometora i Fyskona, oraz córkę Kleopatrę, która przeszła do historii jako Kleopatra II. Wcześnie osieroconymi królewskimi dziećmi zajęli się żądni władzy opiekunowie. Oni to, mając poparcie Aleksandryjczyków, rządzili państwem. Z ich inicjatywy Ptolemeusz VI Filometor poślubił swoją siostrę Kleopatrę.

Księga III podzielona została na trzy części. Główną treścią pierwszej jest wojna pomiędzy władcą państwa Seleucydów, Antiochem IV Epifanesem, a Egiptem, zakończona pokojem wymuszonym na Antiochu interwencją Rzymian, którzy w roku 168 zwyciężyli ostatecznie pod Pydną macedońskiego Perseusza.

Część druga przedstawia niespokojne rządy Ptolemeuszów i Kleopatry, ciągłe wzajemne walki o władzę między braćmi, a przede wszystkim dalsze dobrowolne uzależnianie się Ptolemeuszów od Rzymu. Filometor wiedział jednak, kiedy może pozwolić sobie na niezależną politykę, a nawet na sprzeciw wobec postanowień Senatu rzymskiego. Wykorzystał trudną sytuację Rzymu, który przygotowywał się do ostatecznego ujarzmienia Kartaginy i Grecji i wmieszał się w spory

dynastyczne w państwie Seleucydów, pragnąc przyłączyć do Egiptu Celesyrię. Aby umocnić swoje wpływy w Antiochii, ofiarował Demetriuszowi II Nikatorowi rękę córki Kleopatry Thei. Filometor, energiczny król Egiptu, chwalony nawet przez Polibiusza, na ogół bardzo źle wyrażającego się o Ptolemeuszach, zginął młodo walcząc w obronie królestwa swojego zięcia.

Po kilku latach pewnego wzmocnienia się Egiptu i wzrostu znaczenia Ptolemeuszów nastąpił kolejny okres walk o władzę w Egipcie. Osłabiły one znacznie kraj i go zubożyły. Nadto co pewien czas wybuchały bunty i powstania uciskanej, rdzennej ludności Egiptu.

Trzecia część rozpoczyna się z chwilą objęcia władzy przez Ptolemeusza VIII. Stało się to dzięki poparciu Senatu rzymskiego i ludu Aleksandrii. Przy pierwszym małżonku Kleopatra II pozostawała w cieniu. Po jego śmierci musiała walczyć o władzę i życie dla swego synka Ptolemeusza z przydomkiem Neos Filopator. Z tego powodu poślubiła brata. Nie udało się jej jednak ocalić życia synowi. Sytuacja królowej pogorszyła się znacznie, gdy jej brat i małżonek ożenił się z jej córką Kleopatrą, trzecią tego imienia królową Egiptu. Rządy mieli sprawować wspólnie. Nie były to łatwe lata ani dla Egiptu, ani dla Kleopatry II. Walki o władzę między rodzeństwem trwały nadal, a ponadto Ptolemeusz VIII Euergetes II, zwany przez Aleksandryjczyków Fyskonem, był władcą gwałtownym i okrutnym. Ptolemeusz VIII zmarł w roku 118, jego żona – siostra niedługo po nim.

Aby nie nużyć czytelnika powtarzającymi się stale krwawymi walkami o władzę, Autorka przybliża kulturę hellenistyczną, pisząc o nowych kultach, o czci, jaką ludzie winni byli władcom Egiptu, wspomina poetów i uczonych pracujących w Aleksandrii za czasów Kleopatry II. Pisze również o Żydach zamieszkujących Aleksandrię, ich pozycji w państwie Ptolemeuszów, a także o literaturze żydowskiej powstałej w Aleksandrii pod wpływem kultury greckiej. Nie zapomina też o szlakach handlowych i nowych odkryciach. Obszerniej wspomina wyprawy Eudoksosa z Kyzikos.

Lata życia i panowania Kleopatry III wypełnione były walkami o władzę, które prowadziła z synami, starszym Ptolemeuszem IX, zwanym Lathyrosem, a po jego usunięciu, z Ptolemeuszem Aleksandrem. Żaden z nich nie okazał się uległym synem, o jakim królowa marzyła, bo obaj chcieli panować samodzielnie, bez współrządów z matką. Kleopatra została zamordowana na rozkaz Ptolemeusza Aleksandra.

Księga IV przenosi nas do Syrii. Obejmuje lata 150–64. Dopełniają się losy ostatnich potomków Seleukosa. Z dawnego olbrzymiego państwa pozostał już tylko skrawek położony między górami Tauru a Tygrysem. Spokoju oczywiście w monarchii nie było. Państwo nękane było wewnętrznymi walkami o władzę, ze wszystkich stron czyhali nieprzyjaźni sąsiedzi, chcąc własne państwa powiększyć kosztem umierającego kolosa.

Bohaterkami tej księgi są Kleopatry, władczynie syryjskie. Pierwszą była Kleopatra Thea, rządząca w dawnym państwie Seleukosa, żona kolejno: Balasa, Demetriusza II Nikatora i Antiocha VI Sidetesa. Walcząc o władzę nie zawahała się nawet przed zamordowaniem własnego syna. Rządy sprawowała wraz z synem Antiochem Gryposem, ożenionym z córką Kleopatry III i Ptolemeusza VIII, Tryfajną. O władzę walczył z nimi przyrodni brat Gryposa, syn Kleopatry Thei i Sidetesa, Antioch IX Kyzykeńczyk, mąż Kleopatry IV, pierwszej żony Ptolemeusza IX Lathyrosa. Kyzykeńczyk przegrał walkę o władzę nad całym państwem, stracił też żonę zamordowaną z rozkazu własnej siostry, Tryfajny. Po długotrwałej wojnie obaj synowie Kleopatry Thei podzielili się resztką dawnego państwa Seleucydów w ten sposób, że Grypos zajął Syrię właściwą, a Kyzykeńczyk część położoną nad morzem wraz z Celesyrią, W sprawy wewnętrzne państwa Seleucydów ingerowali i Ptolemeusz IX Lathyros i Kleopatra III, która popierając Gryposa oddała mu za żonę Kleopatrę Selene. Wojna pomiędzy dwoma pretendentami trwała 20 lat. W roku 96 Grypos padł ofiarą spisku, a w 95 Kyzykeńczyk zginął w wojnie z synem Gryposa. Walki dynastyczne nie ustały wraz ze śmiercią synów Kleopatry Thei i przeniosły się na ich synów. Kleopatra Selene włączyła się również do walki, poślubiła syna Kyzykeńczyka, Antiocha X Pobożnego, a potem pragnęła zdobyć tron dla synów urodzonych z tego związku. Mieszkańcy Antiochii mając dość ciągłych walk o władzę, ofiarowali tron Tigranesowi, władcy Armenii. Wreszcie, chociaż na krótko, zapanował wewnętrzny spokój, przerwany wnet wojną z Rzymem. Tigranes uległ Lukullusowi, który wprowadził na tron syna Selene, Antiocha XIII, zwanego

Azjatyckim. Decyzja ta nie przyniosła spokoju w państwie. Walki wewnętrzne trwały nadal. W roku 64 do Syrii przybył Gnejusz Pompejusz. Wbrew oczekiwaniom Antiocha Rzymianie nie udzielili mu poparcia, a kiedy ten ostatni potomek Seleukosa został zabity, Rzymianie uczynili z Syrii swoją prowincję.

Także i w tej księdze zajęła się Autorka problemami nie związanymi bezpośrednio z działalnością bohaterek. Zwróciła uwagę na wpływ Wschodu na rozwój myśli greckiej. Dużo miejsca poświęciła Posejdoniosowi i Meleagrowi z Gadary.

W księdze V pobieżnie przedstawiono ostatnie lata pozornej niezależności Egiptu. Postać Kleopatry wielokrotnie opisywaną i ogólnie znane wydarzenia polityczne tych lat potraktowała Autorka skrótowo. Nie zamierzała bowiem dać wnikliwego studium o Kleopatrze VII. Zwróciła uwagę na pewne cechy Kleopatry, które wyróżniały ją spośród innych władczyń hellenistycznych.

Zamierzenia swoje Autorka przedstawiła we wstępie. Zgodnie z nimi nie omawia tych wydarzeń, które są ogólnie znane i dobrze opracowane. Pragnie zwrócić uwagę czytelnika na „historie nieznane a pasjonujące" i konsekwentnie wywiązuje się z tego zadania.

*Siedem Kleopatr* nie jest kolejnym opracowaniem historii politycznej hellenizmu. Nie można też tej książki traktować jako biografii siedmiu władczyń: Kleopatry, siostry Aleksandra Wielkiego, Kleopatry I „Syryjki", Kleopatry II, Kleopatry III, Kleopatry Thei, Kleopatry V, Kleopatry Selene i Kleopatry VII. Życie tych kobiet zbyt łączyło się z władzą i dziejami politycznymi, by można pokusić się o przedstawienie samych tylko biografii, pomijając tło historycznych wydarzeń.

Dla ubarwienia akcji i przybliżenia współczesnemu czytelnikowi czasów, w których żyły i działały Kleopatry, Autorka często przytacza różne ciekawostki. Zwraca uwagę na literaturę i kulturę. W tekście jest dużo autentycznych dokumentów.

Mimo że dla przeciętnego czytelnika książka nie jest łatwa ze względu na zbyt skondensowany i na ogół mało znany materiał, może niewątpliwie przyciągnąć jego uwagę. Znakomicie oddaje klimat lat, w których żyły i panowały tytułowe Kleopatry. Postacie królowych są pełne życia, władcze, żądne władzy, inteligentne. I jeszcze jedna ważna myśl przewijająca się na kartach tej książki. Niejednokrotnie Autorka podkreśla, że brak porozumienia i zgody między władcami hellenistycznymi w obliczu rzeczywistego wroga, Rzymu, doprowadził do ich upadku.

Korzystanie z książki ułatwiają indeksy: osobowy i nazw geograficznych. Autorka podaje również wybraną bibliografię. Książka zawiera też przypisy. Do wykazu skrótów zakradła się drobna pomyłka. Mianowicie Autorka rozwiązała skrót „L" jako „Lukan", gdy w rzeczywistości w przypisach powołuje się na Liwiusza.

*Małgorzata Wróbel* (Wrocław)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Hans Peter Syndikus, Catull. Eine Interpretation. Erster Teil. Einleitung. Die kleinen Gedichte (1–60)**, Impulse der Forschung, Band 46, Darmstadt 1984, ss. VIII + 293.

Książka H. P. Syndikusa pt. *Catull. Eine Interpretation* składa się z dwu nierównych segmentów, ze *Wstępu* liczącego 70 stron oraz *Interpretacji* zawartych na 270 stronicach. Zabiegom interpretacyjnym poddał Autor kolejno 60 utworów, które stanowią pierwszą z trzech wyróżnianych powszechnie części Katullusowej *Księgi* (c. 1–60, 61–68, 69–116).

Na kartach *Wstępu* omówił Autor życie poety, które przedstawił jako krytyczną historię biograficznego problemu, czyli życiorysu różnie odczytywanego, przeważnie na podstawie wzmianek biograficznych w wierszach samego Katullusa o bardzo niepewnej zazwyczaj chronologii, co stało się główną przyczyną wielu dyskusyjnych domysłów i hipotez. H. P. Syndikus w polemice z filologami rekonstruującymi wydarzenia, a zwłaszcza przebieg romansu z Lesbią (jak np. O. Weinreich lub F. Stoessl) opowiedział się za rezygnacją nie tylko z ustaleń chronologicznych, lecz także z możliwości odtworzenia etapów rozwoju duchowego poety. Za możliwy uznał

jedynie zarys biografii. W nim zaś w sprzeczność z samym sobą zdaje się popadać uczony, gdy na podstawie napastliwych wierszy przeciw Cezarowi lub Mamurze skłonny jest przypisać Katullusowi udział w walce politycznej z triumwirami, a jednocześnie odmawia mu politycznych zainteresowań (s. 5). Wspomniane inwektywy miały zapewne dla odbiorców polityczną wymowę, gdyż dotyczyły ludzi zdobywających władzę w państwie, lecz nie wynikały z pobudek politycznych a raczej stanowych (Cezar otaczał się ludźmi niskiego pochodzenia), a może też osobistych, gdy łatwo zdobywane i prędko trwonione fortuny Cezarowych ulubieńców drażniły przywykłego do tradycyjnych źródeł niezależności finansowej poetę z bogatej rodziny. Na brak stałości przekonań rzekomego opozycjonisty politycznego zwrócił słusznie uwagę H. P. Syndikus pisząc o łatwym pojednaniu Katullusa z Cezarem. Jest więc rzeczą bardzo prawdopodobną, iż Katullus dzielił z neoterykami jawną niechęć do osób z otoczenia triumwirów oraz do nich samych, nie będąc przy tym stronnikiem żadnej partii politycznej, a to z tej prostej przyczyny, że rezultat rozgrywek o władzę był mu dość obojętny.

Autor książki trafnie scharakteryzował środowisko społeczne i literackie, do jakiego należał i jakie współtworzył w stolicy poeta z Werony, jako swego rodzaju elitę towarzyską arystokratycznej młodzieży, snobistyczną i ekskluzywną, dla której znakiem wzajemnego rozpoznania był określony styl życia i sposób wyrażania się, a także postawa wyższości, lekceważenia, a nawet arogancji wobec wszystkiego, co trąciło staroświeckim obyczajem przodków (*mos maiorum*), bądź współczesną rzymską powagą (*gravitas Romana*). Z sympatii i antypatii, niekiedy bardzo płytko umotywowanych, z obyczajów odrębnych, z charakterystycznego słownictwa i niedbałego tonu obowiązującego w tym środowisku, które naszemu Autorowi przypomina cyganerię artystyczną (sprzeciw wobec „starego" w życiu i w sztuce), a także oksfordzkie towarzystwo (dykcja, pewien styl konwersacyjny), zrodziła się twórczość Katullusa. Porównanie z lordem Byronem winno pomóc czytelnikowi *Interpretacji* w zrozumieniu, iż dzięki talentowi Katullus nie został poetą jednego kręgu towarzyskiego ani wyrazicielem jednej literackiej mody (s. 16).

Został poetą lirycznym, jaki po raz pierwszy przytrafił się rzymskiej literaturze. H. P. Syndikus docenił powagę tego zjawiska, lecz socjologiczne objaśnienie charakteru liryki miłosnej Katullusa, nazwanej przezeń poetyckim centrum (s. 17: „die poetische Mitte") twórczości, budzi pewne zastrzeżenia. Czytamy mianowicie: „Kurtyzany i damy-emancypantki w rodzaju Sallustiuszowej Sempronii, które w sztuce uwodzenia z kurtyzanami szły o lepsze, budziły, jak się zdaje, głębsze i trwalsze namiętności niż te przemijające pobudzenia zmysłów, jakie poprzednio bywały tematem miłosnej poezji" (s. 18). Pisząc „poprzednio" miał Autor na myśli komedię rzymską i epigram hellenistyczny, które to gatunki odzwierciedlały miłostki z dziewczętami swobodnych obyczajów, nie będących jednak kurtyzanami ani tym bardziej ich konkurentkami z wyższych sfer. A zatem dopiero pojawienie się nowej kategorii pań swawolnych w związku z przemianami społecznymi w Rzymie około połowy I w. p.n.e. miało wyzwolić wspomniane głębsze namiętności, które znalazły wyraz najpierw w liryce Katullusa, a następnie w twórczości elegików rzymskich. Oczywiście, przemiany obyczajowe we wspomnianym okresie wywarły istotny wpływ na koloryt środowiskowy w wierszach kochanka Lesbii, ale całkiem nowy wzorzec przeżywania uczuć czy to miłości, czy nienawiści stworzył Katullus dzięki swemu oryginalnemu talentowi lirycznemu, a nie dlatego, że w świecie rzeczywistym panią jego serca była (najprawdopodobniej) rozwiązła dama z arystokracji. Typ lirycznych wzruszeń właściwy utworom Katullusa pozwala w historii poezji antycznej porównać się tylko z sugestywnością wzruszeniową wierszy Safony, ale socjologiczne wyjaśnienie tego zjawiska literackiego i w tym wypadku okazałoby się niezadowalające.

Znacznie więcej słuszności zawierają naszym zdaniem wywody, że aspiracje neoteryków do odrębności, do własnego stylu zarówno w życiu, jak przede wszystkim w sztuce wyrosły ze społecznych tendencji rozwojowych narodu rzymskiego, w którym stopniowo dojrzewały potrzeby duchowe jednostki i szukały zaspokojenia poza ciasnymi i skostniałymi formami życia zbiorowego, ukształtowanymi jeszcze za czasów dawnej republiki. Literackim wyrazicielem emancypujących jednostkę trendów społecznych był już poeta Lucyliusz tak wyraźnie świadomy indywidualnej wartości życia osobistego, że — jak powiada — za żadną cenę nie zgodziłby się zostać kimś innym „pro Lucilio". Po tych spostrzeżeniach otwierających rozdział *Der literarische Standort* następuje opis procesu przyswajania przez rzymskich poetów począwszy od I w. p.n.e. aleksandrynizmu

literackiego, najpierw w sposób powierzchowny i niepełny aż do przejęcia i przyswojenia jego podstawowych reguł przez neoteryków oraz, co bardzo ważne, również przez twórców z czasów Augusta, mimo że swym klasycyzmem różnili się od poetów poprzedniej generacji. Jednym i drugim przyświecał kallimachejski ideał sztuki doskonałej. Spór, jaki H. P. Syndikus stoczył w sprawie ogólnie przyjętych wyobrażeń o roli gramatyka, krytyka literackiego i poety Waleriusza Katona w kręgu i ruchu literackim neoteryków, odmawiając mu prawa do tytułu mistrza szkoły neoteryckiej, a przyznając ileż skromniejsze miano kierownika (*Vorsteher*) szkoły w potocznym sensie, wynika w gruncie rzeczy z zaprzeczenia przez Syndikusa dotychczasowej interpretacji dwuwiersza poety Bibakulusa (Suet. *de gramm.* 11,2): „Cato grammaticus, Latina Siren,/qui solus legit ac facit poetas". Autor *Interpretacji* uważa bowiem, że „poetas legere et facere" znaczy tyle co „czytając objaśniać czyjeś wiersze" na wykładach i tym sposobem zachwalać autora i polecać go publiczności. To naturalnie znaczy o wiele mniej niż wywierać wpływ na młodych poetów, „stwarzać" ich („facere") będąc kimś w rodzaju łowcy talentów („legere" = wybierać). Jednakże do tej właśnie funkcji Katona lepiej chyba stosuje się epitet „solus", przez to że podkreśla wyjątkową pozycję tego krytyka, niż gdyby miał wskazywać na wykładowcę literatury. We wspomnianym sporze zatem, w którym głównie chodzi o to, czy Waleriuszowi Katonowi należy przypisać wpływ literacki na twórców raczej czy na odbiorców poezji, więcej szans mają zwolennicy pierwszej tezy, choć dany Katonowi tytuł przywódcy szkoły poetyckiej neoteryków wydaje się nazbyt formalny i dlatego nietrafny.

H. P. Syndikus nie przyjął za rzecz dowiedzioną identyfikacji Lesbii z siostrą Publiusza Klodiusza noszącego przydomek Pulcher, lecz rozpatrzył raz jeszcze krytycznie różne interpretacje odnośnych świadectw starożytnych ogłoszone przez filologów, aby w końcu wydać sąd ostrożny: „Mnie zatem wydaje się mimo wszystko najbardziej sensowną ta interpretacja skąpych świadectw, która utożsamia Lesbię z historyczną Klodią" (s. 32). Dodał do tego bardzo słuszne uwagi o wartości tej hipotezy dla lepszego zrozumienia społecznego tła i chronologii oraz o jej ograniczonej przydatności zarówno dla poznania historycznej Klodii, jak i dla głębszego przeżywania Katullusowych liryków przez czytających. Autor jest jak gdyby rozdarty między pokusami biografizmu, ku któremu skłania go tradycja badań filologicznych, a świadomością autonomii utworu poetyckiego, do której stara się przekonać i siebie, i czytelników pisząc: „Dlatego wierzę, że także w przypadku Katullusa należało wyrzec się tej iluzji, którą żywiła filologia dziewiętnastowieczna, że można posiąść tajemnicę poezji, zgłębiając życie poety" (s. 32 n.).

W filologicznej dyskusji na temat *Księgi* wierszy Katullusa, czy mianowicie sam autor przygotował jej wydanie w znanej nam formie zbioru 116 utworów, czy uczynił to jakiś późniejszy wydawca, H. P. Syndikus opowiedział się po stronie zwolenników pierwszej tezy, choć nie przemilczał wątpliwości i argumentów strony przeciwnej (zwłaszcza A. L. Wheelera, *Catullus and the traditions of ancient poetry*, Berkeley and Los Angeles 1964²). Dowód przeciwników oparty na nietypowym rozmiarze i niezwykłej objętości *Księgi*, przekraczającej znacznie wymiary zwoju papirusowego w ówczesnej praktyce wydawniczej, osłabił przypomnieniem, że istniały przecież wyjątki od reguły, i to zarówno w księgarstwie hellenistycznym jak i rzymskim. Najpoważniejsze zaś zastrzeżenie, jakie wciąż budzi osobliwa niejednolitość *Księgi* treściowa i metryczna, i gatunkowa, przemawiająca za pierwotnym samodzielnym istnieniem trzech mniejszych „tomików", starał się zneutralizować przez odwołanie się do analogicznych układów zbiorów poezji spotykanych w literaturze aleksandryjskiej, a zwłaszcza w wydaniach poezji Kallimacha, gdzie podstawą układu było właśnie zróżnicowanie gatunkowe i metryczne: po *Ajtiach* w dystychu elegijnym następowały jamby, dalej wiersze w lirycznych miarach, epyllion *Hekale, Hymny*. Poświęcił też nieco uwagi próbom rozpoznania strategii kompozycyjnej Katullusa działającej na rzecz integracji trzech zasadniczo różnych grup wierszy. Zgodnie z tym rozpoznaniem grupa centralna (c. 61—68) stykając się z pozostałymi miałaby nawiązywać przez podobieństwo metrum zarówno do poprzedzającej ją grupy wierszy jambiczno-lirycznych (c. 61 została ułożona w strofach lirycznych), jak i do następującej po niej (c. 69—116) grupy epigramów w dystychach elegijnych (c. 68 też składa się z dystychów elegijnych). Bardziej wszakże przekonujące wydają się obserwacje Autora, gdy odnotowuje przejawy wariacji kompozycyjnych, uznanych przezeń za nadrzędną

zasadę „porządku" *Księgi*, będącą zatem często przyczyną zgorszenia nieładem, jaki w niej panuje. Z nadrzędną zasadą nieporządku współżyją jednak pewne podrzędne mikrocykle, wśród których wyróżnia się grupa wierszy (c. 2, 3, 5, 7, 8, 11) odzwierciedlających na samym początku w ujęciu skrótowym dzieje miłości do Lesbii, przewodniego tematu *Księgi*. Liczne propozycje wielu filologów od R. Westphala (r. 1870) do H. Offermanna (r. 1977), którzy mimo oporu *Księgi* usiłowali odszukać w niej pewien ład i porządek wynikający z zamysłu poety, uznał H. P. Syndikus za niewystarczająco uzasadnione.

Przeznaczeniem ostatniego rozdziału *Wstępu* pt. „Die Formen" jest „rehabilitacja" Katullusowych *nugae*, wierszyków z pierwszej części *Księgi* (c. 1—60) oraz charakterystyka epigramów części ostatniej (c. 69—116) jako posiadających własny charakter, odrębny od liryków w pierwszej części zbiorku. *Nugae* pod nazwą umyślnie pomniejszającą wartość takiej poezji i pod pozorami bezpretensjonalnego wierszowania kryją, zdaniem Autora, kunszt wyrafinowanej prostoty i odpowiadają wymogom doskonałości formalnej w duchu poezji aleksandryjskiej. Jednocześnie owe drobiazgi poetyckie są przykładami poezji miłosnej przewyższającej wszystko, co znamy z liryki osobistej aleksandryjczyków, a porównać pozwalają się jedynie z erotykami Safony. Tu H. P. Syndikus powtórzył niejednokrotnie wypowiadaną opinię, że liryka Katullusa ma wiele wspólnego z nowożytną poezją liryczną. — Nawet tzw. „większe" utwory z centralnej grupy wierszy (np. c. 63, 64), oceniane na ogół negatywnie jako produkty naśladownictwa aleksandryjskiej mody i uczoności w poezji, tak kunsztowne, że mało naturalne, doczekały się dobrego słowa w omawianej tu pracy. Autor radzi (s. 67): „Interpretując te utwory trzeba najpierw badać uderzającą różnorodność form tych kompozycji i należycie ocenić przemawiające z nich tradycje (sc. literackie — A. W.), a następnie nie tylko podziwiać zręczność adaptacyjną poety, lecz dostrzec odkrycie przezeń nowych środków wyrazu stanów uczuciowych".

Ustosunkowanie się do poszczególnych hipotez i wyjaśnień towarzyszących szczegółowemu rozbiorowi sześćdziesięciu utworów Katullusa nie jest możliwe w szczupłych ramach recenzji. Wypada więc ograniczyć się do ogólnych uwag o metodzie interpretacji. Jakkolwiek nie są to działania podporządkowane sztywnemu schematowi, lecz dostosowane do zmieniających się sytuacji lirycznych wierszy, można wskazać na pewien model wspólny wielu interpretacjom. Przede wszystkim Autor stara się umieścić omawiany utwór na tle tradycji historycznoliterackiej, najczęściej zatem na tle historii poezji greckiej we wszystkich okresach jej rozwoju. Ponadto, gdy nadarza się okazja do porównań z poezją Rzymian, odwołuje się do tekstów łacińskich, np. do twórczości Plauta i Lucyliusza. O trwałości lub powszechności niektórych sytuacji typowych, a także wyrażeń, zwrotów ma świadczyć ich obecność w tekstach późniejszych, np. w wierszach Horacego lub elegików rzymskich. Przy wykrywaniu i stwierdzaniu związków z tradycją Autor posługuje się najczęściej kategorią poetyckich odmian gatunkowych (jak wiersz dedykacyjny, epigram wotywny, bilet okolicznościowy) oraz kategorią toposu czy też motywu. Stwierdziwszy zaś kontakt czy to gatunkowy, czy topiczny z przeszłością literacką z reguły znajduje dowody oryginalności rzymskiego poety, który potrafił np. przetworzyć hellenistyczny typ epigramu na śmierć ulubionego zwierzątka w rodzaj lirycznego trenu (c. 3). H. P. Syndikus sprzeciwił się posądzeniu w tym wypadku Katullusa o ironię lub parodię (np. przez Krolla lub Havelocka), a to z powodu uczuciowego współuczestnictwa podmiotu lirycznego w zmartwieniu ukochanej kobiety żałującej utraconego ptaszka (s. 84—88). Znajdujemy dalej w *Interpretacjach* uwagi, których zadaniem jest scharakteryzować bliżej sytuację liryczną omawianego utworu, objaśnić jego kompozycję i wers po wersie analizować środki stylistyczne w zakresie słownictwa, składni, instrumentacji głoskowej, lecz nigdy na zasadzie rejestru zjawisk stylistycznych, lecz w powiązaniu z koncepcją wyjaśnienia całości wiersza. Autor dąży bowiem w wielu wypadkach do odkrycia ukrytych sensów utworu, dzięki czemu jego *Interpretacje*, choć niewolne od biografizmu, stanowią interesującą, wzbogacającą, a zarazem prowokującą do dyskusji propozycję odczytania drobnych utworów w jambicznym lub lirycznym metrum, które to drobiazgi H. P. Syndikus potrafił zarekomendować jako pełną aleksandryjskiego kunsztu lirykę utalentowanego poety z Werony.

*Andrzej Wójcik* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**J. Küppers, Tantarum causas irarum. Untersuchungen zur einleitenden Bücherdyade der Punica des Silius Italicus**, Berlin-New York, de Gruyter, 1986 (Untersuchungen zur antiken Literatur und Geschichte, Bd. 23), ss. VIII + 211 + 1 nlb.

*Punica* Siliusza Italikusa należą nadal do mniej zbadanych utworów wczesnego cesarstwa, na co wskazuje już w krótkim wstępie autor recenzowanej pracy. Wstęp ten (s. 1–3) poświęca on głównie bardzo pobieżnemu omówieniu najnowszej literatury przedmiotu, mianowicie wymienia tutaj i krótko charakteryzuje publikacje takich autorów jak: M. v. Albrecht, H. Juhnke, W. Kissel, D. Vessey, H. Fincher, W. Thuile, K.-H. Niemann, Chr. Reitz, E. Burck, R. Herzog oraz R. Häussler. Zwraca też uwagę, że dopiero w ostatnich czasach powstają analizy pojedynczych, ważnych ustępów tego ogromnego dzieła. Tego typu prace uważa on – i słusznie – za bardzo celowe, zwłaszcza że – jak zauważa – brakuje również do *Punica* nowszych komentarzy.

Także jego rozprawa ma taki właśnie charakter, poświęcona jest bowiem zagadnieniom, jakie wypływają z dwóch pierwszych ksiąg eposu, przedstawiających pierwszy etap II wojny punickiej, to jest oblężenie i upadek Saguntu. Praca ta poza krótkim wstępem obejmuje cztery rozdziały, w tym dwa bardzo obszerne (drugi i trzeci), ekskurs, bogaty wykaz literatury przedmiotu zestawionej w porządku alfabetycznym oraz indeks miejsc cytowanych ze starożytnych autorów, a także imion własnych i niektórych zagadnień.

Rozdział I, zatytułowany „Inhalt und Aufbau der beiden Anfangsbücher der Punica und ihre Stellung im Gesamtwerk" s. 4–21, podzielony jest na dwa podrozdziały. W pierwszym z nich autor przeprowadza dokładną analizę treściową obydwóch ksiąg z uwzględnieniem podstawowych rysów kompozycyjnych. Treścią drugiej części tego rozdziału jest określenie miejsca, jakie zajmują one w całym eposie.

Badane przez J. Küppersa księgi wyróżniają się – jego zdaniem – jednolitością treści i doskonałością kompozycyjną, a tak skoncentrowanego przedstawienia przebiegu akcji, jak w nich, nie spotykamy w całym utworze. Autor zastanawia się jednak, czy przy obranym przez Siliusza temacie było w ogóle możliwe zapewnienie takiej zwartości całemu dziełu? Tym niemniej dostrzega on sieć myśli i tematycznych motywów przewodnich, rozłożonych w *Punica* tak, że poprzez nie poeta urzeczywistnia swoje twórcze zamiary oraz zapewnia eposowi konieczną spoistość (s. 12). Küppers podkreśla też rolę komentarza odautorskiego stwierdzając, że poeta często objaśnia historyczne fakty stosownie do swego zamysłu i odpowiednio nimi kieruje. W swych poglądach na sposoby zapewnienia przez Siliusza zwartości i jednolitości dziełu nie jest on – jak sam stwierdza – odosobniony. W ostatnich bowiem latach ukazało się kilka prac, w których autorzy analizują te właśnie zagadnienia. Küppers podkreśla tutaj prace v. Albrechta, Kissela i Niemanna. V. Albrecht np. zwraca uwagę na rolę wartości *fides* a także na motyw *moenia*, które to zagadnienia opracowuje. Wszystkie te sposoby zapewniające zwartość dziełu występują już w pierwszych dwóch księgach *Punica*. Na największą uwagę zasługuje jednak funkcja egzemplifikacyjna tych ksiąg. Postępowanie mieszkańców Saguntu może służyć jako przykład godny naśladowania – pozostają bowiem wierni swoim sprzymierzeńcom Rzymianom do końca. W ten sposób zostaje zaznaczona wartość *fides*. Postawa Saguntyńczyków stoi też w całkowitym przeciwieństwie do perfidii i zepsucia Hannibala, co daje nadzieję na pokonanie wroga. Tutaj autor zwraca uwagę na rolę *fides*. Tak więc zachowanie się mieszkańców Saguntu to przykład godzien naśladowania, a także powód cichej nadziei na pokonanie wroga w przyszłości. Jest to wprawdzie nie jedyna, ale jednak – jak autor pracy podkreśla – najważniejsza funkcja, jaką te księgi pełnią w całym dziele (s. 11).

Rozdział II, (s. 22–106) zatytułowany „Das Proömium und die Geschehensexposition bis zu Hannibals Angriff auf Sagunt (*Sil.* 1,1–270)" – J. Küppers dzieli też na dwa podrozdziały. Pierwszy z nich poświęcony jest dokładnej analizie wstępu do *Punica* i jego poszczególnych elementów, treści, zagadnieniom związanym z jego zakresem, podziałem, strukturą i funkcją w całym eposie (s. 22–60). Istnieją wprawdzie szczegółowe interpretacje tej części dzieła Siliusza – co zauważa

sam autor i zresztą szeroko je wykorzystuje — jednak, jak podkreśla, wiele problemów nie jest omówionych, bądź są tylko wspomniane (np. zagadnienia formalne i artystyczne), niektóre zaś stwierdzenia straciły już na znaczeniu (s. 46 n.).

W omawianej części pracy J. Küppers stosuje metodę porównawczą: analizuje dokładnie podobieństwa i różnice pomiędzy wstępem Siliusza a wstępem Wergiliusza w *Eneidzie*. Porównuje między innymi struktury zdań w początkowych wierszach *Punica* i *Eneidy* i stwierdza ich równość składniową. Zwraca też uwagę, że podobna struktura zdania występuje także we wstępnych wierszach *Iliady* i *Odysei* Homera. Tak więc Siliusz już poprzez wybraną przez siebie strukturę zdania wskazał na związek z epiką klasyczną. Związek ten jest też zaznaczony poprzez uroczysty, patetyczny charakter już pierwszych wyrazów eposu, chociaż — co wykazał dokładnie i przekonywająco Küppers — istnieją bardzo ważne różnice treściowe pomiędzy interesującą nas partią dzieła Siliusza a odpowiadającymi jej partiami w epice homerycko-wergiliańskiej (s. 51). Właśnie — co podkreśla autor — istnieją wyraźne różnice treściowe w szczegółach pomiędzy wstępem Siliusza a wstępem do *Eneidy* Wergiliusza. Pod względem treści omawianych ustępów Siliusz zbliża się też do Lukana i Stacjusza, a więc epików epoki cesarskiej. Wyjątkowe, potworne wydarzenia wojny pobudzały wyobraźnię twórczą poetów owych czasów. W epice z tego okresu aspekt przedmiotowy, bieg wydarzeń dominuje nad aspektem osobowym: pojedynczy bohater nie stoi już w centrum zainteresowań. I to właśnie jest wspólne dla *Punica* Siliusza, *Farsalii* Lukana i *Tebaidy* Stacjusza. Tendencja ta znalazła też wyraz w początkowych partiach tych utworów.

Druga część rozdziału II traktuje o mitologicznych i historycznych przyczynach drugiej wojny punickiej (s. 61—106). To połączenie mitologii z historią nastręcza wiele trudności. Poeta opowiada bowiem na dwóch płaszczyznach: mitologicznej i historycznej. Występują jakby dwa ciągi wydarzeń, które mają różne punkty wyjściowe, ale ten sam punkt docelowy, mianowicie gotowość Hannibala do wojny z Rzymem. Ciąg mitologiczny rozpoczyna się od założenia Kartaginy przez Dydonę, historyczny — sceną przysięgi, w której Hamilkar przekazuje synowi Hannibalowi nienawiść do Rzymu. Siliusz obydwa te ciągi łączy stosunkiem nawzajem uzupełniającym się, polegającym u niego na tym, że płaszczyzna mitologiczna przedstawiona jest skrótowo, historyczna zaś bardzo obszernie i obrazowo. Mityczna prehistoria wpleciona jest w opisywaną teraźniejszość.

Rozdział III, „Der Kampf um Sagunt" (s. 107—170), poświęcony jest zagadnieniom związanym ze sposobem przedstawienia przez Siliusza walki o Sagunt i wydarzeń w Saguncie. Dzieli się na dwie części. W pierwszej z nich autor porównuje sposób przedstawiania wyżej wymienionych wydarzeń przez poetę ze sposobem ukazania ich w jego głównym źródle historycznym, to jest w dziele Liwiusza (s. 107—123). Opis walki o Sagunt w *Punica* charakteryzuje się — co podkreśla Küppers — skoncentrowaniem się poety na ukazywaniu przedsięwzięć wojennych Hannibala, których głównym celem była walka o Rzym. Został więc on silnie włączony w bieg zdarzeń, które prowadziły do tego kulminacyjnego punktu. Poeta — jak zauważa autor — aby osiągnąć ten efekt, kontynuuje opis wydarzeń, które miały miejsce po walce o Sagunt, takimi samymi sformułowaniami, jakimi ten opis przerwał (s. 109). Bardzo często z powodów czysto literackich, czyli celem bezpośredniego wcielenia zdarzeń dotyczących Saguntu w nadrzędny bieg akcji, Siliusz skupia w jednym miejscu informacje znajdujące się w kilku miejscach dzieła Liwiusza. To skoncentrowanie toku wydarzeń na działalności Hannibala wyraźnie odróżnia Siliusza od Liwiusza (s. 110). Jednak Liwiuszowa kompozycja obrazu walki o Sagunt odzwierciedla się wyraźnie — co podkreśla autor — u Siliusza, i to mimo syntetycznej koncentracji i mimo przestawienia niektórych szczegółów z opisu historyka. W tym bowiem skoncentrowanym i przekształconym sposobie ukazywania zdarzeń przez poetę zachowane są wszystkie ważniejsze elementy Liwiuszowego opowiadania. W tej części dysertacji, polemizując z K.-H. Schwarte, J. Küppers wypowiada się też wyraźnie przeciwko tradycyjnie negatywnej ocenie Siliusza Italikusa jako poety (s. 112).

Drugi podrozdział rozdziału III poświęca autor analizie tematycznego wątku i epickiego sposobu przedstawienia wydarzeń związanych z walką o Sagunt (s. 123—170). Dzieli się on na trzy części, z których każda dotyczy jednej z trzech faz walki. Küppers bada tutaj sposoby, jakimi poeta łączy w jedną całość pojedyncze, szeroko rozbudowane sceny, zdradzające tendencje do

usamodzielnienia się. Celowi temu służą między innymi rozbudowane antytezy sytuacyjne, komentarz odautorski a także włączone w tok akcji wydarzenie historyczne, równoległe do walki o Sagunt, mianowicie rokowania posłów z Saguntu w Rzymie, wysłanie poselstwa rzymskiego do Saguntu do Hannibala a następnie, gdy Hannibal nie zgodził się na rozmowę, do Kartaginy.

W dziele swym Siliusz pozostał wierny zasadzie, że autor opisujący wydarzenia historyczne powinien w pierwszym rzędzie dbać o zachowanie ich chronologii, uwypuklając jednocześnie te szczególnie ważne. Mając to na uwadze podporządkowuje on wszystkie sceny głównym wydarzeniom akcji. Küppers wykazuje też wpływ stylu homerycko-wergiliańskiego na sposób przedstawiania przez Siliusza obrazów walki.

Czwarty, ostatni rozdział pracy Küppersa, „Die Grundzüge silianischer Darstellungs-und Erzählweise in der einleitenden Bücherdyade" (s. 171—175), przedstawia główne cechy stylu Siliusza w dwóch pierwszych księgach eposu. Stanowi on właściwie podsumowanie badań przeprowadzonych w rozdziałach poprzednich. Sposób przedstawiania wydarzeń zgodny jest tutaj z wymaganiami teorii antycznej, a mianowicie ukazywane są one w trzech głównych etapach, które stopniowo prowadzą do punktu szczytowego w ostatnim z nich. W pierwszej fazie uwydatniane są wydarzenia historyczne, w drugiej przeważają epickie wzory mitologiczne, historyczne tło zaś prawie ginie, w trzeciej części poeta wprowadza do akcji bogów. Wprowadzenie elementu mitologicznego ma stworzyć odpowiedni do wydarzenia nastrój. Tradycyjnym aparatem bogów posługuje się poeta umiarkowanie, aby nie wypaczać zbytnio prawdy historycznej. Wszystkie te spostrzeżenia autor pracy czyni głównie na przykładzie ustępu o upadku Saguntu.

Łączenie treści mitologicznych z historycznymi nastręcza wiele trudności. Jednak — co mocno podkreśla Küppers (s. 174) — Siliusz stosuje taką technikę, jakiej żaden inny epik nie użył: obydwa rodzaje zdarzeń pozostają bowiem w stosunku korelatywno — komplementarnym. Charakterystyczne jest też dla stylu Siliusza eksponowanie jednych wydarzeń, a redukowanie innych. Pojedyncze, na pozór odizolowane sceny, wydarzenia, sytuacje łączy poeta w jedną całość używając do tego celu różnych środków stylistycznych jak np. antytezy, komentarza odautorskiego, apostrofy.

Styl Siliusza ma wiele wspólnego — jak to dokładnie wykazał autor rozprawy — ze stylem Wergiliusza, co widoczne jest między innymi przy porównaniu partii tekstów obydwóch poetów. Porównanie to narzuca się ze względu na podobieństwa treściowo-tematyczne, a także ze względu na identyczny podział i takie samo rozumienie słowa *causa*. Także cel pisania *Punica* był ten sam, co *Eneidy*, a widoczne jest to szczególnie w języku i formie wstępu. Recenzowaną pracę kończy ekskurs, którego treść stanowią bogate spostrzeżenia dotyczące makrostruktury dzieła Siliusza (s. 176—192).

Rozprawa J. Küppersa stanowi cenny wkład do badań nad Siliuszem z racji dokładności i wartości poczynionych w niej uwag. Rzuca dużo światła na oryginalność poety: na podstawie bogatego materiału porównawczego autor wykazuje bowiem, że chociaż wzorem poetyckim byla dla Siliusza *Eneida*, to jednak wobec Wergiliusza zachował on znaczną samodzielność (s. 56). W wielu też miejscach Küppers słusznie przeciwstawia się tradycyjnie negatywnej ocenie *Punica* (np. s. 11 n.). Trzeba też zaznaczyć, że miejscami wyczuwa się nawet jego podziw dla Siliuszowej techniki opowiadania (s. 174). Wartość pracy podnosi bogata bibliografia i indeksy.

*Teresa Czypicka* (Toruń)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012—7825

**Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices (ILLPRON Indices)** consilio et auctoritate Academiae Scientiarum Rei Publicae Democraticae Germanicae editum composuerunt **Manfredus Hainzmann et Petrus Schubert** machina computatoria usi (Auctarium CIL). Fasc. 1. **Catalogus**, Gvalterus de Gruyter, Berolini — Novi Eboraci 1986, pp. 162 + XIII.

Rzadko która z prowincji rzymskich doczekała się, po zakończeniu edycji Corpus Inscriptionum Latinarum (CIL), tylu nowych katalogów, przewodników epigraficznych, korpusów etc., stawiających sobie za cel kontynuowanie i weryfikowanie CIL, co Noricum. Wychodząc od

starego, ale wciąż aktualnego opracowania F. Vollmera [1] z 1915 roku, doliczyć się ich można (o różnym zasięgu geograficznym) co najmniej kilkunastu [2].

Wbrew pozorom nie jest to bynajmniej wynik „lawinowego" przyrostu nowych tekstów. Stopień bowiem ich dopływu, w porównaniu do innych prowincji, jest stosunkowo niewielki: spośród opublikowanych dotąd inskrypcji łacińskich z Noricum tylko ich czwarta część to napisy nie znane wydawcom CIL [3]. Pojawienie się więc dużej ilości katalogów epigraficznych i wydawnictw im podobnych po edycji CIL znajduje swe wytłumaczenie przede wszystkim w zainteresowaniu badawczym tą prowincją. Efektem tego zainteresowania jest również omawiana praca dwóch austriackich uczonych z Uniwersytetu w Grazu: M. Hainzmanna — historyka i P. Schuberta — informatyka. Kierowała nimi idea stworzenia, za pomocą komputera („machina computatoria usi"), indeksu do wszystkich opublikowanych dotąd inskrypcji łacińskich z Noricum.

Uczeni ci stanęli przed zadaniem bardzo trudnym. Chcąc bowiem zachować dystans w stosunku do różnych tradycji, lekcji, odpisów, metod i mód zapisu epigraficznego, usunąć błędy popełnione przez ich poprzedników, zacząć musieli od rzeczy podstawowej, tj. od stworzenia ...nowego katalogu inskrypcji. Stanowi go omawiany właśnie fasciculus ILLPRON *Indices*, powstały w ramach auctarium CIL. Zawiera on, zgodnie z deklaracją autorów, „inscriptiones lapidariae Latinae non solum eae, quae in Corporis volumine III (i. e. usque ad annum MCMII) iam editae sunt, sed etiam tituli recentissime reperti usque ad annum MCMLXXXIV, si iam editi et nostro proposito noti sunt facti" (s. V).

Część pierwsza (s. I—XIII) zawiera informacje o celu przedsięwzięcia, metodzie zapisu, stosowanych znakach, skrótach bibliograficznych etc. Część druga zaś (s. 1—101) to katalog inskrypcji z Noricum: jest ich 1989. Z tego liczba napisów znanych tradycji CIL wynosi 1480, opublikowanych zaś po edycji CIL — 509. Nie są to jednak wszystkie inskrypcje z Noricum, jakie w III tomie CIL zostały odnotowane. Hainzmann i Schubert zrezygnowali bowiem z zamieszczenia napisów z mozaik oraz niewiele znaczących fragmentów. Wyeliminowane zostały również wszystkie teksty, których przynależność terytorialna do Noricum została zakwestionowana. W wyniku tego „zabiegu" autorzy usunęli ze swej listy aż 155 *tituli*, czyli blisko 9,5% wszystkich (1635) przypisanych w III tomie CIL do Noricum.

Katalog skonstruowany został wg kryterium geograficznego, do czego jednak czytelnik dojść musi sam, ponieważ jego twórcy expressis verbis tego nie wyjaśniają. Ich tajemnicą też pozostanie zasada wewnętrznego (tj. w obrębie miast i ich terytoriów) zamieszczania napisów. Zgodnie więc z przyjętą zasadą katalog zaczyna się od napisów z południowej części prowincji (Virunum i okolice), kończy zaś na jej północnych krańcach. Wyjątek zastosowano wobec tych (nielicznych) części prowincji, które aktualnie znajdują się poza granicami Austrii: inskrypcje ich dotyczące znajdują się na końcu katalogu (chodzi tu głównie o municipium Celeia, obecnie Celje w Jugosławii i północno-zachodni skrawek w granicach RFN).

Ponieważ Noricum obfituje wręcz, jak już wspominałem, w przeróżne katalogi i *corpora* epigraficzne, Hainzmann i Schubert stanęli przed dosyć trudnym zadaniem zaznaczenia, chociażby nieraz kilku wykluczających się lekcji. Uczynili to znakomicie dzięki odpowiedniemu systemowi znaków, wychodząc jednocześnie z założenia, iż „poprawny" edytor wymieniony będzie na

---

[1] F. Vollmer, *Inscriptiones Baivariae Romanae sive Inscriptiones provinciae Raetiae adiectis aliquot Noricis Italicisque*, Monaci 1915.

[2] Do ważniejszych należą: A. Betz, *Die beschrifteten römischen Steindenkmäler im städtischen Museum von Wels*, Jahrbuch des Musealvereins Wels 1954, s. 11—20; G. Winkler, *Die römerzeitlichen Steininschriften aus Lauriacum*, Enns 1971; P. Leber, *Die in Kärnten seit 1902 gefundenen römischen Steininschriften*, Klagenfurt 1972; E. Weber, *Die römerzeitlichen Inschriften der Steiermark*, Graz 1969; V. Hoffiler, B. Saria, *Antike Inschriften aus Jugoslavien*, I: *Noricum und Pannonia superior*, Zagreb 1938.

[3] Zob. G. Alföldy, *Die römische Gesellschaft. Ausgewählte Beiträge*, Stuttgart 1986, s. 19: w momencie publikacji tomu II CIL znano z Hiszpanii „rund 6000 römische Inschriften", obecnie jest ich ca 15 tys., ponadto w samej Italii przybywa rocznie blisko 1000 nowych napisów; por. także chociażby J. Gascou, M. Janon, *Inscriptions latines de Narbonnaise*, I: *Fréjus*, Paris 1985: liczba inskrypcji z Forum Iulii uległa od czasu edycji XII tomu CIL podwojeniu (zob. moja recenzja w Eos LXXIV 1986, s. 355—358).

pierwszym miejscu (a więc nie zawsze editor princeps). Walor katalogu ILLPRON *Indices* podnosi fakt, że w przypadku niektórych tekstów autorzy dają własną lekcję (co zaznaczone jest odpowiednim znakiem graficznym). Wyczulić to musi każdego badacza zajmującego się Noricum. Wszystkie skróty w napisach podane są w formie rozwiniętej, wpisane są również wszelkie możliwe uzupełnienia tekstów uszkodzonych.

Trzecią część stanowi konkordancja wykorzystanych katalogów do ILLPRON *Indices* (s. 103—162). Jest ona, jak można łatwo przewidzieć, doskonałym kluczem pozwalającym czytelnikowi poruszać się wśród różnych wydań. Istotne jest także, że w przypadku CIL w konkordancji umieszczone są również numery tych inskrypcji z tego zbioru, które do omawianego katalogu nie zostały włączone. Ma to olbrzymie znaczenie, daje bowiem możliwość pewnych porównań statystycznych, jak też informuje (dla większości) o przyczynie ich „relegacji" z ILLPRON *Indices* (poprzez specjalny system znaków).

Powyższe uwagi pod adresem ILLPRON *Indices* i jego twórców wskazują, że do badań dziejów prowincji Noricum (gdzie inskrypcje stanowią podstawowe źródło) uzyskaliśmy pomoc wręcz nieodzowną. Wszelkie poszukiwania źródłowe zacząć bowiem musimy od dzieła Hainzmanna i Schuberta. Zaanonsowane zaś indeksy, powstałe właśnie na bazie tego katalogu, a wzorowane na indeksach do tomu VI CIL (inskrypcje miasta Rzymu) czynią Noricum prowincją wręcz uprzywilejowaną. Hainzmannowi i Schubertowi zaś przynoszą zaszczyt i uznanie niemałe.

Jeśli więc wyrażę dalej parę uwag krytycznych, to nie jest ich celem deprecjonowanie wartości dzieła austriackich uczonych. Wynikają one bowiem z obowiązku recenzenta i w większości mają całkowicie subiektywny charakter.

Przede wszystkim zacząłbym od wykorzystanych zbiorów (katalogów) epigraficznych. Obok powszechnie znanych i ogólnie dostępnych, jak. E. Webera, P. Lebera, A. Betza, G. Winklera i innych (zob. przypis 2), Hainzmann i Schubert wykorzystują, na prawach równorzędności, również i te, które dotąd nie zostały opublikowane i prawdopodobnie na zawsze pozostaną w maszynopisie. Chodzi tu głównie o dysertację Anny Gerstl z roku 1961[4]. Nie można by tego traktować w kategorii zarzutu, gdyby twórcy ILLPRON *Indices* obok odsyłania do dzieła A. Gerstl wskazywali nam również jej źródło informacji (jak wiadomo, zbiera ona inskrypcje opublikowane po zakończeniu edycji III tomu CIL do roku 1961). Wystarczyłoby zaś utrzymać zasadę odsyłania do l'Année Épigraphique (AE), a już mielibyśmy problem w znacznej mierze rozwiązany. Pominięcie zaś tego głównego periodyku epigraficznego w sposób w zasadzie całkowity[5], uznać można za jeden z poważniejszych mankamentów ILLPRON *Indices*. Nie jesteśmy bowiem w stanie — przy niedostępności poza granicami Austrii katalogów nie publikowanych, a często też przy trudnym dostępie do opracowań wydrukowanych (chodzi szczególnie o wydawnictwa lokalne) — w pełni skontrolować propozycję i poprawność przytoczenia tekstu przez uczonych z Grazu. Zarzut ten, poza AE, rozciągnąć też możemy na zbiór H. Dessau'a, *Inscriptiones Latinae selectae*: przy inskrypcjach z CIL podanie konkordancji do tej pracy uznałbym za rzecz nieodzowną.

Nie wiemy, dlaczego Hainzmann i Schubert wybrali tylko dwa nie publikowane zbiory inskrypcji, tj. wspomnianą dysertację A. Gerstl i E. Webera *Supplementum Austriacum*[6]. Jak bowiem wiadomo, istnieje jeszcze kilka nie wydanych dysertacji austriackich[7], zawierających mniej lub bardziej rozwinięte zestawienia tekstów epigraficznych. Nie chcę przez to bynajmniej powiedzieć, iż uważam za konieczne ich przytaczanie, nie kwestionuję również zasadności

---

[4] A. Gerstl, *Supplementum epigraphicum zu CIL III für Kärnten und Osttirol, 1902—1961*, Diss. Wien 1961.

[5] Jedynie przy nr 1059 podana jest konkordancja do AE 1969/1970, nr 453.

[6] E. Weber, *Die römischen Inschriften aus Österreich, Supplementum Austriacum ad CIL III*, Heft 1 (manuscriptum ineditum): non vidi, cytuję za ILLPRON Indices.

[7] M. Hierath, *Beiträge zur Geschichte und Kultur Österreichs in der Zeit von den Markomannenkriege bis zum Regierungsantritt Diocletians*, Diss. Wien 1936; E. Hadinger, *Beiträge zur Geschichte und Kultur Österreichs in der Zeit von der römischen Landnahme bis zu den Markomannenkriege*, Diss. Wien 1940; E. Weber, *Supplementum Epigraphicum zu CIL III für Salzburg, Steiermark, Oberösterreich und das norische Niederösterreich, 1902—1964*, Diss. Wien 1964.

uwzględnienia w katalogu ILLPRON *Indices* akurat prac Gerstl i Webera. Decydując się jednak na te dwa zbiory, spośród kilku istniejących, dobrze byłoby poinformować czytelnika, dlaczego właśnie one musiały stanowić fundament ILLPRON *Indices*.

Za konieczne natomiast uznałbym wykorzystanie dwóch opublikowanych katalogów: E. Diez o Flavia Solva [8] i R. Eggera o Teurnia [9]. Wymóg ten uznałbym za nieodzowny dlatego, iż oba te katalogi są w literaturze przedmiotu powszechnie znane.

Jak już wspomniałem, Hainzmann i Schubert — mając do wyboru kilka — wybierają poprawniejszą ich zdaniem lekcję, sygnalizując różnice w poszczególnych wydaniach odpowiednim znakiem graficznym. Nie zwalnia to nas oczywiście od zaglądania do edycji wcześniejszych, tym bardziej że autorzy ILLPRON *Indices* nie sięgają, generalnie, do wydań o charakterze „niekatalogowym", czyli do różnego rodzaju monografii i artykułów. A w nich dyskutuje się częstokroć nad różnymi wariantami lekcji. Ilustrują to, na zasadzie subiektywnego wyboru, poniższe przykłady:

nr 71: autorzy podają tekst w CIL-owskiej wersji ze zmianami, jak zaznaczają, przez nich wprowadzonymi. Wśród nich uzupełnienie cognomen Ucc[us]: C. Antonio Ucc[o]. Takie czytanie cognomen (Uccus, -i) zaproponował już dużo wcześniej A. Alföldy [10], czego Hainzmann i Schubert nie podają. Nie byłbym też mimo wszystko całkowicie przekonany co do słuszności tej lekcji: tekst ILLPRON *Indices* nr 32 (= CIL III 5084) podaje nam to imię w wersji pełnej: Urcaius Ucconis f(ilius), a więc Ucco,-nis [11];

nr 686: w rekonstrukcji imion M(arcus) [Ovi?]dius Iu[cundi?]nus bardziej przekonuje mnie propozycja polskiego badacza J. Zająca [12]: M(arcus) [Clau]dius Ru[finia]nus, wynika ona bowiem z gruntownej znajomości nie tylko tekstów epigraficznych Noricum, ale również i onomastyki tej prowincji. Hainzmann i Schubert publikacji Zająca nie znają;

nr 1118: w linii 1 zachowany fragment nomen gentile [---]LIO C. filio [Re]stituto pozostawiony jest bez uzupełnień. G. Alföldy [13] podaje rekonstrukcję [C. Iu]lio..., J. Zając [14] natomiast opowiada się za formą [C. Lo]lio. Praca Alföldy'ego nie jest cytowana;

nr 1105: nie wiadomo, dlaczego autorzy ILLPRON *Indices* nie zrekonstruowali imion Gety, mimo że przy innych tego typu tekstach konsekwentnie to czynią (por. nr 989, 1052, 1064, 1135, 1143, 1148, 1451, 1569, 1577);

nr 1685: uzupełnienie imienia Calv( ) Tutorina w postaci Cal(visia) zostało wcześniej zaproponowane przez J. Zająca [15]; CIL III 5225 podaje wersję Calv(a).

Korzystając przy tworzeniu ILLLPRON *Indices* głównie z opracowań katalogowych, Hainzmann i Schubert musieli, siłą rzeczy, „wypuścić" ze swego zbioru najnowsze teksty, które do takich wydawnictw jeszcze nie trafiły. Jako przykład służyć nam mogą fragmenty dwóch inskrypcji, opublikowanych przez J. Šašela w 1983 roku w Zeitschrift für Papyrologie und Epigraphik: jeden z tekstów [16] dotyczy tak znanej postaci jak T. Varius Clemens z Celeia, a drugi [17] prawdopodobnie członka jego (szeroko rozumianej) rodziny o imionach [T. ? V]arius T. f. [Cla. Cel.? Pr]iscus. Wagę drugiego przypadku podkreśla fakt, iż w osobie Priscusa zyskujemy świadectwo o kolejnym ekwicie z Celeia.

---

[8] E. Diez, *Flavia Solva, Die römischen Steindenkmäler auf Schloss Seggau bei Leibnitz*, Wien [2] 1959.

[9] R. Egger, *Teurnia. Die römischen und frühchristlichen Altertümer Oberkärntens*, Klagenfurt [5] 1963.

[10] G. Alföldy, *Noricum*, London-Boston 1974, s. 264.

[11] Za taką rekonstrukcją opowiada się również J. Zając, *Kulty religijne społeczeństwa rzymskiej prowincji Noricum w okresie pryncypatu (I—III w. n.e.)*, maszynopis pracy doktorskiej, Toruń 1975, s. 70 (praca dostępna jest w Bibliotece Uniwersyteckiej w Toruniu).

[12] J. Zając, *Die keltischen Elemente in der Religion Noricum in der Zeit des frühen römischen Kaiserreiches (I.—III. Jh. u.Z.)*, Acta Universitatis Nicolai Copernici. Historia XIII, 96, 1979, s. 71, przypis 104.

[13] Alföldy, *o. c.* s. 271.

[14] Zając, *Kulty religijne...*, s. 131.

[15] J. Zając, *Einige vermögende Familien aus Celeia in der römischen Provinz Noricum (1.—3. Jh. u.Z.)*, Rivista Storicha dell'Antichità VIII 1978, s. 71.

[16] J. Šašel, *Zu T. Varius Clemens aus Celeia*, ZPE L1 1983, s. 295—300.

[17] Idem, [ ]ARIUS [ ]ISCUS, Celeiensis, ZPE LII 1983, s. 175—181.

Są to oczywiście zupełnie drobne rzeczy, nie podważające w niczym wyrażonej opinii o randze i znaczeniu omawianego katalogu. M. Hainzmann i P. Schubert dokonali dzieła niezwykle ważnego i nie ma wątpliwości, że ILLPRON *Indices* znalazły już odpowiednie miejsce zarówno w historiografii Noricum, jak i w badaniach epigraficznych w ogóle.

*Leszek Mrozewicz* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices (ILLPRON Indices)** consilio et auctoritate Academiae Scientiarum Rei Publicae Democraticae Germanicae editum composuerunt **Manfredus Hainzmann** et **Petrus Schubert** machina computatoria usi (Auctarium CIL). Fasc. 2. **Index vocabulorum litterarum ordine dispositorum et index notarum numerorum**, Gvalterus de Gruyter, Berolini — Novi Eboraci MCMLXXXVII, pp. 163–539 + VI.

Druga część ILLPRON *Indices* jest dopiero właściwym indeksem do zebranych w omówionym wyżej katalogu inskrypcji łacińskich z Noricum. Wzorcem dla jego powstania był indeks do tomu VI (inskrypcje z miasta Rzymu), stworzony przez E. J. Jory'ego i D. G. Moore'a (w latach 1974–1975). Omawiany tom składa się z dwóch części: pierwszą stanowi zestawienie wszystkich słów w porządku alfabetycznym, drugą zaś cyfr i liczb w takim samym układzie.

Nie jest to jednak zwykłe, mechaniczne zestawienie wyrazów. Podawane są one bowiem w kontekście ich występowania, tzn. przytoczony jest fragment tekstu przed określonym, ujętym indeksem wyrazem, jak i po nim. Oczywiście, daje to natychmiast kapitalne możliwości zorientowania się w charakterze i treści danego źródła już poprzez indeks. Z prawej krawędzi każdej strony ILLPRON *Indices* znajduje się kolumna, podająca nr inskrypcji w katalogu (fasc. 1) wraz z numerem wiersza, w którym występuje poszukiwany wyraz, np. 1329–(3). Cyfra w nawiasie określa wiersz inskrypcji. Kolumna umieszczona z lewej krawędzi natomiast podaje nam częstotliwość występowania danego wyrazu. Musimy jednak pamiętać, że każdy wyraz przytaczany jest w takiej postaci gramatycznej, w jakiej znajduje się w tekście oryginalnym. Gdy chcemy więc określić, statystycznie rzecz biorąc, częstotliwość występowania np. imienia Victoria, to w indeksie (s. 500) znajdujemy go dwukrotnie w ablatiwie (ob VICTORIA facta, pro salute et VICTORIA imp. caes.), a czternastokrotnie w datiwie (VICTORIAE). Spójnik ET natomiast wymieniony jest w indeksie aż 1964 razy, bo tylekroć występuje w tekstach epigraficznych i oczywiście za każdym razem podawany jest kontekst jego użycia.

Wielkość fragmentu przytaczanej inskrypcji uzależniona jest od niej samej: obowiązuje bowiem zasada, że fragment ten nie może wychodzić poza linię tekstu w ILLPRON *Indices*. Dlatego też niektóre inskrypcje (drobniejsze) mieszczą się w całości, z innych zaś otrzymujemy mniejszy bądź większy fragment.

W przeciwieństwie do katalogu inskrypcje w indeksie przytaczane są bez rozwijania skrótów, rekonstruowane są natomiast — na ile jest to oczywiście możliwe — ubytki. Hipotetyczne rekonstrukcje zaopatrzone są w znak zapytania.

„Notaę numerorum" stanowią część drugą i uporządkowane są, jak to wspomniałem, według kryterium alfabetycznego. Dlatego też na pierwszym miejscu wymienione są liczby zaczynające się literą C (C, CX, CXX), a kończą literą X (XXXXVI).

Zalet takiego indeksu trudno wprost nie docenić: oto znalezienie jakiegokolwiek wyrazu, zwrotu czy imienia występującego w materiale epigraficznym Noricum przestaje być problemem. Jakie to ma znaczenie dla szeroko rozumianych badań nad dziejami tej prowincji, nie wymaga komentarza. O zaletach tego rodzaju indeksów świat naukowy przekonał się zresztą już wcześniej, przy okazji wspomnianych indeksów do tomu VI. Ponieważ zaś M. Hainzmann i P. Schubert przygotowują jeszcze dwa fascykuły ILLPRON *Indices* (fasc. 3: „Thesaurus vocabulorum", fasc.

4: „Index nominum et rerum"), pełna ocena tego wydawnictwa możliwa będzie dopiero po ich ukazaniu się. Jednak już teraz stwierdzić możemy, że ILLPRON *Indices* oznaczają olbrzymie przyspieszenie w badaniach dziejów Noricum, za co M. Hainzmannowi i P. Schubertowi jak i wydawnictwu de Gruytera należą się słowa najwyższego uznania. Marzeniem byłoby, żeby takich *indices* doczekała się każda z prowincji rzymskich.

*Leszek Mrozewicz* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Géza Alföldy, Römische Heeresgeschichte**, Beiträge 1962–1985, Verlag J. C. Gieben, Amsterdam 1987 (Mavors III), ss. 575.

Wydany przez Wydawnictwo J. C. Giebena wybór 28 artykułów i rozpraw G. Alföldy'ego podporządkowany został jednemu tematowi: armia rzymska. W zdecydowanej większości są to prace dobrze już światu naukowemu znane. W omawianej książce umieszczone zostały wg kryterium systematycznego, tj. sześciu działów, odzwierciedlających w zasadzie główne kierunki zainteresowań heidelberskiego uczonego.

Pierwszy z nich (s. 3–48) pt. „Kommando und Struktur des römischen Heeres" zawiera cztery artykuły, ze znaną rozprawą o „generalicji" wojska rzymskiego na pierwszym miejscu (Bonner Jahrbücher CLXIX 1969, s. 233–246). Czytelnik znajdzie tu nadto dwie noty recenzyjne (do prac J. B. Campbella, *The Emperor and the Roman Army 31 BC–AD 235*, zob. Gnomon LVII 1985, s. 440–446, i D. Kienasta, *Untersuchungen zu den Kriegsflotten der römischen Kaiserzeit*, zob. Gnomon XXXIX 1969, s. 604–609) oraz całkowicie nowe studium: „Das Heer in der Sozialstruktur des römischen Kaiserreiches" (s. 26–42). W ostatnim przypadku mamy do czynienia z niezwykle oryginalnym spojrzeniem na funkcjonowanie armii rzymskiej w jej relacji do społeczeństwa, ale zarazem jako części tegoż społeczeństwa.

Dział drugi („Militärdiplome als Geschichtsquelle", s. 51–151) i trzeci („Neue und revidierte Inschriften als Quellen für die römische Militärgeschichte", s. 153–236) mogłyby w zasadzie funkcjonować jako jeden, pod wspólnym tytułem „Inskrypcje jako źródło historyczne", albowiem rozważania autora wychodzą w zamieszczonych tu artykułach poza studia nad „zwykłą" przydatnością do badań nad historią wojskowości, czy też źródłową, epigraficzną. Zamieszczonych jest tutaj (tj. w obydwu tych działach) osiem artykułów, z czego do najnowszych należy studium o dowódcach oddziałów wojsk pomocniczych, wymienionych w dyplomach wojskowych („Die Truppenkommandeure in den Militärdiplomen", s. 89–127).

Pozostałe trzy działy są odbiciem „terytorialnych" zainteresowań autora: pierwszy z nich dotyczy obszaru naddunajskiego („Das römische Heerwesen im Donauraum", s. 239–348). Zawiera on studia z wcześniejszego okresu badań G. A. (lata sześćdziesiąte), z wyjątkiem rozprawy poświęconej analizie kariery P. Helwiusza Pertinaksa i M. Waleriusza Maksymianusa (s. 326–348), wydrukowanej po raz pierwszy w „Situla" w 1974 roku (s. 199–215). Czytelnik znajdzie tu klasyczny dzisiaj artykuł o wojskach pomocniczych w Dalmacji („Die Auxiliartruppen der Provinz Dalmatien", s. 239–297, pierwodruk w Acta Archaeologica Acad. Scient. Hungaricae XIV 1962, s. 259–296), o osadnictwie weteranów w Dalmacji („Veteranendeduktionen in der Provinz Dalmatien", s. 298–312, pierwodruk: Historia XIII 1964, s. 167–179) oraz o rozprzestrzenianiu cegieł „wojskowych" w Dalmacji („Die Verbreitung von Militärziegeln im römischen Dalmatien", s. 317–325, pierwodruk: Epigraphische Studien IV 1967, s. 44–51).

„Das Heerwesen im römischen Deutschland" stanowi dział piąty. Tutaj znajdują się studia nad zabytkami Nadrenii, znane pod wspólnym tytułem „Epigraphisches aus dem Rheinland I, II, III" (zob. w kolejności: Bonner Jahrbücher CLXV 1965, s. 177–191; Epigraphische Studien IV 1967, s. 1–43, i tamże V 1968, s. 1–98) oraz artykuł o dacie powstania „limesu najdalszego", tj. o przesunięciu limesu w *agri decumates* do jego skrajnego zasięgu („Caius Popilius Pedo und die

Vorverlegung des obergermanischen Limes", s. 394–409, pierwodruk: Fundberichte aus Baden-Württemberg 8, 1983, s. 55–67). W dziale szóstym natomiast zawarte są prace dotyczące Hiszpanii („Das Heerwesen im römischen Hispanien", s. 413–521), a wśród nich znana polemika z P. Le Roux (s. 482–513) oraz nowy artykuł o inskrypcjach z Hiszpanii („Neue und revidierte Militärinschriften aus dem römischen Hispanien", s. 514–521).

Książkę zamyka lista pierwodruków, zestawienie innych prac autora dotyczących wojska rzymskiego i indeksy.

Walor książki polega jednak nie tylko na reedycji monotematycznych artykułów G. A.: równie ważne jest „uwspółcześnienie" tych prac poprzez zaopatrzenie ich w specjalne komentarze („Nachträge") umieszczone po każdym artykule. Gwiazdka na marginesach informuje czytelnika, że w odniesieniu do tej partii tekstu spojrzeć należy do uzupełnień. Czasami są to uzupełnienia czysto formalne, sprowadzające się do wskazania narosłej tymczasem literatury, ale też niekiedy bardzo istotne, stanowiąc zarówno weryfikację poglądów autora, jak i polemikę z jego oponentami. Do nich zaliczyłbym przede wszystkim dyskusję z A. Lippoldem nad rekonstrukcją kariery cesarza Pertinaksa i wartości poznawczej *Historia Augusta* (zamieszczona ona została jako Nachträge II do artykułu: „P. Helvius Pertinax und die M. Valerius Maximianus" pod odrębnym tytułem: „Die Pertinaxvita in der Historia Augusta und die Rekonstruktion historischer Vorgänge. Eine Auseinandersetzung mit A. Lippold", s. 344–348), a następnie propozycję nowej lekcji CIL XIII 8186 (odmiennie niż B. i H. Galsterer, *Die römischen Steininschriften aus Köln*, Köln 1975, nr 223). Zupełnie też nowego wymiaru nabrać musiał artykuł o przesunięciu limesu na *agri decumates* (s. 394–406), a to dzięki nowemu odkryciu epigraficznemu w Neckarburken w 1982 r. „Nachtrag" był oczywiście konieczny (s. 406–409). W kwestii zaś interpretacji tej nowej inskrypcji (o niej samej: F. Schallmayer, *Zweites römisches Militärbad von Neckarburken*, Fundberichte aus Baden-Württemberg IX 1984, s. 452–464) znajdzie tu czytelnik interesującą polemikę z tezami M. P. Speidela (w związku z jego artykułem: *Die Brittones Elantienses und die Vorverlegung des obergermanischen Limes*, Fundberichte aus Baden-Württemberg XI 1986, s. 309–311).

W sumie więc „Römische Heeresgeschichte" stanowić będzie także kolejny wkład G. A. do badań nad historią militarną Cesarstwa Rzymskiego. Niewątpliwie zaś w sposób nadzwyczaj wyraźny ilustruje poglądy autora na rolę i znaczenie armii rzymskiej w dziejach Imperium Romanum.

„Römische Heeresgeschichte" wyszła jako trzeci tom znanej już szeroko serii wydawniczej „Mavors", której edytorem jest M. P. Speidel (jego „słowo wstępne" poprzedza również i niniejszą książkę). On też, jak informuje nas sam G. A. (s. XI), nakłonił heidelberskiego uczonego do przygotowania tomu do druku. Inicjatywa ta zasługuje na aplauz całej społeczności naukowej, a jego adresatem, poza G. A., powinien być właśnie M. P. Speidel.

Słowa szczególnej podzięki należą się również Wydawnictwu J. C. Giebena, któremu zawdzięczamy niezwykle staranną edycję książki.

*Leszek Mrozewicz* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Tadeusz Kotula, Septymiusz Sewerus. Cesarz z Lepcis Magna**, Wrocław-Warszawa-Kraków-Gdańsk-Łódź, Zakład Narodowy im. Ossolińskich, 1987, ss. 190, ilustracje.

W interesującym cyklu biograficznym Ossolineum ukazała się niedawno biografia Septymiusza Sewera, pióra znanego badacza dziejów starożytnego Rzymu, Tadeusza Kotuli. Dotychczas w tej serii nie było żadnej książki omawiającej osobę ze wskazanego okresu historycznego. Zdecydowanie przeważają analizy postaci działających w wieku XVIII. Podobnie sytuacja przedstawia się w wydawanej przez Państwowy Instytut Wydawniczy tzw. „serii z medalionem". Na ponad 30 dotychczas wydanych tytułów z omawianego zakresu przetłumaczono jedynie pracę G. Waltera o Cezarze (1983 r.) i M. Granta o Neronie (1980 r.). Z tym większym zadowoleniem obserwujemy więc wznowienie zainteresowania wydawców problematyką antyku.

Dla omawianej książki bardzo charakterystyczny jest jej podtytuł: „Cesarz z Lepcis Magna". Wskazuje on na przyjętą przez autora optykę; Arthur Birley określił go bardziej ogólnie mianem cesarza afrykańskiego (A. R. Birley, *Septimius Severus, the African Emperor*, London 1971). T. Kotula stara się również przedstawić panowanie Septymiusza Sewera (193—211) jako jeden ze zwrotnych okresów Cesarstwa. „Po Flawiuszach italskiego pochodzenia, po Trajanie i Hadrianie z Hiszpanii, Antoninie Piusie z Galii Narbońskiej legiony wyniosły na tron pierwszego Afrykanina, z którego panowaniem wkraczało Imperium Romanum w przełomowy okres wewnętrznych przeobrażeń zapowiadających epokę dominatu" (s. 5). Niemniej jednak przed wprowadzeniem Dominatu przez Dioklecjana Rzym przetrwać musiał jeszcze pięćdziesięcioletni okres anarchii (235—284), przerywający trendy rozwojowe zapoczątkowane przez Septymiusza Sewera. Nie należy również przesadnie podkreślać roli pochodzenia geograficznego senatorów rzymskich — z chwilą dostania się do senatu stawali się oni przecież częścią ogólnopaństwowej elity Imperium Romanum.

Pracę rozpoczyna krótka analiza źródeł literackich do dziejów omawianego okresu, ze wskazaniem — niewątpliwie słusznie — na stosunek poszczególnych pisarzy antycznych do osoby Septymiusza Sewera. Dobrze również, iż autor zwrócił uwagę na znaczenie źródeł epigraficznych oraz, opierających się na nich, badań prozopograficznych, pozwalających na bardziej obiektywne przedstawienie epoki. T. Kotula, w przeciwieństwie do A. Birleya, przedstawił prawie wyłącznie okres rządów Septymiusza Sewera, twierdząc iż „znaczne luki źródłowe w życiorysie Septymiusza Sewera nie pozwalają na biografię sensu stricto" (s. 9). Trudno zgodzić się z wysoką oceną kariery urzędniczej późniejszego cesarza, dokonanej przez autora we wstępie: „był doświadczonym administratorem po odpowiedzialnych funkcjach cywilnych i wojskowych" (s. 9). Septymiusz Sewer piastował przecież tylko jeden urząd wojskowy (*legatus legionis IV Scythicae*) a wśród całego *cursus honorum* zdecydowanie przeważały, niezbyt wysoko cenione, stanowiska cywilne (*legatus proconsulis provinciae Africae, iuridicus Asturiae et Callaeciae, legatus pro praetore provinciae Lugdunensis, proconsul provinciae Siciliae*). Jedyną znaczącą funkcją w jego karierze było namiestnictwo Pannonii Górnej, uzyskane prawdopodobnie dzięki poparciu prefekta gwardii pretoriańskiej Laetusa (Q. Aemilius Laetus), może właśnie dlatego, że uważano go za miernego człowieka. Doszedł do konsulatu dopiero w wieku 44 lat (a więc później niż inni *homines novi*), nie brał udziału w żadnej wojnie ani nie był trybunem wojskowym. Trzeba więc raczej powtórzyć za T. D. Barnesem, iż jego kariera nie była znacząca przed rokiem 193. (T. D. Barnes, *The Family and Career of Septimius Severus*, Historia XVI 1967, s. 87—107).

Omawiana książka podzielona jest, w sposób dość przejrzysty, na trzy części. W pierwszej („Mściciel Pertynaksa i zwycięzca Partów") T. Kotula skupia się na przedstawieniu „polityki zagranicznej" cesarza, w drugiej („Polityka i reformy") położono akcent na sprawy wewnętrzne Imperium (choć ukazano tu też ekspedycję brytyjską), a trzecia — najkrótsza część — jest w pełni zgodna z tytułem („Polityczny testament"). Narracja autora rozpoczyna się od ukazania proklamacji cesarskiej Septymiusza Sewera (9 IX 193 r.). Jest to wprawdzie niezgodne z chronologią, ale odpowiada intencji autora pragnącego zaprezentować przede wszystkim okres rządów Septymiusza Sewera. Po przedstawieniu szerokiego tła i zakulisowych machinacji towarzyszących powołaniu go na tron autor cofnął się do początków życia i kariery późniejszego cesarza. Dużo uwagi — może nawet za dużo jak na tę niezbyt obszerną publikację — poświęcono rodzinnemu miastu Septymiusza Sewera — Lepcis Magna (s. 16—20). Pisząc o rozległym wykształceniu omawianej postaci T. Kotula wyjaśnia jego podróż do Grecji (182—183 r.) chęcią pogłębienia studiów (s. 21). Septymiusz Sewer chciał jednak przede wszystkim usunąć się ze stolicy na czas rządów wszechwładnego prefekta pretorianów Perennisa, o czym autor pisze dopiero na dalszym miejscu (s. 25—26).

Przedstawienie kariery urzędniczej późniejszego cesarza oparte zostało, jak zaznacza T. Kotula, na ustaleniach A. R. Birleya. Kolejny rozdział pracy poświęcono sławnej żonie omawianej postaci — Julii Domnie (najpierw opisana została jego pierwsza żona — Pakcja Marcjana). Szeroko przedstawiono środowisko syryjskich kapłanów, z którego wywodziła się Julia Domna, oraz polityczno-ideologiczne podłoże tego związku. Potem autor wrócił do przerwanego wątku, opisując marsz z Pannonii na Rzym w roku 193. Dobrze, iż T. Kotula często odwołuje się do

źródeł, zarówno literackich jak i epigraficznych, wskazując na niejednokrotnie sprzeczne relacje dotyczące opisywanych wydarzeń. Następnie zaprezentowano wojnę domową między Septymiuszem Sewerem a Pesceniuszem Nigrem, walkę z Klodiuszem Albinusem, wyprawę partyjską, podróż do Egiptu. Sporo uwagi, niewątpliwie słusznie, poświęcił autor propagandzie ideologicznej cesarza, nie zawsze prowadzonej fair. „Oficjalne ogłoszenie przez Septymiusza jego związku z boskim Markiem Aureliuszem było jedną z największych mistyfikacji politycznych w dziejach starożytnego Rzymu" (s. 55). Septymiusz Sewer konsekwentnie prowadził też politykę dynastyczną, dążąc do możliwie bezkonfliktowego objęcia władzy przez swoich synów. Niebagatelną rolę odgrywała też Julia Domna. Dobrze, że kwestie propagandy politycznej zilustrowano przykładami z dziedziny ikonografii i monet. Zgodnie z przyjętą koncepcją pracy chyba zbyt dużo uwagi poświęcono ojczyźnie cesarza — Lepcis Magna (s. 60—66) i prowincji Afryce (s. 67—76). T. Kotula przeciwstawił się tezie, występującej często w historiografii o wyraźnym faworyzowaniu przez cesarza osób pochodzących z Afryki. Niemniej problem ten jest do dziś dyskusyjny. Autor zaprezentował też swój pogląd w jednej z kwestii szczegółowych, a mianowicie odwiedzin cesarza w Afryce w roku 203 (s. 70—75). Pierwsza część pracy zakończona jest przedstawieniem dwóch faktów z zakresu polityki wewnętrznej Cesarstwa: *ludi saeculares* (r. 204) i „sprawy Plaucjana".

Jak już wspomniano, w drugiej części pracy zdecydowanie przeważa tematyka wewnętrzna. Rozpoczęto ją rozdziałem „Cesarz a senat". „Stosunek władców do senatu był już w starożytności podstawowym kryterium oceny rządów poszczególnych pryncepsów" (s. 89). Następnie przedstawiono drugi stan (*ordo*) rzymskiego społeczeństwa — ekwitów. Septymiusz Sewer był jednym z tych władców, którzy docenili znaczenie armii — stąd chyba zbyt mało miejsca zarezerwowano w pracy dla reform wojskowych przeprowadzonych przez tego cesarza (s. 105—110). Kolejne rozdziały ukazują politykę Septymiusza Sewera wobec Italii i prowincji (najdłuższy rozdział pracy), pozycję arystokracji municypalnej, politykę religijną, prawodawstwo. Ostatni rozdział tej części omawia wyprawę brytyjską, podczas której zmarł opisywany władca. Trzecia część pracy analizuje śmierć cesarza (4 II 211 r.); następnie T. Kotula próbuje dokonać bilansu jego rządów. Słusznie autor stwierdził, iż wszystkie działania Septymiusza Sewera zmierzały do „wzmocnienia władzy cesarskiej opartej na armii i aparacie biurokratycznym" (s. 153). Wreszcie zaprezentowano niektóre rysy portretu cesarza, opisując zarówno cechy fizyczne, jak i psychiczne. W krótkim posłowiu autor ukazał konflikt pomiędzy dwoma synami Septymiusza Sewera, zakończony śmiercią Gety. Na końcu pracy umieszczono tablicę genealogiczną rodziny Septymiusza Sewera, mapę Imperium Romanum za jego panowania oraz notę bibliograficzną; przypisy i indeks nazwisk. Szczególnie cenna jest nota bibliograficzna (s. 170—178), będąca krytyczną analizą, niejednokrotnie najnowszej, literatury dotyczącej okresu Sewerów. W tym wypadku należy więc żałować, że książka napisana w roku 1981 ukazała się dopiero teraz!

Praca T. Kotuli jest cenna z wielu względów. Stanowi ona pierwsze w polskiej historiografii ujęcie postaci Septymiusza Sewera. Pomimo znacznej liczby książek wydanych na ten temat na Zachodzie autorowi udało się znaleźć i przedstawić własny, oryginalny punkt widzenia. Omawiana publikacja oparta została na wszechstronnej znajomości wielojęzycznej literatury oraz różnych kategorii źródeł. Jednak również osoba nieobznajomiona z dziejami starożytnego Rzymu może śmiało sięgnąć po tę książkę. Przedstawiając szereg problemów (np. rolę senatorów, ekwitów) autor nie ograniczył się bynajmniej do ukazania sytuacji panującej za rządów Septymiusza Sewera, ale ukazał również trendy rozwojowe danego zjawiska, cofając się nawet do czasów Republiki czy wybiegając naprzód do okresu Dominatu. Zaprezentowanie opisywanych wydarzeń na szerokim tle historycznym stanowi niewątpliwy walor tej książki. Specjaliści mogą znaleźć w niej przedstawienie dyskusji historiograficznej przy okazji analizowania każdego spornego problemu. Dobrze, iż T. Kotula ujął syntetycznie zagadnienie omówione przez A. Birleya w biografii Septymiusza Sewera (*cursus honorum*, krąg współpracowników cesarza), gdyż praca ta jest dostępna w Polsce (w Bibliotece Uniwersytetu Gdańskiego). Jak już wspomniano, bardzo ważna jest nota bibliograficzna. Należy podziękować Ossolineum za wydanie tej pracy w sporym nakładzie (40 tys.), niskiej cenie (270 zł) i starannej szacie edytorskiej. Dobrze dobrano materiał ilustracyjny. Książka T. Kotuli godna jest polecenia, zarówno dla specjalistów, jak i szerszego grona czytelników.

*Marek Żyromski* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Iza Bieżuńska-Małowist, Marian Małowist, Niewolnictwo**, Czytelnik, Warszawa 1987, s. 429.

Wydana w serii „Wielkie Problemy Dziejów Człowieka" książka Izy Bieżuńskiej-Małowistowej i Mariana Małowista ma charakter eseju historycznego; nie jest zatem pracą naukową sensu stricto. Niemniej jednak powinna zainteresować również profesjonalistów. Poruszana w niej problematyka jest obecnie przedmiotem intensywnych studiów na całym niemal świecie. Niezwykłe ożywienie badań nad niewolnictwem wynika w znacznym stopniu ze współczesnych sporów ideologicznych, takich jak kontrowersja wokół tak zwanej formacji niewolniczej czy przyczyny konfliktów rasowych w dzisiejszej Ameryce.

Niewolnictwo było zjawiskiem historycznym niezmiernie skomplikowanym i długotrwałym. Pojawiło się u zarania cywilizacji śródziemnomorskiej, a zanikło dopiero pod koniec XIX wieku, przeżywając jednak w następnym stuleciu krótkotrwały renesans w państwach totalitarnych. Apogeum znaczenia instytucji niewolnictwa przypadło na okres rozkwitu cywilizacji grecko-rzymskiej (V w. p.n.e. — II w. n.e.) oraz epokę dynamicznego rozwoju gospodarki plantatorskiej w Nowym Świecie (XVII–XIX w). Na pewnych obszarach świata antycznego (Korynt, greckie miasta Azji Mniejszej, wyspa Chios, Ateny, Sycylia, środkowo-południowa Italia) i w pewnych rejonach obu Ameryk (Brazylia, Antyle, południowe stany USA) nabrało ono charakteru produkcyjnego. Rozwojowi instytucji niewolnictwa na tych właśnie terenach poświęcono wielką liczbę studiów i opracowań.

Problematyka niewolnictwa nie jest obca badaczom polskim; wypada jednak zaznaczyć, że jak dotąd zajmowano się w naszym kraju przede wszystkim niewolnictwem antycznym. Książka Małowistów, będąc pierwszą w polskiej historiografii próbą potraktowania zjawiska niewolnictwa w szerokiej perspektywie, zasługuje zatem na szczególną uwagę, tym bardziej że wyszła spod pióra znakomitych znawców przedmiotu. Dzieli się ona na dwie części; autorką pierwszej, poświęconej niewolnictwu starożytnemu, jest Bieżuńska-Małowist (B. M.). Badaczka rezygnując z omawiania sytuacji w krajach starożytnego Wschodu, gdzie niewolnictwo sensu stricto w zasadzie nie występowało, ogranicza się do przedstawienia zjawiska na obszarach świata grecko-rzymskiego. Druga część pracy, autorstwa Małowista (M.), obejmuje okres od średniowiecza do końca XIX w. Obie partie książki różnią się charakterem. O ile B. M. stara się w sposób niezmiernie uporządkowany przedstawić dyskusję i własne poglądy na najważniejsze zagadnienia składające się na problematykę antycznego niewolnictwa, o tyle M. ogranicza się raczej do opisu zjawiska w poszczególnych okresach i rejonach, rzadziej zdobywając się na sądy uogólniające. Gwoli sprawiedliwości trzeba jednak podkreślić, że przypadła mu trudniejsza część zadania. Musiał on przedstawić rozwój instytucji niewolnictwa na obszarze znacznie bardziej rozległym i cywilizacyjnie zróżnicowanym niż grecko-rzymska ojkumene.

Przedmiotem niniejszej recenzji będzie przede wszystkim pierwsza część książki. Składa się ona z dziesięciu rozdziałów. W pierwszym autorka omawia stan badań nad niewolnictwem antycznym. Ze względu na popularny charakter pracy uwzględnia tylko najważniejsze pozycje. Mimo skromnej objętości rozdział ten jest bardzo pożytecznym wprowadzeniem do bibliografii niewolnictwa antycznego. B. M. koncentruje się przede wszystkim na nowszych badaniach. Prezentuje je w sposób rzeczowy, zwracając przy tym szczególną uwagę na momenty najbardziej dyskusyjne. Jej wykład jest wolny od ideologicznej polemiki i zacietrzewienia, tak charakterystycznego dla znacznej części badaczy zajmujących się niewolnictwem.

W rozdziale drugim autorka stara się odpowiedzieć na pytanie, w jaki sposób i jakimi drogami niewolnicy dostawali się w ręce swoich panów. Na kilkudziesięciu stronach przedstawiła poglądy innych uczonych i własne na to niezmiernie dyskusyjne zagadnienie. B. M. odrzuca skrajne sądy. Nie negując, jak czynią to niektórzy badacze, roli wojen i korsarstwa jako źródła zaopatrzenia rynku w niewolników, podkreśla znaczenie przyrostu naturalnego w tym względzie.

W kolejnym rozdziale autorka podejmuje się niezmiernie trudnego zadania polegającego na wyjaśnieniu roli niewolników w produkcji. Korzystając z wyników studiów innych badaczy,

przede wszystkim M. Finleya, oraz własnych przyjmuje, że w Grecji niewolnictwo odgrywało większą rolę w rzemiośle, górnictwie i częściowo rolnictwie tylko w V i IV w. p.n.e. i tylko w niektórych ośrodkach cywilizacji helleńskiej takich, jak Attyka, Korynt, Efez, Milet czy wyspa Chios. Sytuacja w państwie rzymskim była według B. M. nieco odmienna. Niewolnicy stanowili trzon siły roboczej w większych majątkach ziemskich na Sycylii oraz znacznych obszarach Italii od II w. p.n.e. do II w. n.e. W górnictwie praca niewolnicza dominowała na terenie całego państwa z wyjątkiem Egiptu. O wiele mniejsze miało być natomiast znaczenie niewolników w rzemiośle. Na pozostałych terenach świata grecko-rzymskiego niewolnicza siła robocza odgrywała rolę raczej drugorzędną, jeśli nie marginalną. Praca niewolników nigdzie zresztą nie zastąpiła całkowicie pracy ludzi wolnych. Nawet w okresach największego rozkwitu antycznego niewolnictwa produkcyjnego możemy jedynie mówić o koegzystencji wolnej i niewolnej siły roboczej z przewagą bądź jednej, bądź drugiej. Pogląd ten akceptuje dzisiaj większość znawców problemu. Zajmuje on poczesne miejsce również w rozważaniach B. M.

Rozdział IV wypełnia problematyka niewolnictwa domowego. Autorka podkreśla, że niewolnictwo w swych początkach było niewolnictwem domowym i w tym charakterze przetrwało całą starożytność. Ludziom antyku niewolnik kojarzył się przede wszystkim ze sługą domowym. W bogatych, a nawet średnio zamożnych domach greckich i rzymskich niewolnicy byli obciążeni najróżnorodniejszymi obowiązkami. Służba składała się bowiem tak w Grecji, jak i w Rzymie wyłącznie z niewolników. Sytuacja w świecie greckim i rzymskim pod wieloma względami była jednak odmienna. Fakt ten nie uchodzi uwagi B. M. Badaczka podkreśla, że w Grecji nawet w zamożnych domach personel niewolniczy rzadko liczył więcej niż dziesięć osób; tymczasem bogaci Rzymianie od okresu schyłku republiki posiadali służby domowe składające się z kilkuset i więcej niewolników. Gwałtowny ich wzrost w domach rzymskich wynikał przede wszystkim z przemian społecznych i obyczajowych. Po okresie wielkich podbojów w środowisku rzymskiej arystokracji zapanowała moda na ostentacyjne chwalenie się własnym bogactwem. Jednym z jej przejawów było rozbudowanie personelu niewolniczego ponad wszelkie potrzeby. O ile w Grecji niewolnicy domowi często zajmowali się różnorodną działalnością gospodarczą, o tyle w Rzymie zdarzało się, że jedynym obowiązkiem niewolnika było cięcie drobiu na ucztach. Nie sposób skreślić w kilku zdaniach bogatej problematyki niewolnictwa domowego interesująco przedstawionej przez B. M.

Niezmiernie ciekawy jest następny rozdział, w którym autorka zajmuje się niewolnikami w służbie państwowej. Podkreśla ona, że tak *poleis* greckie, jak i państwo rzymskie do końca I w. n.e. nie posiadały zawodowej, płatnej administracji. Zastępowali ją niewolnicy zakupieni przez państwo. W Rzymie dużą rolę odgrywali także niewolnicy urzędników aktualnie sprawujących władzę. Szczególnie istotna była jednak rola niewolników i wyzwoleńców cesarzy w pierwszym wieku pryncypatu. Najpotężniejsi spośród nich wywierali większy wpływ na losy imperium niż wybitni nawet senatorowie.

W kolejnym rozdziale B. M. analizuje sytuację prawną niewolników dochodząc do wniosku, że niewolnik w antycznych państwach był nie tylko przedmiotem prawa, lecz w pewnych sytuacjach także jego podmiotem. Najogólniej rzecz biorąc praktyka często nie odpowiadała surowemu ustawodawstwu — często na korzyść niewolnika, ale nieraz też na jego niekorzyść. O tym, jak zasady prawne były realizowane w praktyce, decydował przede wszystkim stosunek pana do niewolnika. Teksty antyczne dostarczają licznych przykładów dobrego, wręcz przyjaznego traktowania niewolników przez ich właścicieli. Nie brakuje jednak w nich również dowodów okrucieństwa w postępowaniu z niewolnikami. Całą tę złożoną problematykę B. M. omawia w rozdziale siódmym. Badaczka konkluduje, że przypadki nieludzkiej postawy właścicieli nie zdarzały się zbyt często; niewolnik był bowiem przede wszystkim cenną własnością, a mało kto lekkomyślnie uszczupla swój majątek.

Następną partię książki autorka poświęca perspektywom uzyskania wolności przez niewolników. Najprostszą metodą było osiągnięcie jej przez wyzwolenie. Mogli na nie liczyć przede wszystkim niewolnicy domowi. Minimalne szanse posiadali natomiast *servi* zatrudnieni w kopalniach i kamieniołomach, niewiele większe *servi agrarii*. Szansę wyrwania się na wolność stwarzały im w zasadzie jedynie ucieczka lub bunt. Tego typu przedsięwzięciom rzadko jednak towarzyszyło

powodzenie. B. M. zauważa, że o ile zbiegostwo było zjawiskiem o charakterze masowym, o tyle bunty należały do rzadkości. Brak większych powstań niewolniczych, wyjąwszy wystąpienia na Sycylii i w Italii w okresie schyłku republiki, badaczka tłumaczy ekonomicznym, społecznym i etnicznym zróżnicowaniem niewolników.

W rozdziale dziewiątym autorka zajmuje się poglądami starożytnych na niewolnictwo. Z naciskiem podkreśla, że w świecie antycznym było ono zjawiskiem naturalnym, przez nikogo nie kwestionowanym. W zakończeniu napisanej przez siebie części książki B. M. zastanawiając się nad znaczeniem pojęcia „społeczeństwo niewolnicze", akceptuje definicję Finleya uznającego za społeczeństwo niewolnicze tylko takie, w którym praca niewolnicza dominuje nad wszelkimi innymi formami pracy zależnej oraz najemnej w najważniejszych dziedzinach produkcji.

Pierwsza część książki Małowistów jest jedynym jak dotąd w polskiej historiografii całościowym opracowaniem problematyki niewolnictwa antycznego. Ze względu na popularny charakter książki szereg zagadnień został omówionych w sposób pobieżny. Autorka mogła dzięki temu skoncentrować się na najważniejszych dla zrozumienia istoty antycznego niewolnictwa kwestiach. Dogłębna znajomość źródeł i literatury fachowej, wnikliwy krytycyzm, przejrzysta argumentacja oraz niezmiernie wyważone, często bardzo oryginalne wnioski sprawiają, że praca B. M. zasługuje na najwyższe uznanie. Nasuwają się jednak pewne uwagi dotyczące niektórych poglądów i kilku nieścisłości. Wątpliwości budzi np. opinia badaczki (s. 190 n.), jakoby niewolnicy domowi zawsze mieli znacznie większe szanse wyzwolenia niż *servi* pracujący w handlu. Wydaje się, że w źródłach rzymskich, przynajmniej z okresu pryncypatu, znalazłoby się niemało argumentów podważających tę tezę. W okresie cesarstwa niewolnicy zajmujący się handlem bardzo często cieszyli się dużą samodzielnością, pozwalającą zgromadzić im środki finansowe na wykupienie się z niewoli. Nie wydaje się, aby mieli oni mniejsze szanse na wyzwolenie niż kucharze czy specjaliści od cięcia drobiu.

Niezbyt ścisłe są też uwagi o sposobach wyzwolenia w Rzymie i Italii (s. 194 n.). Pisząc np., że w okresie cesarstwa do tradycyjnych metod uzyskania wolności (*per vindictam, censu i testamento*) dochodzi jeszcze oświadczenie złożone przez właściciela w obecności przyjaciół (*inter amicos*), a później także w świątyni (*in ecclesia*), autorka nie czyni żadnej wzmianki o wyzwoleniach *per mensam* i *per epistulam*. Nie zwraca także uwagi na fakt, że *manumissio inter amicos* miało charakter nieformalny; w konsekwencji jego beneficjant nie otrzymywał obywatelstwa rzymskiego. Stawał się zatem jakby wyzwoleńcem drugiej kategorii. Wyzwolenie *inter amicos* nie było ponadto wynalazkiem epoki cesarstwa; praktykowano je już w okresie republiki. Za całkiem mylny należy uznać pogląd, że prawo rzymskie i obyczaj rzymski nie uznawały wyzwolenia za okup złożony przez niewolnika. Tymczasem aluzje do *servi suis nummis empti* można znaleźć zarówno w źródłach prawniczych, jak i narracyjnych. Wspominają o nich również autorzy klasycznych prac poświęconych prawnym aspektom rzymskiego niewolnictwa (W. Buckland, M. Morabito).

Wspomniane usterki są jednak nieliczne zgoła i w niczym nie umniejszają opinii o wartości części książki opracowanej przez B. M. Nie będzie chyba przesadą stwierdzenie, że w literaturze światowej niewiele jest publikacji o antycznym niewolnictwie napisanych w sposób tak przystępny i jasny, a zarazem oryginalnych z naukowego punktu widzenia.

Badaczowi antyku trudno jest ocenić zalety i wady drugiej części książki. Ogólne wrażenia z jej lektury są całkowicie pozytywne. Dokładniejsze przestudiowanie tej partii znakomicie ułatwia zrozumienie specyfiki antycznego niewolnictwa.

Warto również poświęcić nieco uwagi zakończeniu książki napisanemu wspólnie przez oboje autorów. Porównując antyczne niewolnictwo z jednej strony, a średniowieczne i nowożytne z drugiej, starali się oni uchwycić najistotniejsze różnice i podobieństwa w funkcjonowaniu omawianej instytucji w poszczególnych epokach. Lektura tego fragmentu książki prowadzi do wniosku, że przy często daleko idących analogiach niewolnictwo antyczne znacznie różniło się od średniowiecznego, a to z kolei od nowożytnego.

*Andrzej Łoś* (Wrocław)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Einleitung in die klassischen Altertumswissenschaften. Ein Informationsbuch von einem Autorenkollektiv unter Leitung von Johannes Irmscher**, VEB Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin 1986, ss. 356.

Jak wynika z uwag wstępnych pióra J. Irmschera, wprowadzenie to ma za zadanie zorientować zainteresowanych w aktualnym stanie badań w obrębie nauk zajmujących się antykiem[1] i przekazać pewną sumę wiedzy o bazie źródłowej tych nauk oraz ich rozwoju. Adresowane jest ono tak do specjalizujących się w badaniach nad antykiem (i w dyscyplinach naukowych z nim związanych) fachowców, jak i do całego interesującego się nim szerokiego grona czytelników.

Pogodzenie wymagań tak dalece zróżnicowanego kręgu odbiorców nie jest rzecz oczywista zadaniem łatwym. By mu sprostać, zaproszono do współpracy ponad 100 badaczy — reprezentantów nauki NRD — fachowców w dziedzinie poszczególnych zagadnień.

Cały materiał podzielono na pięć nierównych objętościowo części, z których każda ma 2 do 5 rozdziałów, a te z kolei dzielą się na pewną liczbę, najczęściej 2–3-stronicowych, podrozdziałów. W części pierwszej („Grundlagen der klassischen Altertumswissenschaften") omówiono przedmiot badań, metody, źródła i miejsce poszczególnych nauk w ramach „klassische Altertumswissenschaften". Tutaj też znajdzie czytelnik uwagi o pokrewnych „naukom o antyku"[2] specjalnościach badawczych jak np. językoznawstwo ogólne, asyriologia, iranistyka, celtologia etc.

Część druga, zatytułowana „Spezialdisziplinen der klassischen Altertumswissenschaften", omawia po kolei blisko 30 (znanych tej książce) specjalności tworzących tę naukę, a zebranych w rozdziały: geografia i etnografia świata antycznego, języki, historia i jej działy, archeologia i jej działy, filologia klasyczna i jej elementy składowe.

Część trzecia („Geschichte der antiken Völker und Nachbarnkulturen") obok treści sygnalizowanej tytułem zawiera jeszcze systematyczne omówienie historii świata antycznego od kultury egejskiej począwszy, a na upadku państwa rzymskiego na zachodzie skończywszy. Obok tego wyodrębnione są jeszcze działy rzeczowe: historia gospodarcza antyku, wojskowość, dzieje techniki etc. Chronologicznie cały ten dział obejmuje okres od około 3000 r. p.n.e. do (nie wiadomo dlaczego) momentu pojawienia się Węgrów w Europie środkowej (schyłek IX w. n.e.). Węgrzy kończą przecież (zasadniczo) proces formowania się etnicznego oblicza Europy już średniowiecznej i z antykiem nie mają nic wspólnego.

Część czwarta („Geschichte der antiken Kultur") wprowadza nas w zagadnienia kultury duchowej z dziejami religii włącznie. Znalazło się tutaj również miejsce dla wprowadzenia w historię Kościoła w starożytności; mamy także uwagi o literaturze bizantyjskiej do końca XV w. (J. Irmscher) i o literaturze łacińskiej w średniowieczu i okresie humanistycznym.

Część piąta i ostatnia („Geschichte des Nachwirkens der Antike") zajmuje się, z grubsza biorąc, recepcją kultury antycznej przez społeczeństwa średniowieczne i nowożytne żyjące w granicach *orbis antiquus* i poza nimi.

Przystępując obecnie do przedstawienia oceny tej pracy wypadnie zacząć od kilku słów na temat jej konstrukcji. Otóż współpraca ponad 100 specjalistów opracowujących bardzo wąskie odcinki całości wymaga od redakcji dużego wysiłku i sprawności, aby wyeliminować wszelkie zbędne powtórzenia rzeczowe i aby nadać dziełu spójność konstrukcyjną. Niestety, praktyczna realizacja tego postulatu nie zawsze jest tutaj widoczna. Dla przykładu: trudno zrozumieć, dlaczego oddzielnie omawia się przedmiot i metody filologii klasycznej (s. 21 nn.), a oddzielnie

---

[1] Nazwa „klassische Altertumswissenschaft" określa w języku niemieckim naukę zajmującą się starożytnością grecko-rzymską. Dopóki „klassische Altertumswissenschaft" identyfikowano z filologią klasyczną, dotąd używano tej nazwy w singularis; po usamodzielnieniu się jednak archeologii (XVIII w.) i historii (XIX w.) używa sę obecnie pluralis — „die klassischen Altertumswissenschaften".

[2] Rzadziej już dziś używanym polskim odpowiednikiem niemieckiego terminu „die klassische Altertumswissenschaft" jest określenie „starożytność klasyczna".

zadania literaturoznawstwa (s. 38 nn.), skoro, jak to przyznają również autorzy odnośnych podrozdziałów [3], literaturoznawstwo jest częścią składową filologii klasycznej. Przez to wiele uwag w obu wprowadzeniach powtarza się. Dalszą niekonsekwencją jest usunięcie literaturoznawstwa nie tylko poza nawias rozdziału „filologia klasyczna", ale i poza obręb działu „dyscypliny nauk o antyku": uznano, że najwłaściwsze dlań jest miejsce w części IV (historia kultury antycznej). W tej też części (IV) omawia się „historię antycznego językoznawstwa" (s. 319 n.), chociaż właściwiej byłoby mówić o zainteresowaniach językoznawczych i włączyć je generalnie do rozdziału „języki świata antycznego" w części II, gdyż materiał znowu w znacznej mierze powtarza się.

Zdaniem redaktorów *Einleitung* gramatyka i historia języków greckiego i łacińskiego najwyraźniej nie mieszczą się w zakresie badań filologii klasycznej, skoro przeniesiono je do działu pod nazwą „języki świata antycznego". Potrzeba wyodrębnienia tego ostatniego działu nie wydaje się zresztą uzasadniona, gdyż dzieje i gramatyka języków greckiego i łacińskiego i ich średniowiecznych oraz nowożytnych kontynuacji daje się dobrze zmieścić w polu badań i, co za tym idzie, w rozdziale „filologia klasyczna", z ewentualnym wyodrębnieniem podrozdziałów „neolatynistyka" i „neogrecystyka".

Idźmy dalej. Część III zatytułowana jest „Historia antycznych ludów i kultur sąsiednich", ale oprócz zagadnień wskazanych tytułem można w niej znaleźć np. podrozdział „Historia kultury materialnej antyku", a także podrozdziały: „Historia wojskowości antycznej" i „Historia techniki antycznej". Fakt, że znalazły się w tym dziale uwagi o kulturze materialnej i technice, wprost zdumiewa, gdyż kulturze poświęcona jest w całości następna, IV część *Einleitung*, gdzie niezależnie od wywodów o kulturze materialnej Greków i Rzymian zamieszczonych w części wcześniejszej mamy cały rozdział zajmujący się historią sztuki antycznej (s. 252 nn.), co poucza nas, że dział IV nie traktuje wyłącznie o kulturze duchowej. Nie jest też jasne, dlaczego instytucję państwa i badania nad nią omówiono w części III, a instytucję Kościoła w części IV, w której też wprowadza się czytelnika w kwestie związane z gospodarką rolną (s. 316 nn.), podczas gdy historię całej gospodarki antycznej przedstawiono właśnie w części III (s. 131 nn.).

Niepodobna pojąć, jakim kryterium kierowano się prezentując dzieje Gotów (G. von Bülov, s. 204 nn.) łącznie z dziejami Illirów, Traków i Daków, biorąc pod uwagę, że jeszcze w tej samej części III znajduje się rozdział pt. „Germanen", gdzie niezależnie od poprzedniego uwzględniono i Gotów (s. 227 nn.).

Brak też jakichkolwiek wyjaśnień dlaczego w części I wśród nauk ściśle współpracujących z naukami o antyku wyróżniono asyriologię, egiptologię, celtologię, germanistykę i iranistykę, a „zapomniano" np. o trakologii, arabistyce, meroistyce etc.

Wśród pieczołowicie wymienianych i omawianych specjalności „nauk o antyku" można dostrzec nawet Museologie, „nie zmieściły się" natomiast: Urkundenlehre, Siegelkunde, Kartographie[4]. Z innego typu opuszczeń należy zauważyć zupełne pominięcie ideologii władzy tak w Grecji jak i w Rzymie.

Nie ma chyba potrzeby mnożyć dalszych przykładów. Za to raz jeszcze trzeba podkreślić, że niespójność konstrukcyjna i nadmierne mnożenie podrozdziałów z jednej strony już a priori utrudnia korzystanie z *Einleitung* (gdyż szukając kompletniejszych informacji na dany temat trzeba ich poszukiwać w różnych działach), a z drugiej strony prowadzi do nieuchronnych (w tej sytuacji) rzeczowych i bibliograficznych powtórzeń.

Drugą sprawą jest właśnie wspomniana informacja bibliograficzna. Jest jasne, że poszczególni autorzy mając do swej dyspozycji niewiele miejsca musieli ograniczać się do podawania literatury podstawowej (do danej kwestii), o największym ciężarze gatunkowym. Rozumiejąc to, nikt nie

---

[3] R. Müller (s. 21): „Die klassische Philologie ist die Wissenschaft von der griechischen und lateinischen Sprache und Literatur, mit den Spezialdisziplinen Textgeschichte und Textkritik, Handschriftenkunde und Kodikologie, Pälaographie und Metrik, Papyrologie und Epigraphik"; J. Werner (s. 38): „Die klassische Philologie als Teildisziplin der klassischen Altertumswissenschaften ist sowohl Sprach – als auch Literaturwissenschaft".

[4] Nie rekompensuje bowiem tego braku parę uwag na s. 331–332.

będzie czynił im zarzutu z pominięcia tej czy innej pozycji spośród tzw. literatury uzupełniającej lub z pominięcia literatury mniej już aktualnej merytorycznie. Zobaczmy jednak, jak to wygląda w praktyce.

Zdaniem W. Sundermanna iranistyka jest to „Wissenschaft von der politischen Geschichte und sozialökonomischen Entwicklung, von den Sprachen und Literaturen Irans, den in Iran entstandenen Religionen". W praktyce jednak autor jakby zapomniał o niektórych częściach składowych tej definicji i cytuje wyłącznie językoznawczą literaturę przedmiotu; żadnej historii Iranu! (s. 51 n.). Nie ma też żadnego odsyłacza, że lukę tę uzupełnia rozdział „Persowie i Partowie" (s. 215), ale z pominięciem (oprócz wielu innych) niezastąpionej pracy A. E. Christensena, *L'Iran sous les Sassanides*, Copenhagen ²1944.

H. Ditten podając literaturę przedmiotu do geografii antycznej zupełnym milczeniem pominął opracowania w serii Tabula Imperii Romani, nie uwzględnił ważnego artykułu R. K. Sherka, *Roman Geographical Exploration and Military Maps*, ANRW, II, 1, 1974, s. 534—562; nie ma także wzmianki o wielkim dziele E. H. Bunbury'ego, *A History of Ancient Geography among the Greeks and Romans from the Earliest Age Till the Fall of the Roman Empire*, I—II London ²1960, (s. 56 n.). Dzieł tych nie wymienia się również w podrozdziale „Historia antycznej geografii..." (s. 333 n.).

G. von Bülow starannie wyliczyła najnowsze albańskie (zbiorowe) opracowania dziejów Illirów (s. 207), ale przeoczyła indywidualną syntezę W. Pająkowskiego, *Illirowie*, Poznań 1981.

Z literatury dotyczącej Słowian D. Rössler potrafił wymienić tylko starą syntezę L. Niederlego, nie dostrzegając nawet tak fundamentalnego przedsięwzięcia jak *Słownik starożytności słowiańskich*, 1961 — (s. 210).

J. Köhn w podrozdziale „Historia antycznej nauki o państwie" w odniesieniu do Rzymu wymienił jedynie S. L. Utčenko, *Političeskije učenija drevnego Rima (III—I vv. do n.e.)*, Moskva 1977. Köhn uważa (s. 328), że dla Rzymu jest to praca w danym zakresie podstawowa. Stwierdzenie to można uznać za słuszne w odniesieniu do okresu republiki, natomiast w odniesieniu do epoki cesarstwa trzeba było koniecznie wymienić W. Suerbauma, *Vom antiken zum frühmittelalterlichen Staatsbegriff. Über Verwendung und Bedeutung von res publica, regnum, imperium und status von Cicero bis Jordanis*, Münster, Westfalen ³1977, nie mówiąc o wielu innych opracowaniach.

Nawet tak wytrawny, znany z solidnego warsztatu badacz jak K. P. Johne zestawiając odpowiednią literaturę prosopograficzną opuścił powszechnie przecież cytowane dzieło H. G. Pflauma, *Carrières procuratoriennes équestres sous le Haut Empire*, I—III, Paris 1960—1961, i uzupełniającą J. R. Martindale'go (dla okresu nie objętego już drugim tomem PLRE — po 527) klasyczną rzecz J. Sundwalla, *Abhandlungen zur Geschichte des ausgehenden Römertums* (Öfversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar, Bd. LX 1917/1918, Afd.B.nr 2), Helsingfors 1919, rozdz. II (s. 103).

I tutaj muszę poprzestać na tych kilku przykładach, które dowodzą jednak, że czytelnik sięgający do *Einleitung* po informację bibliograficzną nie zawsze otrzyma ją w pełnym wymiarze, nie zawsze też będzie mógł odróżnić (mam tu na myśli przede wszystkim niefachowców i początkujących badaczy), które z prezentowanych publikacji są oryginalnymi, autorskimi studiami, a które zarysami problemu czy wręcz książkami popularnonaukowymi (bo i od takich roi się w omawianym wprowadzeniu), gdyż odpowiednia delimitacja najczęściej nie jest przeprowadzona.

Sporo jest też w *Einleitung* konstatacji dyskusyjnych i nieścisłości rzeczowych. Oto kilka przykładów.

B. Kühnert (s. 64) jeszcze w I w. n.e. na obszarach między Łabą na wschodzie a Renem-Wezerą na zachodzie znajduje Teutonów (inaczej Schmidt, Westgermanen BI, s. 17 n.), błędnie też twierdzi, że w starożytności Arabami nazywano tylko mieszkańców Półwyspu Arabskiego, podczas gdy dobrze wiadomo, że w różnych okresach starożytności Arabią (a więc obszarem przynajmniej pierwotnie zamieszkiwanym przez Arabów) określano położoną na wschód od Nilu część Egiptu, pd. Palestynę, niektóre tereny w Mezopotamii i Syrii etc. (zob. tutaj E. Merkel w: F. Altheim—R. Stiehl, *Die Araber in der Alten Welt*, Bd. I, Berlin 1964, s. 164 nn.). Kimmeriów

uważa ta autorka za lud przypuszczalnie tracko-irańskiego pochodzenia (s. 63), podczas gdy w innym miejscu (s. 200) najwidoczniej lepiej zorientowany w aktualnym stanie badań M. Oppermann konstatuje brak naukowego rozstrzygnięcia, do jakiej grupy etnicznej i językowej należy tych Kimmeriów włączyć. W obrębie tej samej książki wypadałoby ujednolicić poglądy.

Ani Prokopa, ani tym bardziej Agathiasa nie zalicza się do grupy antycznych teoretyków wojskowości, chociaż innego (bezzasadnego) zdania jest G. Härtel (s. 195). Zupełnym brakiem krytycyzmu odznacza się dalsza wypowiedź tego autora: „Die Gesamtstärke des Heeres betrug unter Konstantin I. 75 Legionen mit etwa 900 000 Mann" (s. 194).

Nie odpowiada źródłowej rzeczywistości stwierdzenie G. v. Bülow, jakoby Ostrogoci założyli po 473 roku w Mezji Dolnej organizację polityczną o charakterze państwowym (s. 207); można mówić jedynie o ich przejściowym osiedleniu się na terenie tej prowincji. Nie wiem, skąd wzięło się u tej autorki mniemanie, że dla lat między 375—451 brak jest konkretnych danych do dziejów Ostrogotów. Tuluzańskie państwo Wizygotów nie zniknęło bynajmniej z politycznej mapy ówczesnej Europy w wyniku walk toczonych w 510/511 między Ostrogotami i Wizygotami, gdyż, pomijając tutaj same przyczyny upadku władztwa wizygockiego w Galii, walki toczyły się między wizygockim uzurpatorem Gezalkiem i legalnym dziedzicem królestwa, małoletnim Amalarykiem, którego reprezentował regent Teodoryk ostrogocki, a którego państwo nie rozpadło się wkrótce po 526, jak sugeruje Bülow, lecz przetrwało co najmniej do 552 (s. 206 n.).

Zdaniem B. Barschela (s. 69) „illiromanię" przezwyciężono w badaniach językoznawczych dopiero w ostatnich latach. Pierwsza lista zwycięzców igrzysk w Olimpii nie pochodzi z 776 r. p.n.e., jak chce R. Johne (s. 92), lecz odnosi się do tego roku, gdyż listy zwycięzców tych igrzysk ogłosił dopiero w V w. p.n.e. sofista Hippiasz i nie wiadomo czy oparł się na wcześniejszym zapisie. Omawiając systemy chronologiczne starożytności klasycznej autorka z nieznanych względów opuściła rozpowszechnioną zwłaszcza w Syrii erę Seleucydów.

*Tabula Peutingeriana* jest datowana przez I. Tschoerner (s. 331) na wiek VI. D. Freydank uważa (s. 347), że chrzest Polski miał miejsce w 965 roku.

Niektóre sformułowania dowodzą nieobiektywności piszącego, jak np. to zdanie H. Grünerta (s. 231): „Nach pseudowissenschaftlichen Verfälschungen im Imperialismus mit dem Höhepunkt in der Zeit der faschistischen Diktatur wird die Erforschung der germanischen Geschichte und Kultur in der Deutschen Demokratischen Republik auf der Grundlage der materialistischen Geschichtsauffassung betrieben". O fałszowaniu (z pobudek ideologicznych) rzeczywistości historycznej przez historiografię niemiecką okresu faszyzmu nie ma potrzeby nikogo przekonywać. Ale ta postawa nie stała się bynajmniej udziałem całej tej historiografii, z której przecież należy wyodrębnić nurt krytyczny. Wystarczy tu wspomnieć, że właśnie w tym czasie zostały ogłoszone klasyczne, cieszące się dotąd opinią obiektywnych, dzieła R. Mucha, *Die Germania des Tacitus* (1937) i L. Schmidta, *Gesch. d. deutschen Stämme...*, ($^{2}$1938; $^{2}$1940; $^{2}$1941); *Gesch. d. Wandalen*, ($^{2}$1941). Rzecz jasna jeszcze mniej słuszna będzie cytowana wyżej opinia H. Grünerta, gdy odniesiemy ją do dorobku tzw. Germanenforschung całej epoki „imperializmu". Dorobku, który Grünert programowo pomija, podobnie jak pomija klasyczne dzieło R. Wenskusa, *Stammesbildung u. Verfassung* ($^{2}$1977) cytując w zamian dobry, ale popularny zarys pióra F. Schlette (*Germanen...*, $^{4}$1980). Grünert cytuje też indywidualnie napisany leksykon H.—F. Döblera, *Die Germanen...*, (1975), a nie wspomina o nowym wydaniu *Reallexikon der germanischen Altertumskunde* (rozpoczęło się w 1973).

Pozostawiając już na uboczu liczne błędy w polskich nazwiskach i tytułach przytaczanych prac zwrócę jeszcze uwagę na występujące niekiedy w *Einleitung* niezręczności językowe. Np. J. Irmscher (s. 351) pisze: „Theodor Mommsen (1817—1903) eröffnete die neue Entwicklungsperiode für den Orbis Romanus". R. Günther (s. 14) wyraził się o Herodocie: „Vater der Geschichte", zamiast zgodnie z rzeczywistością: „Vater der Geschichtsschreibung".

Cytowane tu wszelkie niedostatki *Einleitung* można by naturalnie jeszcze mnożyć, ale nie one zdecydują ostatecznie o małej przydatności omawianej pracy w warsztacie badacza starożytności. Zadecydowała o tym dysproporcja między postawionym przed nią zadaniem a jej objętością, która sprawiła, że autorzy wprowadzając czytelnika do poszczególnych „nauk o antyku" mogli

przytoczyć zaledwie parę ogólnikowych informacji i kilka pozycji bibliograficznych bez możności dokonania ich oceny. Oszczędność miejsca poszła tu tak daleko, że w tego rodzaju wydawnictwie nie ma nawet indeksów.

*Jan Prostko-Prostyński* (Szczecin)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Walter Berschin, Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, I: Von der „Passio Perpetuae" zu den „Dialogi" Gregors des Grossen** (Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters, Bd. 8), Stuttgart 1986, Anton Hiersemann Verlag, ss. XII + 358, 2 nlb., tabl. 1.

Jeżeli pojęcie biografii będzie się rozumiało w węższym, Plutarchowsko-Swetoniuszowskim sensie, wcześniejsze średniowiecze okaże się w dziejach tego gatunku pisarskiego niemal białą plamą i na dobrą sprawę dopiero Renesans zdoła przywrócić biografistyce wysoką rangę. Rzecz jasna, takie ograniczenie byłoby dziś trudne do obrony, skoro znaczna część piśmiennictwa późnoantycznego i średniowiecznego posiada cechy w pełni uzasadniające zaliczenie jej do biografistyki w szerszym słowa tego znaczeniu. Mam na myśli hagiografię, czyli żywotopisarstwo świętych, aczkolwiek w obrębie hagiografii występowały również nurty niebiograficzne (np. *miracula* i *translationes*). Od razu na wstępie wypada przypomnieć, że i w starożytności biografia nie była gatunkiem zbyt rozpowszechnionym, zachowując od początku do końca dziejów pogańskiego antyku wyraźne cechy ekskluzywizmu i dzieląc je poniekąd z całym właściwie ówczesnym piśmiennictwem. Jest ona w chwili obecnej już nie najgorzej rozpoznana w nauce (zob. zwięzły zarys pióra M. Fuhrmanna w I tomie *Der Kleine Pauly. Lexikon der Antike in fünf Bänden*, 1975, kol. 902–904). Jak jednak ogarnąć biografistykę średniowieczną, nie sprowadzając zagadnienia do dziejów ówczesnej hagiografii?

Trudno się dziwić, że całościowego ujęcia średniowiecznych dziejów biografii jako gatunku (dziejo-)pisarskiego brak. Względy heurystyczne na pewno odgrywają tu znaczną rolę, wystarczy zwrócić uwagę na daleki od poprawności stopień rejestracji hagiograficznego materiału źródłowego, a zarazem na ogrom tego materiału, dalekiego od pomieszczenia się w ramach opublikowanych 67 tomów *Acta sanctorum* (edycja po dwóch stuleciach dość burzliwych dziejów ugrzęzła pod koniec XIX wieku na dniu 10. listopada – AA SS mają, jak wiadomo, układ kalendarzowy) i bardzo zindywidualizowanego pod względem przekazu (w okresie „żywej łaciny" wczesnego średniowiecza każdy niemal rękopiśmienny przekaz zabytku jest jego nową, niekiedy dość znacznie różniącą się od pierwowzoru wersją). Nie brak i trudności metodologicznych, wynikających z płynności granic gatunku oraz z występowania elementów biografistyki w dziełach należących do gatunków niejednokrotnie zasadniczo odmiennych, jak historiografia, epistolografia, homiletyka, literatura podróżnicza itp. W latach pięćdziesiątych i sześćdziesiątych bieżącego stulecia Georg Misch, borykając się – choć na inną skalę – z podobnymi problemami, stworzył podstawowe opracowanie dziejów dawnej autobiografii[1]; obecnie jesteśmy świadkami powstawania kolejnego kompendium, mającego objąć piśmiennictwo biograficzne średniowiecznego kręgu łacińskiego, pióra filologa heidelberskiego, Waltera Berschina.

Ponieważ szersza prezentacja dotychczasowego, bogatego i różnorodnego dorobku naukowego tego uczonego nie jest na tym miejscu możliwa, ograniczę się do podania trzech jedynie tytułów jego wcześniejszych prac, posiadających postać druków samoistnych, a zarazem stanowiących (przynajmniej jeżeli chodzi o dwie z nich) jak gdyby zapowiedź ujęcia całościowego. Mam na myśli opublikowaną w roku 1972 monografię życia i twórczości kanonisty z XI wieku Bonizona

[1] G. Misch, *Geschichte der Autobiographie*, t. I–II, ³Bern 1949–1950, t. III, cz. 1–2, Frankfurt a.M. 1955–1962; tenże, *Studien zur Geschichte der Autobiographie*, I–V, Göttingen 1954–1960.

z Sutri oraz najnowszą (1985) edycję przekładu autobiografii Ruperta z Deutz. Pracą zaś, która wywołała bardzo szerokie echo w światowej nauce, jest opublikowana w roku 1980 obszerna monografia wpływów języka i kultury greckiej na łacińskie średniowiecze[2]. Wystawiła ona pochlebną notę rozległości i perfekcji warsztatowej Autora.

Nie wiadomo, niestety (i potraktowałbym to jako wyrzut pod adresem Autora), jaki ma być zasięg chronologiczny oraz z tym związane rozmiary dzieła, którego pierwszy tom prezentujemy. Tom pierwszy, ściśle rzecz biorąc, dotyczy w większej części późnego (chrześcijańskiego) antyku i obejmuje — wraz z VI wiekiem — pierwsze właściwie stulecie średniowiecza. Nie znalazło się w nim miejsce na bardziej systematyczny, choćby i syntetyczny, zarys biografistyki antycznej, gdyż ta w znikomym stopniu (i nie od razu) oddziaływała na biografistykę chrześcijańską, natomiast szerokie potraktowanie późnoantycznej biografii chrześcijańskiej jest nie tylko w pełni uzasadnione, lecz wręcz niezbędne, skoro biografistyka VI i następnych stuleci organicznie wywodziła się ze starochrześcijańskiej. Zagadką pozostaje zamierzona przez Autora górna granica chronologiczna pracy; jeżeli ma ona objąć cały okres literatury średniołacińskiej, konieczne okażą się zapewne w dalszych tomach pewne rygory ograniczające i selekcjonujące rosnący ilościowo i różnicujący się jakościowo materiał źródłowy.

Pierwszy tom składa się (pomijam na razie elementy pomocniczego wyposażenia edytorskiego) ze wstępu (s. 1—32) i pięciu części, podzielonych z kolei przejrzyście na rozdziały (poświęcone najczęściej pojedynczym zabytkom bądź ich jednorodnym grupom). Tak w spisie głównym (s. IX—X), natomiast w samym tekście poszczególne części poprzedzone zostały znacznie bardziej rozbudowanymi wykazami treści, co wzmacnia przekonanie o głębokim przemyśleniu pracy przez Autora i znakomicie ułatwia percepcję dzieła.

We wstępie zawarł Berschin niezbędne rozważania o charakterze metodycznym i historiograficznym. Biografia samoistna i kolekcje biograficzne, rozwój tych ostatnich od głębokiego średniowiecza (pasjonały począwszy od VIII wieku, legendarze pełnego średniowiecza) do epoki baroku (*Acta sanctorum*) i romantyzmu (*Monumenta Germaniae Historica*), stosunek biografii do żywotu świętych, legenda biograficzna (hagiograficzna) — to niektóre z problemów poruszonych we wstępie. Nieco pobieżnie wypadło (por. s. 26 i nast.) omówienie drugiego z pojęć pojawiających się w tytule dzieła: *Epochenstil*. Subiektywnie żywotopisarze średniowieczni nie mieli zrozumienia dla oczywistego obecnie poczucia zmienności czasów i pojęć, choćby tak wiele dzieliło ich łacinę jak w przypadku — powiedzmy — Cycerona i Grzegorza z Tours, „kein Überarbeiter sagt, der ihm vorliegende Text sei in der Art einer vergangenen Epoche geschrieben; er oder sein Auftraggeber wolle die *Vita* im Stil der eigenen Zeit lesen und hören" (s. 27), ale w rzeczywistości tworzono nowe dzieła nawet wtedy, gdy zamierzano tylko imitować stare. „Selbst wenn ein Überarbeiter erklärt, er verhalte sich gegenüber seiner Vorlage so pietätsvoll wie einst Tucca und Varius gegenüber dem poetischen Nachlass Virgils, lässt er keinen Satz unverändert stehen" tamże. Także motywy zmieniały się i były związane z konkretnymi epokami: „Żaden merowiński święty nie głosił kazań ptaszkom, a żaden młodzian franciszkański nie miał niedźwiedzia za towarzysza".

Na uwagę zasługuje refleksja Autora (s. 28 i nast.) o żywotności języka łacińskiego. „Renesansy" językowe (dwunastowieczny, humanistyczny, klasycystyczny) na krótką metę ożywiały literaturę łacińskojęzyczną, na dłuższą wszakże — „haben sie die Lebensfähigkeit des Lateinischen immer wieder eingeengt" (s. 28). Z punktu widzenia żywotności języka bardziej kreatywne były okresy „barbarzyńskiego upadku" łaciny (merowiński, pokaroliński, późne średniowiecze). „Die Täler der Barbarei zwischen den Höhen des Klassizismus [waren] notwendige Intervalle lebendiger Reaktion, Rückkehr aus steriler dünner Luft in Zonen der Fruchtbarkeit" (tamże). Zadaniem filologii jest poznanie dziejów języka łacińskiego nie tylko w okresie jej

---

[2] W. Berschin, *Bonizo von Sutri. Leben und Werk* (Beitr. zur Gesch. u. Quellenkunde des Mittelalters, 2), Berlin — N. York 1972; *Os meum aperui. Die Autobiographie Ruperts von Deutz*, übersetzt u. mit einem Nachwort versehen v. W. B., Köln 1985; *Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues*, Bern-München 1980.

klasycznego rozwoju (od 100 p.n.e. do 100 n.e.), lecz także czasów późniejszych, aż do wczesnych faz czasów nowożytnych.

Z bezliku piśmiennictwa biograficznego i quasi-biograficznego Autor (s. 31) szczególnie pilnie będzie śledził następujące jego dziedziny: „klasycy biografii" (utwory o szczególnym znaczeniu z punktu widzenia wewnętrznych dziejów gatunku), dzieła, które wyraźnie (w sensie historycznym lub literackim) oddziaływały na czasy nowożytne, oraz dzieła zachowane w różnych, wyraźnie zaznaczających się konwencjach stylistycznych.

Pierwsza część konkretnych rozważań W. Berschina (*Gloria passionis*, s. 33—110) obejmuje pierwociny chrześcijańskiej biografistyki, to znaczy żywoty męczenników wczesnego chrześcijaństwa. Autor przedstawia najwcześniejsze (druga połowa II wieku) zabytki tego rodzaju piśmiennictwa; jeżeli chodzi o hemisferę łacińską, na czele znajduje się anonimowa *Passio SS. Scilitanorum* datowana na 180 rok i powstała w Kartaginie. „Acta martyrum" wykazują ewidentne wpływy protokołu sądowego, chociaż niedawno odnalezione zabytki papirusowe, zawierające tzw. pogańskie akty męczeństwa, a posiadające formę zbliżoną do „acta martyrum", pozwalają na domysł, że mamy być może do czynienia z pewną konwencją estetyczną, „dass der gerichtliche Stil so vieler lateinischer Passiones von Anfang an eine bescheidene, aber für die Zeitgenossen als Literaturform erkennbare Formung darstellt" (s. 40). Wszakże zabytki tej grupy sprawiają na ogół wrażenie bezpośredniości i potrafią przemówić nawet do dzisiejszego czytelnika.

Poprzez gatunek literacki zwany *Exitus illustrium virorum* przechodzi Berschin do złożonej literacko *Passio SS. Perpetuae et Felicitatis* (początek III w.), w której element autobiograficzny wiąże się z przeżyciami wizjonerskimi, apokaliptycznymi i pochodzącymi od redaktora częściami pasyjnymi. Berschin zwraca uwagę, że złożoność ideowa utworu odzwierciedla się także wyraźnie w jego formie językowej. W dalszym ciągu pierwszej części książki zostały dokładniej rozpatrzone następujące dzieła: *Acta Cypriani* i *Vita Cypriani* pióra Poncjusza (pierwszy przykład łacińskiego żywota biskupa; w tym przypadku zarazem męczennika), *Passio SS. IV Coronatorum* (interesujące akcenty społeczne — warunki życia i pracy w kamieniołomach), pasja św. Sebastiana (jako przykład dramatyzacji narracji hagiograficznej), apokryficzne *Passiones apostolorum* (w należącym do tej grupy *Martyrium B. Petri apostoli a Lino episcopo conscriptum* występuje słynna, uwieczniona przez Henryka Sienkiewicza scena „Domine, quo vadis?"), po czym następują (rozdział 7) rozważania o charakterze porównawczym i typologicznym. Autor przedstawia etapy ewolucji najwcześniejszej hagiografii chrześcijańskiej, zwracając zarazem uwagę na tę tak bardzo wyróżniającą ją od literatury antycznej cechę, jaką jest zwrócenie się ku szerokim i najniższym warstwom ówczesnego społeczeństwa. „Możemy stwierdzić z pewnością, że w *Pasjach* występują osoby takie, które by w pogańskim antyku nigdy nie mogły liczyć na uwiecznienie ich pamięci. W literaturze antycznej brak biografii kamieniarzy, ponieważ górnictwo było pracą zbrodniarzy i niewolników [...] Takie osoby (autor ma na myśli kobiety, niewolników, niższe rangi wojskowe, pisarzy sądowych — J. S.) miały w literaturze antycznej miejsce tylko w komedii lub satyrze. Autorzy chrześcijańscy, którzy takim ludziom poświęcali teraz *Pasje*, wynieśli ich do najwyższej godności [...] (s. 110).

Jeżeli wiek III (dokładniej mówiąc: do przełomu Konstantynowego) w dziejach biografistyki chrześcijańskiej był wiekiem męczenników, wiek następny był wiekiem mnichów. Żywotom mnichów poświęcona została zatem II część monografii: *Concordia poenitentiae*, z podtytułem: *Mönchsleben zwischen Antike und Mittelalter* (s. 111—191). Poczet wielkich dzieł tej grupy otwiera żywot pustelnika Antoniusza pióra św. Atanazego Aleksandryjskiego, reprezentujący duchowość chrześcijaństwa wschodniego, ale oddziaływający potężnie także na późniejsze dzieje monastycyzmu zachodniego. Z kolei przedmiotem analizy stały się *Apoftegmaty Ojców* — zbiory sentencji ascetów i mnichów, a to z racji zawartych w nich przykładów z życia tych bogobojnych mężów; także *Apoftegmaty* znane były na Zachodzie w łacińskich przekładach (por. s. 132—133). Czym na Wschodzie była biografia Antoniusza, tym na Zachodzie stały się biografie pióra św. Hieronima: *Vita Pauli primi eremitae, Vita S. Hilarionis* i *Vita Malchi,* nie licząc różnych fragmentów i wątków biograficznych w korespondencji tego świętego oraz w jego *De viris illustribus* (to ostatnie dzieło stanowi początek chrześcijańskiej kontynuacji gatunku literackiego

popularnego i w starożytności). Nieco szerzej niż można by oczekiwać zarysowane przez Berschina zjawisko „chrześcijańskiego klasycyzmu", którego promotorem był papież Damazy I (366–384), pozwala pełniej określić miejsce św. Hieronima w dziejach umysłowości późnoantycznej.

Kolejny rozdział obejmuje dwie „biografie pątnicze" późnoantycznych dam: św. Melanii (*Vita S. Melaniae senatricis*) oraz *Itinerarium Egerie* (lub *Peregrinatio Aetheriae*), stanowiące zarazem interesujące świadectwa aktywnej roli ówczesnych kobiet w ruchu pątniczym. W rozdziale V Berschin dość szczegółowo przedstawił biografie dwóch syryjskich pustelników V wieku o szczególnym znaczeniu z punktu widzenia średniowiecznej recepcji i roli w dziejach europejskiej kultury duchowej: Szymona Słupnika i Aleksego, „człeka Bożego", trafnie zwracając uwagę na niespodziewaną zgodność ideową dwóch tak zewnętrznie różnych, ale jednakowo skrajnych losów ascetów, bez reszty wyobcowanych ze środowiska bądź dziesięcioleciami przeżytymi na słupie, bądź równie świadomym i konsekwentnym zatarciem własnej osobowości i powiązań społecznych jak w wypadku św. Aleksego. Na uwagę zasługuje niemożność naśladowania Szymonowego modelu ascezy na Zachodzie, jak świadczy kapitalny przykład nieudanej próby podjętej przez Longobarda Wulfilaika, opisany przez Grzegorza z Tours (*Hist. Franc.* VIII 15), oraz żywa tradycja stylityzmu w Kościele Wschodnim. Kolejny typ biografii świętego, znacznie bardziej odpowiadający zarówno potrzebom społeczeństwa przeżywającego bolesne procesy przejścia od starożytności do średniowiecza, jak również „aktywistycznemu" nastawieniu umysłów ludzi Zachodu, reprezentuje *Żywot św. Seweryna* pióra Eugipiusza, który – dzięki udanemu zamysłowi przedstawienia bohatera w samym gąszczu problemów, przed jakimi stanęła w drugiej połowie V wieku rzymska ludność prowincji naddunajskich – zachowuje wartość źródła historycznego pierwszej rangi. Ten typ hagiografii będzie się, niekiedy sporadycznie, z czasem coraz częściej, powtarzał w wiekach późniejszych; na początku wieku VII należeć doń będzie *Żywot św. Kolumbana* pióra Jonasza z Bobbio, w wieku IX między innymi żywoty świętych Willehada i Ansgara, na przełomie X i XI wieku do tego nurtu nawiąże Jan Kanapariusz w pierwszym żywocie św. Wojciecha. Część drugą monografii, poświęconą hagiografii mniszej, zamyka nieduży rozdział omawiający pokrótce (Autor sygnalizuje potrzebę bardziej szczegółowego opracowania) gatunek literacki „Vitas patrum" – szeroko na Wschodzie i na Zachodzie rozpowszechnionego zbioru żywotów słynnych mnichów oraz – ciekawostka! – nawróconych nierządnic (w rodzaju *Paenitentia S. Thaisis* i *Vita S. Mariae meretricis*), wzbogaconego typowo wschodnimi sentencjami (*Apophthegmata*).

Wprawdzie już w III wieku powstały utwory hagiograficzne dotyczące biskupa kartagińskiego Cypriana (por. wyżej), ale nie tyle ze względu na urząd biskupi bohatera, co palmę męczeńską. Wraz z *Żywotem św. Marcina z Tours* pióra Sulpicjusza Sewera (zm. 411) dochodzi do głosu ważny nurt biografii wielkich biskupów. Stanowi on przedmiot IV części monografii W. Berschina (s. 193–266). Biografie pustelników mogły mieć charakter jak gdyby ponadczasowy; biografie świętych biskupów z natury rzeczy musiały zachowywać – jak ich bohaterowie – znacznie bliższy kontakt z epoką i społeczeństwem. Wszystkie zanalizowane przez Berschina czołowe zabytki tej grupy nie przypadkowo dotyczą postaci Kościoła Zachodniego. W kolejności omawia więc Autor: *Żywot Marcina* pióra Sulpicjusza Sewera (wraz z drobniejszymi utworami dotyczącymi Marcina pióra tegoż autora oraz ze zwróceniem uwagi na pewne rysy późniejszej tradycji o patronie Franków), *Żywot św. Ambrożego* pióra Paulina z Mediolanu (przykład biografii biskupa-bojownika o prawa Kościoła, jak gdyby schrystianizowanej wersji władczego Rzymianina) – tutaj w aneksie krótka charakterystyka innych biografii biskupich piąto- i szóstowiecznej Italii (m.in. *Actus Silvestri* – zaczyn późniejszej legendy papieża Sylwestra I), *Żywot św. Augustyna* pióra Posidiusza (który to utwór Autor skłonny jest uważać, por. s. 226, za jedną z najpiękniejszych biografii późnego antyku), *Żywot św. Fulgencjusza z Ruspe* pióra diakona Ferrandusa (jako przykład kwitnącej hagiografii północnoafrykańskiej) oraz serię „retorycznych biografii biskupich" z Arles (dotyczących kolejnych biskupów tej metropolii na przestrzeni lat 430–550: Honorata, Hilarego, a zwłaszcza Cezarego). Serię tę uzupełniono w aneksie dalszymi biografiami biskupimi z kręgu Arles i Lérins. Na przykładzie *Żywotu św. Cezarego z Arles*, będącego zbiorowym dziełem aż pięciu autorów (por. s. 249 nn.), przedstawił W. Berschin początki

świadomego stosowania stylu popularnego, dostosowanego do potrzeb i możliwości intelektualnych barbaryzującego się audytorium, który to proces w stopniu zaawansowanym będzie można śledzić w dziełach Grzegorza z Tours i w Dialogach św. Grzegorza Wielkiego.

Ostatnia, piąta część monografii (s. 267—324) obejmuje powstałe w VI wieku zbiory biograficzne. Materiał ujął Autor w czterech rozdziałach. W pierwszym z nich omówił następujące serie: dwie dotyczące papieży — tzw. *Fragment Laurencjański* oraz *Liber pontificalis*, oraz — znacznie pobieżniej — tzw. *Martyrologium Hieronymianum* i dwa zbiory burgundzkie: *Vita patrum Iurensium* oraz *Vita abbatum Acaunensium* (Agaunum). Na czoło rozważań wysuwa się oczywiście *Liber pontificalis*; Autor wyróżnia w obrębie tego zbioru części „suche", schematycznie referujące biogramy papieży, od partii „kumulatywnych", jak na przykład biogramy z lat 535—574, sięgających niekiedy wyżyn gatunku biograficznego w ogóle. Rozdział II poświęcony został twórczości biograficznej Wenancjusza Fortunata (wśród licznych jego biografii palma pierwszeństwa bezwzględnie należy *Żywotowi* królowej Radegundy). Wenancjuszowi przypisuje Berschin w poważnym stopniu zasługę uczynienia z biografii naprawdę popularnego gatunku literackiego i to, że przez pewien czas (hagiografia merowińska!) „die Biographie (...) wurde sogar das wichtigste Medium schriftlichen Ausdrucks in lateinischer Sprache" (s. 287). Zamykają książkę rozważania o dwóch autorach — jeden był mieszkańcem Galii, drugi Italii, każdy z nich ściśle ograniczał się do własnego kręgu etniczno-politycznego — w których twórczości biografistyka zajmowała określone, niekoniecznie najważniejsze miejsce, ale których absolutnie nie sposób wyłączyć z dziejów tego gatunku literackiego. Pierwszym z nich był Grzegorz z Tours, drugim — papież Grzegorz I Wielki. Pierwszemu miejsce w omawianej monografii zapewniły przede wszystkim *Libri miraculorum* i *Liber vitae patrum*, nie mówiąc już o drobniejszych osobnych utworach biograficznych (np. *Passio VII Dormientium*), ale także biograficzne elementy w głównym historiograficznym dziele życia. Grzegorzowi Wielkiemu — partie biograficzne w *Dialogach* (zwłaszcza wypełniająca II księgę historia św. Benedykta z Nursji). W. Berschin wykazuje, że także główne dzieło Grzegorza Wielkiego, *Moralia in Iob*, w zasadzie o charakterze egzegetycznym, zajmuje wybitne miejsce w dziejach biografistyki średniowiecznej. „Antropologia Grzegorza Wielkiego jest antropologią człowieka cierpiącego". „Das antike Römertum hat sich nur mühsam mit dem Bild des leidenden Gottes befreundet. Die Herren, denen es gegeben wurde, ihre Sklaven zu Tote zu züchtigen, haben das Bild des den Sklaventod sterbenden Gottessohnes nicht gemocht [...] *Patientia* war dem Römer vertraut [...] Aber es war ein langer Weg von der alten Römertugend der Patientia zur Annahme der Passio als Inhalt des Lebens. Die Kreuzeshymnen, die Venantius Fortunatus für Radegundis schrieb, waren ein Durchbruch. Ein gekreuzigter Herrscher wurde vorstellbar. Dann hat Gregor d. Gr. das römische Menschen- und Gottesbild revolutioniert durch seine eigene Leidensexistenz und seine Apotheose des leidenden Menschen [...] Gregor sieht den von Gott erwählten Teil der Menschheit als eine Äonengestalt, einen vom Räumlichen ins Zeitliche übersetzten Kosmosmenschen. Der aber ist weder schön noch stark, sondern über und über mit Wunden bedeckt" (s. 323—324, ad fin.).

Pierwszy tom swej monografii Walter Berschin wyposażył w zestawienie poszczególnych celniejszych (pod względem literackim lub historycznym) zabytków biograficznych według poszczególnych grup (s. 325—337), z podaniem miejsca obowiązujących naukowo edycji, w zestawienie chronologiczne (s. 338—340), wykaz wykorzystanych rękopisów (s. 341—342) i skorowidz. Odczuwa się brak generalnego podsumowania, chociaż elementy doń nie tak znowu trudno wskazać w podsumowaniach cząstkowych. Przez całą pracę, acz z różną intensywnością, obok analizy historyczno-literackiej, ideowej i historycznej, przesuwa się wątek analizy językowej, którego ewentualne omówienie wolelibyśmy pozostawić pióru bardziej kompetentnemu.

Pierwszy tom najnowszego dzieła Waltera Berschina budzi respekt i uznanie. Wspomniany brak dyspozycji dalszych tomów utrudnia wyrobienie sądu co do koncepcji całości. Nieuwzględnienie, choćby w formie tła porównawczego, rozwoju biografistyki kręgu greckiego, utrudnia zobiektywizowanie obrazu osiągnięć biografistyki łacińskiej. Ale trudno, rzecz jasna, z tego powodu czynić zarzut Autorowi, podejmującemu pionierskie dzieło omówienia skomplikowanych dziejów twórczości o charakterze biograficznym w kręgu kultury łacińskiego średniowiecza. Może

najpoważniejszym atutem I tomu monografii (oprócz udowodnionej niemal na każdej stronicy szczególnej „bliskości" do źródeł) jest właśnie stosunkowo szerokie potraktowanie przedmiotu. Choć Autor na s. 31 deklaruje szczególne zainteresowanie określonymi dziedzinami średniowiecznej biografistyki (por. wyżej), ogarnął – jak na razie – bodaj wszystkie jej nurty, nawet – jak w przypadku Grzegorza Wielkiego – z pozoru odległe od „czystej" biografii [3]. Nie trzeba specjalnie podkreślać, jakie znaczenie będzie miała monografia Berschina, gdy zostanie szczęśliwie zakończona, zarówno dla dziejów piśmiennictwa europejskiego, jak również dla całej europejskiej kultury umysłowej.

I jeszcze pewna refleksja na marginesie książki Berschina. Imponujący dorobek polskiej patrystyki umożliwia do pewnego stopnia śledzenie wywodów Autora w oparciu o opracowania i przekłady polskie. Między innymi czytelnik polski dysponuje przekładami żywotów św. Antoniego Pustelnika, pielgrzymki Egerii, żywotu św. Seweryna, św. Augustyna, *Dialogów* Grzegorza Wielkiego, żywotów pióra św. Hieronima. O ileż skromniejszy okaże się dorobek polskiej nauki i polskiego translatorstwa w odniesieniu do czasów późniejszych, którym zostaną poświęcone kolejne tomy kompendium W. Berschina!

*Jerzy Strzelczyk* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Walter Berschin, Griechisch-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues**, Bern und München 1980, Francke Verlag, ss. 362, 2 tablice.

Autor monografii (1937) dzięki studiom w zakresie łacińskiej filologii średniowiecznej, romanistyki, historii, historii sztuki, filozofii i prawa, które odbył w Monachium, Kolonii, Tybindze i Rzymie, należy do świetnych znawców piśmiennictwa średniowiecznego. Od 1973 r. jest kierownikiem Seminar für lateinische Philologie des Mittelalters u. der Neuzeit w Heidelbergu. Opublikował kilka książek, sporo artykułów i recenzji, ostatnio zaś wydał dwie następne pozycje [1].

Tę książkę, która wyrosła z artykułu (*Griechisches*... w: Reallexikon der Byzantinistik, t. I, Amsterdam 1969–1970, col. 227–304), przyjęto z dużym uznaniem (36 recenzji). Omawia się w niej kompetentnie relacje kultury łacińskiej i greckiej na przestrzeni tysiąclecia, przy czym schyłek starożytności w osobie św. Hieronima (†420) jak i okres humanizmu, zakończony uwagami o Mikołaju z Kuzy (†1464), ukazano „in den punktierten Linien". Dokładniej mówiąc tropi się asymilowanie elementów greki i podtrzymywanie tego ciągu kultury w średniowieczu łacińskim. Dodajmy, że proces przyjmowania obcych wartości towarzyszył łacińskiej kulturze od samych jej początków (Livius Andronicus), natomiast postawy Rzymian wobec tego zjawiska były złożone. Raz była to nie tajona niechęć (Cato Maior), innym razem fascynacja (filhellenizm Scypiona Mł.), czasem pogarda (Graeculi), celne stwierdzenie faktu (Horacy – „Graecia capta...") lub krytyka, jeśli przywołać twarde słowa Juvenalisa, utrzymującego, że to Grecja zdemoralizowała Rzym.

W. Berschin umieszcza łacińskie piśmiennictwo średniowieczne „sub specie graecitatis", stawiając pytanie o wymiary obecności greckiego pisma, języka i literatury w dorobku Zachodu, który traktuje szeroko, łącznie z literaturą fachową. W tej historii literatury nie analizuje się zatem ani historii faktów literackich, ani przykładów literackich motywów.

Przedstawiona praca stanowi bardzo sumiennie udokumentowaną rewizję obiegowego poglądu humanistów o nieznajomości greki w średniowieczu. W tym konstrukcyjnie poprawnym

---

[3] Odmienne założenie charakteryzuje np. ujęcie H. Dziechcińskiej, *Biografistyka staropolska w latach 1476–1627 (kierunki i odmiany)*, Wrocław 1971, por. s. 7, 139 n.

[1] *Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter*, Bd. I, Stuttgart 1986; *Eremus und Insula. St. Gallen und Reichenau im Mittelalter*, Wiesbaden 1987.

ujęciu chodzi o analizę oczywistych świadectw zainteresowania się językiem i piśmiennictwem greckim, widzianych w chronologicznym ujęciu na terenach Europy zachodniej, południowej i częściowo środkowej, przy czym Bizancjum, ważny ośrodek kultywujący kulturę grecką, gdzie istniała stała strefa kontaktów między Grekami a łacinnikami, stanowi stale istotny punkt odniesienia. Autor realizuje ambitną zasadę dążenia do pełnej znajomości materiałowej. Szczegółowe dowodzenie wsparte jest niejednokrotnie odwołaniem się do znanej Autorowi z autopsji greckiej tradycji rękopiśmiennej, której jest wybornym znawcą.

Książka składa się z dwunastu rozdziałów. Rozdz. I wypełnia relacja o stanie badań. Wynika z niej, że „graecolatina" zainteresowały w XVI w. teologiczną „critica sacra", a następnie od pocz. XVIII w. paleografów. Dalej badaczami byli edytorzy średniowiecznych tekstów (głównie Włosi). Prace historycznoliterackie, prowadzone w XIX w. przede wszystkim przez Francuzów, którzy zarzucili badania rękopisów, zaowocowały błędnym poglądem, że Zachód zawdzięcza znajomość pism Arystotelesa głównie Arabom. A chociaż studia Niemców, badaczy różnych specjalności, dostarczyły w tymże czasie wartościowych niekiedy przyczynków, funkcja integrująca badania przypadła bizantynistyce i łacińskiej filologii średniowiecznej (prace L. Traubego). Obecnie badania mają charakter interdyscyplinarny.

Sądy o grece i dowody jej znajomości omówiono w rozdz. II. Otóż jest rzeczą niewątpliwą, że greka, jedna z „tres linguae sacrae" obok łaciny i hebrajskiego, cieszyła się w wielu okresach średniowiecza uznaniem, ale same wymiary językowych studiów nie odpowiadały wspomnianemu uznaniu. Szczególnie egzegeza *Biblii* ukazywała znaczenie greki. Świadomość ta występuje wyraźnie u św. Hieronima, a później też u Iroszkotów, u Anglików w XII i XIII w., na południu Italii w XIV w. Erazm z Rotterdamu i Jan Reuchlin dopełniają obrazu. Oprócz *Biblii* studiowano greckie pisma Dionizego Areopagity. Greka stanowiła także „prajęzyk" liturgii, który od IX do XI w. obecny był m.in. w Missa Graeca (tu warto przypomnieć „kierlesze" śpiewane po polskich kościołach lub przed bitwą). Znaczną część greckiego słownictwa znano z dwujęzycznych glosarzy, mniej zaś z łacińskiej leksykografii, rozwijającej się od XI w. Podręcznik greki, autorstwa Anglika Jana z Basingstoke, pochodzi dopiero z XIII w. W bibliotece klasztornej lub katedralnej posiadano zwykle pojedynczy grecki rękopis (duże kolekcje pojawiają się na Zachodzie dopiero w XV w.), najczęściej z dwujęzycznym tekstem biblijnym (*Psałterzem, Ewangeliami, Listami św. Pawła, Dziejami Apostolskimi*).

Rozdz. III zawiera omówienie hellenizmu filozoficznego i teologicznego u schyłku łacińskiej starożytności. — Synteza neoplatonizmu (III w.) i chrześcijańskiej teologii dokonała się w V lub w VI w. Jeszcze wcześniej wybitna była rola pośredników greckiej literatury chrześcijańskiej: Rufina z Akwilei (†410) i św. Hieronima (†420). Ten ostatni dyskutował z Orygenesem i uprawiał studia teologiczne, a nadto tłumaczył Pismo św. (Wulgata). W tej ważnej przekładowej pracy, wykonywanej w okresie gdy dzięki wpływowi retoryki i klasycyzmu różnicował się język chrześcijan, św. Hieronim wykazał doskonałe wyczucie dla kompetencji tłumacza, dbając o zachowanie sensu pierwowzoru. I taki właśnie Hieronimowy jest rodowód świetnej niekiedy krytyki filologicznej w średniowieczu, choć zwykle przekładano według zasady dosłowności, tłumacząc *verbum pro verbo*.

W rozdz. IV ukazano świat chrześcijański: stan zakonny, pielgrzymkę, prawo państwowe i kościelne w państwie rzymskim. — W wyniku przenikania idei łaciński Zachód dał greckiemu Wschodowi prawo i wojskowość. Natomiast grecki Wschód, którego wpływ dzięki intensywnemu życiu chrześcijańskiemu i literackiemu w Palestynie, Syrii i Egipcie, z Antiochią, Jerozolimą i Aleksandrią na czele, był znaczny, dał Zachodowi inspirujące go piśmiennictwo teologiczne i filozoficzne, które z czasem tłumaczono na łacinę. Przełożono np. tzw. *Vitas Patrum* stanowiące zbiór, do którego należą *Apophtegmata,* sprawozdania z podróży i pielgrzymek oraz doświadczenia wschodniego monastyzmu. Ideą stał się też monastyzm na Zachodzie (początkowo najsilniejszy był on w Galii). Do głosu dochodziły różne jego koncepcje, ale ostatecznie reguła św. Benedykta stanowiła własną, „zdyscyplinowaną" jego formę.

Na soborach odbywanych w zasadzie po grecku i niemal wyłącznie na greckim wschodzie

(325—451), dokonano kodyfikacji dogmatycznych zasad wiary. Te kościelno-prawne teksty przyswoił Zachodowi w starannej wersji łacińskiej Dionizy Mały. *Collectio Dionysiana*, dwujęzyczna, wnet zyskała powszechne uznanie najpierw w Rzymie, a następnie w Anglii i w Niemczech.

Rozdz. V dotyczy Italii czasów Gotów. — Niedawno ochrzczeni Goci, uwikłani w chrystologiczne spory stali się arianami. Brali oni dalej udział w pracach późnoantycznej filologii nad tekstem *Biblii* (Wulfila † 383). Później Boethius († ok. 524), przedstawiciel filozofii, tłumacz i autor komentarzy sprawił, że greckie myślenie oraz elementy tego języka były dalej obecne w scholastycznej kulturze średniowiecza. Kasjodor (†580), znany jest jako dziejopis Gotów i założyciel klasztoru w Vivarium, gdzie przekładano z greki dzieła historiograficzne (*Historia tripartita* Theodoreta, Sozomenosa i Sokratesa, a także *Antiquitates* Józefa Flawiusza). Przekładami zasłużył się też wspomniany wyżej Dionizy Mały. U schyłku tej epoki dysponowano znacznym dorobkiem translatorskim. Był to więc kanon biblijny, greckie apokryfy, sporo pism Orygenesa, Jana Chryzostoma, historiografię znano dzięki Rufinowi, Hieronimowi i Kasjodorowi, natomiast wciąż brakowało przekładu Platona (z wyjątkiem *Timajosa*). Wcześniej poznano pisma przyrodnicze o wymowie chrześcijańskiej (np. *Physiologusa*), nie znano epiki Homerowej. Cały ten dorobek przekładowy, mimo że w IX, XII i XIII w. doszły nowe tłumaczenia, stanowił długo, bo aż do humanizmu zasadniczą podstawę znajomości greckiej literatury na Zachodzie.

Rozdz. VI — Italia wczesnobizantyjska i kraje morskie na Zachodzie. — Cezurę między antykiem a średniowieczem w Italii tworzą po pokonaniu Gotów rządy Bizantyjczyków, a następnie wdarcie się Longobardów (568). Za następców papieża Grzegorza Wielkiego (590—604), inicjatora chrystianizacji Anglii i autora *Dialogów*, stanowiących przeciwwagę dla greckich żywotów mnichów (później przełożono je na język grecki), Rzym stał się jeszcze bardziej „grecki" (papieże Grecy, liczne greckie klasztory). Sporo przekładano z greki także w Rawennie. Choć dzieje greckich studiów i tłumaczeń w longobardzkiej Italii nie są dostatecznie znane, wydaje się, że greką interesowano się tam w VIII w., skoro właśnie italsko-longobardzcy gramatycy pojawili się później na dworze Karola Wielkiego. W Hiszpanii, oprócz niewątpliwych zasług Izydora z Sewilli (†636) dla rozszerzenia znajomości greki, ważną rolę odegrała szkoła tłumaczy w Galicji (Paschasius, Marcin z Bragi). Iroszkoci we wczesnym średniowieczu (VII—VIII w.) interesowali się pismem, językiem i gramatyką grecką. Najstarsza irlandzka książka historyczna *Book of Armagh* (807) zawiera pewne elementy greki. Z tekstów greckich znali oni i rozumieli krótkie teksty liturgiczne[2]. W Anglii misjonarze, Afrykańczyk Hadrian i pochodzący z Cylicji Teodor, uczyli w Canterbury greki (uczniem ich był m.in. Aldhelm). Także Beda Venerabilis (†735) w typowo średniowieczny sposób zbliżył się do języka greckiego. Był też pierwszym uczonym, który zgłębił także łacinę, język dlań zupełnie obcy. Studium dwujęzycznych tekstów, „biliṇgues", umożliwiło mu spisanie m.in. komentarzy do *Biblii*.

Rozdz. VII zawiera omówienie Galii merowińskiej — dworów Karolingów. — U schyłku antyku w Galii, gdzie w IV w. działał Auzoniusz, widoczny był tam jeszcze bilingwizm, nauczyciela greki spotykano w Trewirze, Bordeaux, Tuluzie, Narbonne. Resztki tej dwujęzyczności znikają wszakże wraz z rozszerzeniem się władzy Franków. Ślady platonizmu widoczne były w okręgu Rhône (Mamertus Klaudianus, Apollinaris Sidoniusz). Z Marsylią w V w. związani byli Kassjan, Gennadiusz, a ku końcowi Cezariusz z Arles (502—542). W dworskiej kulturze Karolingów bardzo wyraźną troskę o język grecki wykazywały trzy kolejne generacje władców. I tak na dworze Karola Wielkiego (on sam, według biografa, lepiej rozumiał grekę, aniżeli nią mówił), pojawili się italscy gramatycy, Grecy, Iroszkoci. Sprzyjał im też wyraźnie Ludwik Pobożny. Na czasy Karola II Łysego przypada najznaczniejszy rozwój greckich studiów, szczególnie gorliwie uprawianych przez Iroszkotów. Czołowym przedstawicielem znacznego ich kręgu był Jan Szkot (Eriugena), działający od ok. 845 r. w kręgu szkoły pałacowej. Średniowieczną metodą (*verbum pro verbo*)

---

[2] Dzieje jedynego takiego zabytku liturgicznego na polskich ziemiach omawiał B. Bolz, *Najdawniejszy kalendarz gnieźnieński według kodeksu MS 1*, Poznań 1971; tenże, *Irische Marginalien im Evangeliar von Gniezno*, Archiv f. Liturgiewissenschaft XVI 1975, s. 103—107; por. też pierwszą polską monografię J. Strzelczyka, *Iroszkoci w kulturze średniowiecznej Europy*, Warszawa 1987.

przełożył m.in. tzw. *Corpus Dionysiacum*, nadto *Ambigua* Maximosa Homologetesa oraz opracował komentarz do ewangelii św. Jana. W czasach tego władcy, wielkiego krzewiciela sztuki i literatury, któremu dedykowano ok. 50 dzieł literackich, przełożono z greki niemało utworów.

Rozdz. VIII. Klasztory karolińskie. Szkoły klasztorne i katedralne. W IX w. klasztorne szkoły i biblioteki zdecydowanie przewyższały szkoły i biblioteki katedralne, co jednak nie oznacza, aby w tych pierwszych kwitły greckie studia. Dopiero od poł. IX w. spotyka się jednostki żywiej nauką tego języka zainteresowane (Ermenrich z Ellwangen, Radbert z Corbie, Christian ze Stablo). Związki z Grekami wykazuje m.in. klasztor w St. Denis, znany z działalności przekładowej (współdziałanie przy tłumaczeniu obszernego tekstu Dionizjusza, hymnu Akathistos, pierwsza zachodnia próba gramatyki greckiej). W Laon uczeni Iroszkoci zajmowali się również greką (słowniki, próba opracowania gramatyki). Na uwagę zasługują też klasztory w Auxerre, St. Germain i działalność Seduliusza Szkota w Lüttich. Ok. 870 r. następuje kres karolińskiego ruchu umysłowego.

Iroszkoci, chętnie podążający do St. Gallen, przywozili z sobą „kanon", często dwujęzyczne teksty *Biblii*. Z czasem stał się ten ośrodek sławny poezją i literaturą (m.in. Notker Balbulus — mistrz sekwencji, Hartmann), gdzie od ok. 850 do 920 pielęgnowano liczne liturgiczne „Graecolatina". W Reichenau, pierwszym wielkim klasztorze benedyktynów w Niemczech, gdzie przebywali Iroszkoci, Grecy (zatrzymał się tu też św. Metody), zainteresowanie greką trwało od VIII do X. w.

Rozdz. IX. Italia w IX i X w. — Przekłady z greki w karolińskiej Italii, obejmowały może utwory hagiograficzne, pochodziły raczej z obrzeży Italii (Benewent). Szczególną rolę w kulturze IX i X w. odgrywał Neapol, wyręczający na przełomie IX/Xw. Rzym, uwikłany w walki stronnictw. Dla książąt neapolitańskich, którzy chętnie czytali łacińską literaturę, archipresbyter Leon przełożył opowieść Ps.-Kallisthenesa o Aleksandrze Wielkim. Z tego przekazu pochodzi bogata w średniowieczu legenda o Aleksandrze Wielkim [3]. W Rzymie, gdzie sporządzono w IX i w X w. greckie rękopisy, bardzo chlubna była działalność Anastazego-bibliotekarza, stanowiąca ważny etap między tłumaczeniami Dionizego Małego (VI w.), a przekładami Burgundiona (XII w.).

Rozdz. X przenosi w epokę Ottonów. — Odrodzenie za kolejnych rządów cesarzy Ottona I, II oraz III nie dorównało renesansowi karolińskiemu. Na uwagę zasługuje np. działalność Liudpranda z Cremony († ok. 972), świetnego latynisty, który jako jedyny w średniowieczu wprawnie i obficie przeplatał greką swoje łacińskie dzieło *Antapodosis*. Mimo ślubu ces. Ottona II z księżniczką grecką Theophanu i związków politycznych z Konstantynopolem, Ottonowi III nie udało się stworzyć pomostu między łacinnikami a Grekami. A choć z jego śmiercią († 1002) hellenizm Ottonów nie skończył się, to przecież na dworze następnych cesarzy niemieckich element grecki uległ ograniczeniu. Niemal równie ruchliwi jak dawniejsi Iroszkoci okazali się wtedy na Zachodzie mnisi greccy, szerzący własne formy liturgiczne i wzorce poszukiwanej ascezy. W tym przejściowym okresie klasztory kultywujące grekę rozwijały się na obrzeżu miast biskupich (St. Maximin w Trewirze, St. Pantaleon w Kolonii, St. Alban w Moguncji, St. Emmeran w Regensburgu oraz Michelsberg k. Bambergu). Ważniejszym pomostem między karolińską tradycją a X w. było Reims. Metz pozostał ośrodkiem liturgicznej kultury, głównie greckiej. Ślady zainteresowania greką widoczne są też w Trewirze, Echternach, Essen, Bambergu, a z Kolonii pochodzi zachowana w rękopisie jedyna, jak się sądzi, próba spisania greckiej gramatyki.

Rozdz. XI. Szczyt średniowiecza: od połowy XI w. aż do zdobycia Konstantynopola przez łacinników (1204). — Były to czasy schizmy (1054) i podjęcia (1095) wypraw krzyżowych. Brak w państwach krzyżowców grecko-łacińskiej literatury przekładowej wiązać trzeba, zdaniem W. Berschina, z upadkiem szkół klasztornych z czasów karolińskich, bo w katedralnych szkołach greka odgrywała małą rolę. Dzieło Arystotelesa *Logica nova* czytano w przekładach pochodzących głównie z Italii, do studium greckiego tekstu na północ od Alp skłaniały jedynie pisma Dionizego Areopagity. Studia tego języka na przełomie XI/XII w. uprawiał w Cambrai jedynie Odon († 1113). W XII w. na uwagę zasługują osiągnięcia szkół pisarskich, wyraźnie redukujące jednak teksty dwujęzyczne. Wzrastało zainteresowanie Arystotelesem, którego w późnym średniowieczu tłuma-

[3] Por. *Lexikon des Mittelalters*, München und Zürich 1978, col. 354—366.

czono z arabskiego i z greki. W szkołach katedralnych od poł. XI nastąpił rozwój łacińskiej leksykografii, notującej też elementy języka greckiego, ale jakość kolejnych opracowań słownikowych stała się przedmiotem krytyki (R. Bacon, humaniści).

Na przełomie XI/XII w. dziedzicami tradycji Neapolu, stanowiącego centrum związków z Bizancjum, zostało m.in. Amalfi. Jego mieszkańcy czynni byli w Jerozolimie, a pochodzący stąd mnisi założyli klasztor na górze Athos. Tutaj prawdopodobnie mnich Leon tłumaczył na łacinę greckie opowieści o Barlaamie i Jozafacie. W Salerno i Toledo, słynących medycyną, przekazywano przyrodniczą wiedzę arabską, przy czym w Salerno zainteresowanie objęło medyczne kwestie, a nie teologiczne, jak na północy. Grecko-łacińskie tradycje pielęgnowano też w Benewencie. Szczególnie żywym ogniskiem pielęgnowanej w Kampanii już wcześniej grecko-łacińskiej kultury stało się Monte Cassino, za opata Dezyderiusza (1058–1087). Do innych ważnych ośrodków kultury należała Wenecja. Tutaj Jacobus Veneticus Graecus jako pierwszy po Boecjuszu podjął systematyczne tłumaczenie Arystotelesa, dodając *Analytica posteriora*. Do dużego znaczenia doszła istniejąca od 1045 r. szkoła wyższa w Konstantynopolu. Z tej to racji miasto to stało się następnie drugą ojczyzną wielu uczonych z Zachodu, pracujących niejednokrotnie dla greckiego dworu. W pełni średniowiecza najznaczniejszym ośrodkiem zwracającym się ku przekładom z greki stała się – z inspiracji Salerno – Piza, z wybitnym Burgundionem (†1193), Hugonem Etherianem i Leonem Tuscusem.

Krzewiącej się ok. poł. XII w. w Palermo kulturze łacińskiej, greckiej, arabskiej, zawdzięczamy łacińskie tłumaczenie Platonowego *Menona* i *Fedona* przez Arystyppa, Diogenesa Laertiosa (zagubione), Ptolemeusza i Proklosa.

W Hiszpanii, wciąż zorientowanej na arabską naukę, wydano np. w Toledo arabsko-łaciński przekład Arystotelesa. Od drugiej ćwierci XII w. aż do połowy XIII w. występuje w szkołach i uniwersytetach na Zachodzie recepcja pism Arystotelesa, przy czym korzystano zwykle z przekładów dokonanych z arabskiego. Twierdzą platonizmu w XII w. była szkoła w Chartres (Wilhelm z Conches † 1154), lecz nic nie wiadomo, aby podejmowano tam szczególne starania o naukę greki. Natomiast w St. Denis od dawna żywe były związki z literaturą greckiego wschodu. Jan z Salisbury (†1180), choć sam zainteresowany nauką języka greckiego, nie postąpił w tych umiejętnościach zbyt daleko, stymulował z powodzeniem nowe tłumaczenie pism Dionizego Areopagity, którego dokonał Jan Sarracen (XII w.). Dawny i nowy przekład Jana Szkota oraz zachodnie komentarze złożyły się na *Corpus Areopagiticum*.

Rozdz. XII. Późne średniowiecze – wczesny humanizm. – Ostatni swój rozkwit przeżyła grecka kultura na Sycylii, na dworze ces. Fryderyka II i króla Manfreda (XIII w.), gdzie greka wciąż odgrywała, oprócz dominującej nauki arabskiej, znaczną rolę. W klasztorze Casole, który ze swą bogatą biblioteką stanowił ostatni na Zachodzie bastion greckiej kultury, działał obrońca greczyzny w płd. Italii, miejscowy opat Mikołaj (Nektarios), tłumacz liturgicznych tekstów, pośrednik między światem zachodnim a cesarstwem greckim.

W Anglii XIII w. wybitnym opiekunem studiów greckich był R. Grosseteste (†1253), w podejmowanych przez siebie przekładach dbały o *mens auctoris* i *venustas sermonis*, i zachęcający innych do pracy translatorskiej (m.in. Jana z Basingstoke, Grzegorza z Huntingdonu, Mikołaja Greka). R. Bacon napisał wtedy grecką gramatykę głównie po to, by uczyć czytania po grecku[4]. Studia tych czasów ujawniają postawę bliską humanistom: krytycyzm wobec tłumaczy pochodzących z płd. Europy, przy jednoczesnym korzystaniu z dorobku płd. Italii, dalej systematyczne starania o danie pomocy w nauce greki (rękopisy, słowniki, gramatyka i zorientowani tłumacze).

Franciszkanie i dominikanie dostrzegli z czasem, kiedy w poł. XIII w. nastał okres teologicznej rozprawy z greckim i orientalnym światem, związek między misją zakonu a koniecznością studiów języków obcych. Świadectwem tego są wśród franciszkanów R. Bacon i R. Lullus, a wśród dominikanów Wilhelm z Moerbeke, tłumacz m.in. pism Arystotelesa i jego komen-

---

[4] Por. też. M. Frankowska-Terlecka, *Scientia as interpreted by Roger Bacon*, Warsaw 1971.

tatorów, a częściowo też pism Platona. Ostatecznie jednak, mimo postanowień soboru w Vienne (1312), by utworzyć katedry hebrajskiego, greckiego, arabskiego, chaldejskiego w Paryżu, Bolonii, Oxfordzie i Salamance, niewiele zdziałano.

Wraz z upadkiem Hohenstaufów, tj. króla Manfreda (1266) i Konradina (1268), Italia płd. stała się pod przywództwem zwycięskiego Karola Anjou (†1285) krajem „łacińskim". Wtedy to w Neapolu podejmowano początkowo przekłady medycznych rozpraw z arabskiego (np. Galena), a z czasem, za króla Rogera I (1309–1343) doszły tłumaczenia pism teologicznych.

Na humanistów bardziej niż Neapol i „notarii" z południa, oddziałali duchowni greckiego kościoła z płd. Italii, m.in. Barlaam, Leontius Pilatus, Symeon Atumanos (ten ostatni pierwszy tłumaczył Plutarcha *De cohibenda ira*). Także Hiszpanów w XIV w. interesowała grecka kultura. Dokonano np. przekładu z greki średniowiecznej na aragoński Plutarcha, ok. 1400 r. zaś pojawił się jego łaciński przekład z greki klasycznej.

Na ostatnich kartach książki kreśli W. Berschin agonię Konstantynopola, nękanego przez Turków. Tymczasem Zachód okazywał więcej zainteresowania dla greckiej spuścizny, czego świadectwem może być praca uczonego Manuela Chrysolorasa (†1415), który we Florencji w 1397 r. uczył greki i przekładał dzieła na język łaciński, aniżeli dla dalszego istnienia wschodniego cesarstwa, o co ces. Manuel II usilnie zabiegał.

Sobór we Florencji w 1439 r. odbył się z udziałem humanistów, a przygotowało go w 1437 r. poselstwo z Zachodu, wśród niego kardynał Mikołaj z Kuzy, zapraszające z Konstantynopola m.in. Jana Argyropoulosa (†1487), późniejszego założyciela greckiej filologii w Italii, Bessariona, metropolitę Nicei, wielu innych biskupów, nadto Georgiosa Gemisthosa Plethona, czołowego platonika z Mistry. Sam Mikołaj z Kuzy (†1464) o teologicznych i filozoficznych zainteresowaniach był odnowicielem studiów nad Platonem w XV w., a formacją swoją duchową zwracał się ku minionym wiekom, wykazując duże zrozumienie dla średniowiecza i dla studiów greckich, jakie w tej minionej epoce prowadzono.

Po lekturze tej bogatej w fakty książki czytelnik pochodzący z Europy środkowowschodniej zauważy łatwo pominięcie kwestii znajomości języka greckiego w tej części Europy. O niej się bardzo mało mówi. Nazwa Polski pojawia się wyjątkowo (s. 223, 244), i to nie ze wskazaniem na recepcję greki w naszym kraju. Tymczasem warto przypomnieć Mieszka II i wzmiankowaną w źródłach znajomość tegoż języka, dalej ślady greki u Wincentego Kadłubka [5]. Można by też powtórzyć dawny pogląd, że budowa i tekst Bogurodzicy w swej pierwszej części wykazuje związki z hymnografią bizantyjską [6] oraz to, że w Krakowie w XV w. szczególnie intensywnie zajmowano się Arystotelesem [7].

Obszerna literatura przedmiotu nie stanowi dekoracyjnej jedynie wartości. Artykuły i książki zostały umiejętnie włączone w tekst i w dowodzenie, przy czym widoczna jest dążność do ukazania nie wyizolowanych faktów, ale szerszych między nimi związków.

Z polskiej literatury przywołano trzy przedwojenne prace pisane po francusku, choć tematyka uzasadniałaby włączenie kilku innych studiów [8]. Tekst opatrzono bogatymi przypisami, z odwołaniem się do źródeł lub do opracowań. Zamieszczono też wykaz skrótów, bibliografię przedmiotu (w wyborze – nie pełną), spis przytoczonych rękopisów i nazwisk. Przydałby się wykaz nazw geograficznych krajów i miejscowości. Korekta pracy jest staranna, błędów drukarskich jest niewiele.

---

[5] Por. O. Balzer, *Linguae Graecae quam notitiam Vincentius Kadlubkonis prodat*, Eos 1929, s. 745–762.

[6] Tak sądził J. Birkenmajer, *Bogarodzica dziewica. Analiza tekstu treści i formy*, Lwów 1937.

[7] Por. K. Liman, *Mittellateinische Studien in Polen 1945–1979*, I, Mittellateinisches Jahrbuch XIX 1984, s. 29 i n., II, ibid. XX 1985, s. 21–23, 40 i n. (tu lit. przedmiotu).

[8] Są to prace A. Birkenmajera, *Le rôle joue par les medicins*... [w:] La Pologne au VI^e Congrès International des Sciences Historiques, Oslo. 1928, Warszawa-Lwów 1930, s. 1–15; tenże, *Decouverte de fragments manuscrits de David de Dinant*, Revue néoscolastique de philosophie, XXXV 1933, s. 220–229, oraz studium O. Haleckiego, *Un Empereur de Byzance à Rome*, Warszawa 1930. Na uwagę zasługiwałaby, jak sądzę, wciąż cenna praca A. Birkenmajera, *Biblioteka Ryszarda de Fournival, poety i uczonego francuskiego z początku XIII i jej późniejsze losy*, Kraków 1922.

Do napisania pozostała jeszcze „antyteza" tej monografii, tj. losy łaciny na wschodzie. Zamyślał to zrobić E. Norden, ale planu nie zrealizował. Byłoby dobrze, gdyby starania o wydanie książki W. Berschina w polskim przekładzie (wersja angielska i włoska jest w druku), zakończyły się pomyślnie.

*Kazimierz Liman* (Poznań)

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

**Forms of Control and Subordination in Antiquity**, edited by Toru Yuge and Masaoki Doi, E. J. Brill Leiden – New York – København – Köln 1988, ss. 624.

Międzynarodowe Sympozjum Badań Świata Antycznego (The International Symposium for Studies on Ancient World) odbyło się od piątego do ósmego stycznia 1986 r. w japońskim mieście Susono. Był to pierwszy naukowy zjazd o zasięgu międzynarodowym poświęcony starożytności, który odbył się w Japonii. Szczególną wymowę temu spotkaniu nadał fakt zaznaczenia swojej aktywnej obecności w gronie badaczy, a często już znawców świata antycznego, przez przedstawicieli humanistyki japońskiej, która w ślad za innymi dziedzinami nauki osiąga czołowy, światowy poziom.

Temat sympozjum „Formy kontroli i podporządkowania w starożytności" wytycza główny nurt przedstawionych prac, ale nie wyznacza sztywnych ram ograniczających autorów. Materiały z tego zjazdu zostały starannie wydane i zasługują na przedstawienie ich polskiemu czytelnikowi. Omawiana książka zawiera najciekawsze spośród wygłoszonych na sympozjum referatów i prezentuje czytelnikowi obszerny przegląd najnowszych osiągnięć w badaniu starożytności. Prace ujęto w sześć grup tematycznych: problemy starożytnej Azji, konflikty społeczno-narodowościowe w Italii i prowincjach zachodnich, niewolnictwo, problemy prowincji wschodnich Rzymu, stosunki polityczne i etniczne w Grecji i Azji Mniejszej, kontrola ideologiczna w starożytności.

Badania starożytnych dziejów Azji pozostają, co jest zrozumiałe, domeną naukowców japońskich, koreańskich i chińskich, których referaty znalazły się w pierwszej części przedstawianej książki. Złożyło się na nią 11 prac poświęconych takim zagadnieniom jak: znaczenie systemu Tennō, społeczna i polityczna struktura Japonii w III w. n.e., najstarsze relacje o położeniu prostego ludu na wyspach japońskich, podział społeczny i walki klasowe w państwie japońskim, system hierarchii w starożytnych Chinach, bunty w państwie chińskim ery Han, wpływ myśli eschatologicznej na południowo-wschodnią Azję. Autorami tych referatów są w większości badacze japońscy z takich ośrodków uniwersyteckich jak: Tokio (Hidemichi Ota, Roi Motomura), Senshu (Masaoki Doi), Aoyama (Hiroshi Okuzaki) czy Meiji (Toshikazu Hori). Wspomniane prace są szczególnie interesujące dla czytelnika spoza Azji nie tylko ze względu na słabszą znajomość historii starożytnej tego regionu, ale także z powodu nowatorskiego przedstawiania swoich wywodów. K. Naoki, A. Yoshida czy T. Miyahara omawiając społeczne i polityczne stosunki starożytnej Japonii nawiązują do współczesności, a godna podkreślenia znajomość różnych epok sprawia, że wyniki ich badań mogą być przydatne także socjologom, etnografom czy ekonomistom. Uderzające dla czytelnika z Europy jest to, że wiele mechanizmów społecznych funkcjonujących w Japonii do II wojny światowej zachowało swoje silne związki ze starożytnością, z której wywodzą się ich pierwowzory. Przypomnienie czytelnikowi o ciągłości nie tylko kultury, ale także struktur społecznych, instytucji i urzędów państwowych w tej części świata to największa chyba wartość poznawcza tej części książki.

Drugi rozdział wydawnictwa, zawierający 22 referaty, poświęcony jest w głównej mierze Italii i zachodnim prowincjom imperium rzymskiego. Szczególnie godny uwagi spośród prac tej części książki jest referat profesora Uniwersytetu we Florencji, Guido Clemente, omawiający wpływ rzymskiego ośrodka władzy na prowincję Sycylię, „która nauczyła Rzymian, jak to przyjemnie władać zdobytym krajem". Autor ukazuje szczególną rolę tej krainy, będącej głównym dostawcą

zboża i mięsa dla Rzymu w okresie republiki. Referat jest kolejnym przyczynkiem do badań nad historią Sycylii prowadzonych pod kierunkiem Emilio Galby i Georgesa Valleta. Clemente koncentruje się w swoich rozważaniach na okresie cesarskim, szczególnie wiele miejsca poświęcając problematyce ekonomicznej. Ukazuje on w sposób klarowny nie tylko szkody wyrządzane prowincji przez administrację rzymską, ale także korzyści płynące ze wzmożonych kontaktów gospodarczych ze stolicą imperium.

Ważnym niewątpliwie głosem w dyskusji nad armią rzymską i sposobami jej rekrutacji jest praca Johna Karla Evansa (Minnesota University, USA), poświęcona uchylaniu się od służby wojskowej w Italii w II w. p.n.e. Autor rozprawia się z powtarzanymi za autorami klasycznymi twierdzeniami o bezwarunkowym i powszechnym poparciu społecznym dla imperialistycznej, zaborczej polityki republiki rzymskiej. Dowodzi on, że bez względu na to, jaki był ustrój polityczny Rzymu: republikański czy monarchiczny, forma rządu była jedynie fasadą, za którą kryła się oligarchia decydująca o losach państwa. Brak poparcia dla takiego stanu rzeczy wyrażał się w różnych sposobach unikania służby wojskowej (intercesja trybuńska, senatorska, dezercja, niezdolność fizyczna, samookaleczenie i in.) i ich szerokim społecznym zasięgu.

Godne uwagi są także pozostałe prace, a w szczególności referaty M. Clavel-Leveque (opór Galów i sposoby jego zwalczania w latach 115—61 p.n.e.), A. Gotoha (tworzenie się grupy circumceliones i ich ideologia), H. Maassa (stosunki między germańskimi sprzymierzeńcami w IV i V w. n.e.).

Trzecia część wydawnictwa zawiera referaty poświęcone problemom niewolnictwa w starożytności. Zagadnienia te budzą żywe zainteresowanie nie tylko badaczy europejskich, ale także azjatyckich, czego dowodem są prace Hiromu Ando (Niigata, Japonia: *Niewolnicy rolni w starożytnej Grecji*), Mun-Hyun-Songa (Pusan, Korea Płd.: *Studium nad teorią niewolnictwa Arystotelesa*), Roji Motomury (Tokio: *Porzucanie niemowląt i jego wpływ na rozwój niewolnictwa*), Mi-Sook-Shina (Seul: *Augustales w Kampanii*). Warta odnotowania z tej części książki jest praca A. Badora (Cluj, Rumunia) na temat form sprawowania kontroli nad niewolnikami w starożytności. Na podstawie solidnej bazy źródłowej autor charakteryzuje różne metody utrzymywania niewolników w posłuszeństwie, ukazując wzory przejęte później przez systemy totalitarne.

Problematyka rozdziału czwartego koncentruje się wokół starożytnej Grecji i początków chrześcijaństwa. Także te zagadnienia nie są obce nauce japońskiej, o czym świadczą dwa referaty: H. Yamakawa (*Królestwo Pylos u schyłku ery mykeńskiej*) i N. Matsumoto (*Lud miejski a chrześcijanie*). Prace te mają gruntowne oparcie w źródłach klasycznych, które badacze japońscy znają w godnym podkreślenia stopniu, a dzięki długoletniej już obecności przy badaniach archeologicznych dodają do nich własne odkrycia w sferze źródeł materialnych (tabliczki z pismem linearnym B).

Ciekawe i częstokroć odkrywcze porównanie roli demosu w Atenach po obaleniu tyranów oraz plebsu w Rzymie po upadku monarchii daje w swoim referacie Walter Eder z Berlina Zachodniego. Jak sam pisze we wstępie, interesuje go następujący problem: „dlaczego w pewnych okolicznościach lud godzi się ze swoim położeniem ofiary systemu społecznego, a w innych organizuje się i z pasją walczy o poprawę swego bytu". Autor nie ogranicza tego zagadnienia do starożytności, lecz stara się na przykładzie wydarzeń w Grecji i Rzymie wskazać na przyczyny radykalizacji mas w Niemczech w 1918 r.

Ostatnie dwa rozdziały książki zawierają prace poświęcone stosunkom politycznym i etnicznym we wschodnich prowincjach Rzymu oraz kontroli ideologicznej w całym imperium. Szczególnie godny uwagi jest tu referat G. J. Szemlera (Chicago, USA) na temat ośrodka oporu przeciwko potężniejszym państwom w północnej i środkowej Grecji, jakim był „korytarz" położony między Beocją, Tesalią i Etolią. Ten niewielki skrawek ziemi, zamieszkany przez odrębne szczepy długo bronił swej niezależności od silniejszych sąsiadów, dążących do zdobycia hegemonii w Grecji. Referat daje nie tylko wnikliwą analizę stosunków politycznych i etnicznych na tym stosunkowo mało zbadanym terenie, ale także bardzo bogatą bibliografię.

Na koniec jeszcze o udziale w sympozjum przedstawicieli nauki polskiej. Prof. Iza Bieżuńska-Małowist przedstawiła referat na temat form oporu w Egipcie w okresie hellenistycznym i rzymskim (*Formes de résistance dans l'Egypte grecque et romaine et l'attitude de gouvernement*).

Doc. Jan Gurba wykorzystał swoje wieloletnie badania archeologiczne do odtworzenia podziału klasowego w neolitycznych kulturach środkowej Europy (*Menschenopfer und andere Sonderlichkeiten in den neolithischen Begräbnissitten in Polen als Beispiel der frühen Klassenteilung*). Prof. Eugeniusz Konik, od szeregu lat zajmujący się epoką Juliusza Cezara, wygłosił oparty na szerokim materiale źródłowym referat o polityce tego wodza wobec pokonanych (*Clementia Caesaris als System der Unterwerfung der Besiegten*). Prof. Tadeusz Łoposzko, znawca zagadnień społecznych późnej republiki, zaprezentował nowe spojrzenie na kampanię wyborczą Cycerona w 63 r. p.n.e., koncentrując się na propagandzie politycznej z tego okresu (*Propagande politique de Cicéron en 63 av. J.-C.*). Prof. Włodzimierz Szafrański wygłosił referat na temat niewolnictwa patriarchalnego w Europie środkowej, do którego wykorzystał liczne zabytki kultury materialnej z terenów naszego kraju (*Esclavage patriarcal dans l'antiquité sur le territoire de la Pologne en Europe centrale*).

Z satysfakcją należy też podkreślić, że badacze polscy stanowili najliczniejszą grupę spoza Azji, zaproszoną na sympozjum, a ich wszystkie referaty znalazły się w omawianej książce.

*Edward Dulski* (Wrocław)

# C O M M E N T A R I I

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

## LXXXIII SPRAWOZDANIE
## z działalności
## POLSKIEGO TOWARZYSTWA FILOLOGICZNEGO
## za okres od 11 IX 1986 do 17 IX 1987 r.

(Opracowała Barbara Milewska-Ważbińska)

### A

1. LXXXIII Walne Zgromadzenie Polskiego Towarzystwa Filologicznego w dniach 18–20 września 1987 r.

W dniu 18 IX o godzinie $9^{00}$ w sali konferencyjnej Instytutu Matematyki Uniwersytetu Łódzkiego nastąpiło otwarcie LXXXIII Walnego Zgromadzenia PTF w Łodzi. Posiedzenie otworzył wiceprezes Zarządu Głównego, prof. dr Jerzy Axer. Na wstępie wiceprezes złożył podziękowania rektorowi Uniwersytetu Łódzkiego prof. dr. Wiesławowi Bednarkowi i pani dziekan Wydziału Filologicznego, prof. dr Marii Kamińskiej, za pomoc w organizacji Zjazdu. Profesor Axer wyraził również swą wdzięczność dla Koła Łódzkiego PTF – bezpośrednich organizatorów Walnego Zgromadzenia. Profesor Axer powitał członków Komitetu Nauk o Kulturze Antycznej PAN, wszystkich przybyłych gości i delegatów PTF oraz odczytał telegram z życzeniami od prof. dr Marii Cytowskiej i list od prof. dra Stefana Oświecimskiego. Z kolei zabrał głos rektor Uniwersytetu Łódzkiego witając zebranych i życząc owocnych obrad. Zaproszonych gości przywitał następnie prezes Koła Łódzkiego PTF, dr Józef Macjon. Minutą ciszy uczczono pamięć zmarłych w ostatnim roku członków PTF.

Przedpołudniowej sesji naukowej przewodniczyła prof. dr Ludwika Rychlewska. Referat pt. *Ponos jako czynnik kształcący arete od Hezjoda do sofistów* wygłosił prof. dr Bohdan Wiśniewski. W dyskusji po referacie głos zabrali: ks. prof. dr H. Wójtowicz, prof. dr A. Komornicka, doc. dr I. R. Danka, ks. doc. dr R. Popowski, dr J. Macjon. Dyskutowano nad różnicą między „pracą" a „trudem" oraz nad ujęciem tych zagadnień przez filozofię chrześcijańską. Po krótkiej przerwie prof. dr Anna Komornicka wygłosiła referat pt. *Komedia arystofanejska i jej współcześni odbiorcy*. W dyskusji nad referatem udział wzięli: dr J. Macjon i dr Z. Danek.

Popołudniowej części administracyjnej przewodniczył wiceprezes ZG PTF, prof. dr Jerzy Axer. Przewodniczący na wstępie zaproponował zmianę porządku obrad. Jako punkt 1. wprowadzono powołanie Komisji Statutowej w celu opracowania wniosku o poprawkę do Statutu PTF. W skład Komisji Statutowej weszli: prof. dr A. Szastyńska-Siemion, doc. dr K. Korus, dr I. Mikołajczyk oraz dwóch zastępców: mgr J. Ciechanowicz i mgr J. Wolsza. Ustalono, że po każdym sprawozdaniu nastąpi dyskusja. Sprawozdanie merytoryczne z działalności Zarządu Głównego za okres od 11 IX 1986 – 17 IX 1987 przedstawiła sekretarz – dr B. Milewska-Ważbińska. W dyskusji nad sprawozdaniem udział wzięli: mgr H. Morawcowa, doc. dr J. Ławińska-Tyszkowska, mgr S. Światłowska. Sprawozdanie finansowe odczytał skarbnik ZG

– mgr S. Skała. Sprawozdanie Komisji Dydaktycznej przedstawiła dr W. Popiak informując o rezultatach V Olimpiady Języka Łacińskiego, w której dyplomy laureata przyznano pięciu uczniom. Dzięki staraniom Komisji odbył się kurs dla nauczycieli języka łacińskiego nie posiadających studiów filologii klasycznej. W dyskusji z udziałem mgr H. Gesztoft, mgr.K. Kopcia i prof. dr. J. Axera proszono o podanie nowego składu Komitetu Głównego Olimpiady oraz o przedstawienie imienne laureatów i ich nauczycieli. Sprawozdanie Redakcji „Eos" odczytał doc. dr S. Dworacki. W okresie sprawozdawczym ukazał się zeszyt 2. rocznika LXXIV (1986), po korekcie jest zeszyt 1. rocznika LXXV (1987), a w wydawnictwie następne dwa numery. Za godny podkreślenia uznano fakt, że systematycznie wzrasta liczba artykułów przysyłanych przez autorów zagranicznych. Artykuły publikowane w Eos dotyczyły literatury greckiej, łacińskiej, neolatynistyki, recepcji antyku, historii i archeologii. W dyskusji po sprawozdaniu doc. dr I. R. Danka poruszył sprawę przywrócenia w Eos artykułów w języku łacińskim. Redaktor S. Dworacki zapowiedział, że Eos otrzyma nadruk: „Pismo założone w 1894 roku." Po odczytaniu sprawozdania Komisji Rewizyjnej, w którym sugerowano podwyższenie składek, przystąpiono do głosowania i większością głosów uchwalono podniesienie składki do 300 zł rocznie. Zgodnie z protokółem Komisji Nagród i Wyróżnień laureatką nagrody im. Profesora Kumanieckiego została mgr Ludmiła Preisowa z Koła Warszawskiego PTF. Mgr Preisowa wyróżniona została za wieloletnią ofiarną pracę dydaktyczną, wybitne osiągnięcia w szerzeniu wiedzy o antyku wśród młodzieży i za wybitne zasługi wychowawcze. W dalszej dyskusji nad sprawozdaniami udział wzięli: mgr I. Kmiecik, mgr T. Simla, mgr H. Zemanek, mgr M. Wikarjakowa, prof. dr A. Komornicka. Z kolei prof. dr A. Szastyńska-Siemion z ramienia Komisji Statutowej przedstawiła projekt poprawki do § 29 Statutu. Poprawkę przyjęto przy jednym głosie wstrzymującym się.

Następnie prof. dr J. Axer przedstawił wniosek Zarządu Głównego o nadanie członkostwa honorowego: prof. doktorowi Marianowi Plezi, prof. doktorowi Stefanowi Oświecimskiemu, mgr Danucie Guzy-Zazulowej, mgr Stefanii Światłowskiej, po czym wręczył dyplomy i pogratulował nowym członkom honorowym Towarzystwa. Jako drugi wniosek Zarządu prof dr J. Axer przedstawił list profesora Mariana Plezi dotyczący obchodów setnej rocznicy założenia PTF i opracowania historii Towarzystwa. Zarząd zaproponował stworzenie w tym celu komisji złożonej z przedstawicieli wszystkich kół. Ustalono, że Zarząd zwróci się do kół z prośbą o przedstawienie planu prac. Następny wniosek dotyczył wysłania depesz do nieobecnych członków honorowych i wiceprezesów Towarzystwa. Wniosków kół nie było. W wolnych wnioskach doc. dr W. Wróblewski zawiadomił o sesji naukowej w Toruniu w związku z 25-leciem śmierci profesora Stefana Srebrnego. Mgr T. Simla wniosła o wcześniejsze zawiadamianie o tematyce Zjazdu, a dr J. Mantke zasugerował sporządzenie bibliografii „Eos".

Następnego dnia, 19 IX o godz. $9^{00}$ rozpoczęła się sesja dydaktyczna. Referat pt. *Rola, miejsce i metoda wykładania filologii klasycznej w Szkole Głównej Warszawskiej* wygłosiła mgr Barbara Brzuska. W dyskusji na referatem udział wzięli: mgr I. Kmiecik, mgr L. Bobiatyński. W drugiej części sesji dydaktycznej prof. dr J. Axer poprowadził dyskusję na temat stanu nauczania języków klasycznych w szkole średniej. W niezwykle ożywionej dyskusji nad realizacją programu nauczania języka łacińskiego w związku ze zmianami programowymi udział wzięło 15 osób, w większości nauczycieli szkół średnich. Wobec trudnej sytuacji grożącej utratą etatów przez nauczycieli i stanowiącej zagrożenie dla filologii klasycznej w Polsce, przyjęto uchwałę, w której Walne Zgromadzenie zobowiązuje Zarząd Główny do niezbędnych działań w celu przywrócenia poprzedniego programu.

Po zakończeniu sesji uczestnicy Zjazdu wzięli udział w wycieczce autokarowej po Łodzi.

Sesji popołudniowej drugiego dnia obrad przewodniczyła prof. dr Anna Komornicka. Referat pt. *Recepcja i społeczna funkcja malarstwa w Grecji i Rzymie* wygłosiła prof. dr Maria Nowicka. W dyskusji na temat cech i wartości sztuki antycznej wzięli udział: prof. dr A. Komornicka, dr Z. Danek, prof. dr M. Bernhard, mgr J. Ciechanowicz. Po zakończeniu sesji uczestnicy Zjazdu wysłuchali prelekcji dra Józefa Macjona pt. *Mit antyczny w filmach Edwarda Sturlisa* i obejrzeli cztery filmy tego reżysera.

Wieczorem odbyła się uroczysta kolacja połączona ze spotkaniem towarzyskim.

W dniu 20 IX sesji przewodniczyła prof. dr Alicja Szastyńska-Siemion. Referat pt. *Stosunek do pracy w starożytności* wygłosiła doc. dr Ewa Wipszycka-Bravo. Po referacie nastąpiła burzliwa dyskusja, w której znalazły się, obok pochwał, także słowa krytyki dotyczące ujęcia zagadnienia przez referentkę. W dyskusji udział wzięli: ks. prof. dr H. Wójtowicz, dr J. Macjon, ks. doc. dr R. Popowski, doc. dr K. Korus, mgr I. Kmiecik, mgr T. Simla. Jako ostatni wystąpił doc. dr Janusz Ostrowski z referatem pt. *Propagandowa funkcja personifikacji prowincji rzymskich*. W dyskusji po referacie głos zabrali: doc. dr E. Wipszycka-Bravo, mgr L. Bobiatyński i dr Z. Danek.

Zamykając obrady LXXXIII Walnego Zgromadzenia PTF, prof. dr Alicja Szastyńska-Siemion serdecznie podziękowała gospodarzom Zjazdu i ogłosiła, że następne Walne Zgromadzenie odbędzie się w Gdańsku. Na koniec z oracjami łacińskimi wystąpili: doc. dr I. R. Danka oraz żegnający zebranych dr J. Macjon.

## 2. Sprawozdanie z działalności Zarządu Głównego PTF za okres 11 IX 1986 – 17 IX 1987

W okresie sprawozdawczym Zarząd Główny PTF pracował w następującym składzie: prezes – prof. dr J. Łanowski; wiceprezesi – prof. dr J. Axer, prof. dr A. Sadurska, prof. dr W. Steffen; sekretarz – dr B. Milewska-Waźbińska; skarbnik – mgr S. Skała; członkowie Zarządu – prof. dr I. Bieżuńska-Małowist, prof. dr O. Jurewicz, prof. dr A. Świderkówna, dr W. Popiak oraz prezesi wszystkich kół terenowych.

W okresie sprawozdawczym odbyły się cztery posiedzenia prezydium (23 X i 5 XI 1986 oraz 1 IV i 19 VI 1987). Tematem posiedzeń były sprawy bieżące związane z działalnością Towarzystwa. Ustalono między innymi tematykę Walnego Zgromadzenia PTF w Łodzi oraz poruszano sprawy związane z organizacją Zjazdu. Ustalono propozycję wprowadzenia poprawki do Statutu PTF zaleconej przez Urząd Miasta Stołecznego Warszawy. Zmianę zaproponowano do zatwierdzenia Walnemu Zgromadzeniu w Łodzi. Zarząd Główny prowadził bieżącą korespondencję.

Stwierdzono, że w dalszej działalności PTF powinno położyć większy nacisk na popularyzację kultury antycznej oraz na jeszcze szerszą współpracę z nauczycielami szkół średnich. Z inicjatywy p. prof. dr A. Sadurskiej PTF wspólnie z Uniwersytetem Warszawskim (i z pomocą finansową Uczelni) przystąpiło do zorganizowania w roku akademickim 1987/88 cyklu prelekcji na temat: „Mity, kulty, religie świata starożytnego". Cykl obejmuje 9 wykładów, które wygłaszają wybitni historycy, filologowie i archeologowie.

W okresie sprawozdawczym Zarząd Główny PTF nawiązał ściślejszą współpracę z FIEC (Fédération Internationale des Associations d'Etudes Classiques). W związku z zaproszeniem wystosowanym przez Sekretarza FIEC podjęto starania o zapewnienie obecności delegata PTF na Walnym Zgromadzeniu delegatów kół będących członkami FIEC, które odbyło się we wrześniu 1986 r. w Rethymnon na Krecie. PTF było tam reprezentowane przez wiceprezesa – prof. dra J. Axera.

Zarząd Główny czynił też starania o ufundowanie na terenie Uniwersytetu Warszawskiego tablicy ku czci profesora Tadeusza Zielińskiego występując w tej sprawie wspólnie z Komitetem Nauk o Kulturze Antycznej PAN. Starania te zostały podjęte z inicjatywy p. prof. dr L. Winniczuk i stanowią realizację uchwały podjętej przez Walne Zgromadzenie PTF w 1978 roku.

W okresie sprawozdawczym odbyła się V Olimpiada Języka Łacińskiego. W tym roku został również zatwierdzony przez Ministerstwo nowy skład Komitetu Głównego Olimpiady zaproponowany przez PTF. Przedmiotem najwyższej troski i niepokoju Zarządu Głównego był nadal problem ograniczenia nauki języka łacińskiego w szkołach średnich. Postanowiono przedstawić projekt dalszych starań Walnemu Zgromadzeniu.

W czerwcu 1987 roku do Zarządu Głównego wpłynął wniosek dr. M. Wiśniowolskiego o reaktywowanie Koła Białostockiego PTF. Zarząd ustosunkował się do tego wniosku pozytywnie. Towarzystwo liczy obecnie 12 Kół i 537 członków.

3. Sprawozdanie finansowe od dnia 1 IX 1986 r. do 31 VIII 1987 r.

| | |
|---|---|
| Wpływy: | |
| 1. Dotacja PAN | 592.000,– |
| 2. Składki członkowskie | 81.460,– |
| 3. Sprzedaż wydawnictw | 5.660,– |
| 4. Odsetki bankowe | 1.372,– |
| 5. Zaliczka dla Kół | – |
| Razem | 680.492,– |
| Saldo z dn. 1 IX 1986 r. | 162.926,38 |
| Ogółem aktywa | 843.418,38 |

| | |
|---|---|
| Wydatki: | |
| 1. Osobowy fundusz płac | 235.050,– |
| 2. Składki ZUS | 101.067,– |
| 3. Fundusz nagród pracowniczych | 14.946,– |
| 4. Fundusz prac zleconych | 13.000,– |
| 5. Koszty popularyzacji (w tym del. prelegentów 1.188 zł) | 18.643,– |
| 6. Usługi materialne (pocztowe) | 36.803,– |
| 7. Koszty Zjazdu w Krakowie | 83.818,– |
| 8. Zakup „Eos" na wymianę zagraniczną | – |
| 9. Materiały biurowe i zakup książek | 9.949,– |
| 10. Koszty wymiany zagranicznej | – |
| 11. Różne (fund. socj. i mieszk.) | – |
| Razem | 513.276,50 |
| Saldo na dzień 31 VIII 87 r. | 330.141,88 |
| Ogółem | 843.418,38 |

## B
## SPRAWOZDANIA KÓŁ PTF

### 1. Sprawozdanie Koła Gdańskiego

Skład Zarządu: przew. – mgr M. Wujtewicz, zast. przew. – prof. dr S. Zabłocki, sekr. – mgr F. Wujtewicz, skarbn. – mgr E. Roguszczak, czł. Zarz. – dr Z. Głombiowska, dr P. Gruszka; Komisja Rewizyjna: dr R. Pankiewicz (przew.), mgr R. Horbowy, mgr L. Pisarska.

Zebrania naukowe:

1. Mgr M. Wójtewicz: *Sprawozdanie z LXXXII Walnego Zgromadzenia PTF w Krakowie.*
2. Doc. dr M. Szarmach: *„Mowy święte" Eliusza Arystydesa.*
3. Prof. G. Susini (Bolonia): *Bolonia i jej muzea antyczne i średniowieczne.*
4. Doc. dr S. Dworacki: *Scena i konstrukcja dramatyczna „Prometeusza w okowach".*
5. T. Dmochowski: *Śladami Pauzaniasza przez Grecję.*
6. Prof. dr S. Zabłocki: *Żarty łacińskie humanistów.*
7. Dr J. Jundziłł: *Stosunki rodzinne w starożytnym Rzymie – opieka nad małym dzieckiem.*
8. Mgr I. Zych: *Zabytki rzymskie w Afryce Północnej.*
9. Dr R. Pankiewicz: *Ideał sprawiedliwości społecznej Ojców Kościoła.*
10. Dr J. Jundziłł: *Rekreacja nadmorska u starożytnych Rzymian.*

11. Prof. dr H. Kloft (Brema): *Geld und Wirtschaft der römischen Zeit.*

Zarząd Koła przygotował wspólnie z Zakładem Filologii Klasycznej i Neolatynistyki Uniw. Gdańskiego sesję naukową z okazji 40-lecia Koła.

Nauczyciele języka łacińskiego prowadzą działalność popularyzacyjną wśród młodzieży licealnej.

Koło liczy 32 członków.

## 2. Sprawozdanie Koła Katowickiego

Skład Zarządu: przew. — dr W. Kaczanowicz, zast. przew. — mgr M. Zysko, mgr H. Morawcowa, skarb. — mgr H. Zemanek, sekr. — mgr S. Sobczak, czł. Zarz. — mgr J. Wolsza, mgr R. Mikołajczyk.

Działalność Koła polegała na organizowaniu zebrań naukowych oraz na popularyzacji kultury antycznej wśród młodzieży. Tematy zebrań naukowych:

1. *Sprawozdanie z Walnego Zgromadzenia w Krakowie.*
2. Dr J. Mantke: *Cesarze poeci.*
3. Dr W. Kaczanowicz: *Uzurpacja Karauzjusza i Allektusa w Brytanii i Galii w III w. p.n.e.*
4. Mgr N. Rogosz: *Powstanie Lepidusa w 78/77 r. p.n.e.*
5. Doc. dr K. Korus: *Satyra grecka.*
6. Mgr T. Aleksandrowicz: *Kultura literacka ostatnich lat republiki rzymskiej.*

Nauczyciele szkół średnich przygotowywali uczniów do udziału w olimpiadzie języka łacńskiego. Kilka osób dopuszczono do finału. I miejsce zajął uczeń II LO w Sosnowcu, a uczennica I LO w Gliwicach uzyskała wyróżnienie.

Koło liczy 43 członków.

## 3. Sprawozdanie Koła Krakowskiego

W okresie sprawozdawczym Zarząd pracował w następującym składzie: przew. — doc. dr K. Korus, zast. przew. — prof. dr R. Turasiewicz, sekr. — dr J. Styka (do końca 1. semestru), mgr M. Maślanka (w 2. semestrze), skarbn. — dr K. Woś, czł. Zarz. — mgr T. Opioła, dr M. Bednarski; Komisja Rewizyjna: doc. dr Z. Gansiniec (przew.), dr E. Polaszek, mgr A. Siekierzyński.

W ramach zebrań zwyczajnych referaty wygłosili:

1. Prof. N. Richardson (Oxford): *The Individuality of Homer's Language.*
2. Prof. dr R. Turasiewicz: *Ateńska ekklezja w pracach M. H. Hansena.*
3. Prof. dr J. Korpanty: *Terminologia społeczno-polityczna u Lukrecjusza.*
4. Prof. dr S. Stabryła: *„Ars amatoria" Owidiusza jako poemat dydaktyczny.*
5. Prof. dr S. Stabryła: *Wybrane problemy „Metamorfoz" Owidiusza.*
6. Doc. dr M. Salamon: *Fizyka współczesna a numizmatyka antyczna.*
7. Mgr A. Bobrowski: *Mit w poezji Propercjusza.*

Począwszy od 2. semestru zebrania naukowe zostały wzbogacone o informację bibliograficzną dotyczącą najnowszych pozycji z kultury antycznej.

Ponadto Koło uczestniczyło w Sesji Naukowej poświęconej Profesorowi Tadeuszowi Since oraz w jubileuszu 80-lecia Urodzin Profesora Stefana Oświecimskiego.

Działalność popularyzacyjna Koła objęła odczyty organizowane przy współpracy z Towarzystwem Przyjaźni Polsko-Greckiej:

1. Doc. dr K. Korus: *Marzenia i ideały Greków epoki archaicznej.*
2. Doc. dr K. Korus: *Kalokagathia w praktyce życia społeczno-politycznego Ateńczyków.*
3. Doc. dr K. Korus: *O greckim humorze poważnie.*
4. Dr M. Bednarski: *3000 lat języka greckiego.*
5. Dr M. Bednarski: *Fonetyka grecka.*

W środowisku licealnym dr J. Styka wystąpił z odczytem: *Wykopaliska w Pompejach.*

W skład Komitetu Okręgowego V Olimpiady Języka Łacińskiego wchodzili członkowie Koła: przew. — doc. dr K. Korus, sekr. — mgr A. Korusowa, członkowie: prof. dr J. Korpanty, mgr D. Zazulowa, dr J. Styka, mgr W. Hajda, mgr M. Maślanka, mgr H. Wolanin.

Koło liczy 73 członków.

## 4. Sprawozdanie Koła Lubelskiego

Skład Zarządu: przew. — prof. dr H. Podbielski, zast. przew. — ks. doc. dr H. Wójtowicz, sekr. — mgr K. Narecki, skarb. — mgr M. Jędrych, czł. Zarz. — ks. dr hab. R. Popowski, dr hab. H. Chodkowski, mgr M. Dagilis; Komisja Rewizyjna: mgr K. Frąk (przew.) mgr J. Janik, ks. dr A. Eckmann.

Działalność merytoryczna i popularyzatorska:

1. *Sprawozdanie z LXXXII Zjazdu PTF w Krakowie.*
2. Prof. H. Podbielski: *Jak Arystoteles rozumiał sztukę retoryczną.*
3. Ks. doc. H. Wójtowicz: *Botaniczne nazewnictwo Krzysztofa Kluka.*
4. Mgr J. Malinowska: *Polski ciceronianista a łacina kościelna (Z zagadnień językowych „De Republica emendanda" Andrzeja Frycza Modrzewskiego).*
5. Dr hab. R. Chodkowski: *Prawdy i mity w polskich interpretacjach „Antygony".*
6. Prof. Massay: *L'edition de S. Grégoire de Naziance entreprise en Pologne et sa continuation actuelle.*
7. Prof. H. J. Tschiedel: *Wizja świata i obraz człowieka w tragediach Seneki.*
8. Prof. dr J. Łanowski: *O Medei.*
9. Prof. dr J. Łanowski: *Gnoma w komedii staroattyckiej.*

W ramach działalności popularyzatorskiej mgr A. Narecka wygłosiła w Liceum im. St. Staszica w Lublinie odczyty na temat literatury aleksandryjskiej.

## 5. Sprawozdanie Koła Łódzkiego

Skład zarządu: przew. — dr J. Macjon, zast. przew. — mgr T. Simla, sekr. — mgr H. Kobus-Zalewska, skarb. — mgr H. Pawlak, czł. Zarz. — prof. dr B. Wiśniewski, doc. dr I. R. Danka; Komisja Rewizyjna: — dr W. Gawłowska, mgr G. Kruszewska, mgr Ł. Macherowa.

Tematy zebrań naukowych:

1. Prof. dr J. Starnawski: *Problematyka Sarbieviana selecta*; mgr A. Borowska-Lorenc: *Sprawozdanie z Walnego Zgromadzenia PTF w Krakowie w dniach 11—12 września 1986 r.*
2. Dr J. Brzozowski: *Mnemozyne u Czesława Miłosza.*
3. K. T. Witczak: *Wierzenia religijne na wyspie Samotrake i ich geneza.*
4. Prof. dr J. Starnawski: *O dwóch zespołach korespondencji Andrzeja Krzyckiego.*
5. Prof. dr B. Wiśniewski: *Etyka Demokryta i Hippiasza.*
6. Doc. I. R. Danka: *De priscorum Indorum deis Marutibus.*
7. Mgr A. Pikulska: *Mierniczowie rzymscy.*
8. Dr T. Fijałkowski: *Z filozofii prawa Andrzeja Frycza Modrzewskiego.*
9. Prof. G. Lieberg: *Problem der Adelphes des Terenz.*
10. Dr W. Gawłowska: *Twórczość muzyczno-komputystyczna Frutolfa z Michelsbergu.*

Odbyły się także zebrania Sekcji Indoeuropejskiej:

1. Mgr H. Kobus-Zalewska: *Etyka Hezjoda.*
2. Doc. dr S. Gogolewski: *Łacina na Bałkanach.*
3. Dr A. Ziętowski: *O pochodzeniu Słowian.*
4. Mgr R. Goshal: *Kultura duchowa dawnych Indii.*
5. K. T. Witczak: *O pochodzeniu religii indoeuropejskiej — monoteizm czy politeizm.*
6. Mgr Smurzyński: *Języki i literatura perska.*
7. Mgr Stalmaszczyk: *Języki Szkocji.*
8. Mgr Bobiatyński: *Najdawniejsze wierzenia rzymskie.*
9. Doc. dr Danka: *Badania nad słownictwem i etymologią indoeuropejską.*

Sekcja prowadzi również naukę rekonstruowanego języka indoeuropejskiego. Z inicjatywy Sekcji zorganizowano Sesję Indoeuropejską.

Tematy referatów:

1. *Miejsce języków indoirańskich w obrębie rodziny indoeuropejskiej* — doc. dr Pobożniak.
2. *Klasyfikacja języków indyjskich* — dr Życzyński.
3. *Obecny stan języka cygańskiego i perspektywy jego rozwoju* — A. Lewkowicz.

4. *Poezja polskich Cyganów nizinnych* — doc. dr I. R. Danka.
5. *Indoeuropejskie przyimki w ujęciu młodogramatyków* — T. Roszak.
6. *Język mański* — mgr Stalmaszczyk.
7. *Zagadnienia kontaktów językowych na podstawie słownictwa morskiego Germanów* — T. Witczak.
8. *Problem pochodzenia i kolebki języka albańskiego* — doc. dr I. Sawicka.
9. *Indoeuropejskie i obce elementy w kulcie słońca u Rzymian* — K. Dziedzic.
10. *Europejskie stosunki językowe w XVI wieku* — dr Wróblewski.
11. *Rozprzestrzenienie grup ludności cygańskiej* — A. Lewkowicz.
12. *Założenia programowe Konferencji Międzynarodowej Komunikacji Językowej* — dr Ejsmont.

Koło Łódzkie zajmowało się również pracami organizacyjnymi związanymi z V Ogólnopolską Olimpiadą Języka Łacińskiego i przeprowadzeniem eliminacji okręgowych. Pracami Komitetu Okręgowego kierowała jego przewodnicząca mgr Tamara Simla.

Z okręgu łódzkiego w eliminacjach centralnych Olimpiady uczestniczyły 3 osoby. Tytuł laureata (V miejsce) zdobył L. Czupurniak z I LO w Łodzi, tytuły finalistów uzyskały 2 osoby.

Przy Kole Łódzkim działa w dalszym ciągu punkt konsultacyjny dla nauczycieli języka łacińskiego prowadzony przez mgr Tamarę Simlę.

## 6. Sprawozdanie Koła Opolskiego

Skład Zarządu: przew. — dr J. Rostropowicz, zast. przew. — mgr Gabriela Wcisło, sekr. — mgr M. Fikus-Kohut, skarb. — mgr G. Wcisło.

Zebrania naukowe:

1. Mgr I. Kosiorowska-Majka: *O nowym podręczniku do nauczania łaciny w szkole średniej.*
2. Doc. dr L. Szadkowska: *Struktura osadnicza na Śląsku w okresie wpływów rzymskich.*
3. Mgr G. Wcisło: *Problem etnogenezy Etrusków w historiografii współczesnej.*
4. Mgr M. Fikus-Kohut: *Postać Sokratesa w „Chmurach" Arystofanesa.*
5. Dr J.Rostropowicz: *Narodziny filologii i powstanie biblioteki.*
6. Mgr I. Kosiorowska-Majka: *Juvenalis, twórca rzymskiej satyry.*
7. Dr B. Wołowik: *Język jako narzędzie kultury narodu* (*rywalizacja łaciny i polszczyzny w dobie staropolskiej*).
8. Dr J. Rostropowicz: *Pochwała Rzymu w „Aleksandrze" Lykofrona.*
9. Mgr G. Wcisło: *Wyniki najnowszych badań na terenie etruskiego miasta Marzabotto.*

W ramach popularyzacji wiedzy o antyku członkowie Koła wygłosili referaty i odczyty na terenie szkół i klubów dla mieszkańców Opolszczyzny oraz zorganizowano Koło Miłośników Antyku przy I LO w Opolu.

Koło liczy 18 członków.

## 7. Sprawozdanie Koła Piotrkowskiego

Skład Zarządu: przew. — mgr M. Marszycka, sekr. — mgr K. Haładaj, skarb. — mgr E. Obszarny.

W okresie sprawozdawczym odbyły się 3 ogólne zebrania naukowe:

1. Zebranie jubileuszowe związane z 25-leciem istnienia Koła, na które składała się część artystyczna, referat doc. dr M. Szarmacha: *Święte mowy Eliusza Arystydesa* oraz sprawozdanie z 25-letniej działalności Koła.
2. Zebranie sprawozdawczo-wyborcze.
3. Mgr I. Kmiecik: *Kotarbiński i Tatarkiewicz — dwaj filozofowie światowej sławy.*

Odbyły się również 3 zebrania sekcji nauczycieli łaciny z lekcjami pokazowymi w szkołach. Działało także Kółko Wiedzy o kulturze Antycznej dla klas V—VIII szkół podstawowych cieszące się dużym zainteresowaniem młodzieży.

Koło liczy 27 członków.

## 8. Sprawozdanie Koła Poznańskiego

Skład Zarządu: przew. — doc. dr K. Liman, zast. przew. — doc. dr S. Dworacki, skarb. — mgr M. Wikarjakowa, sekr. — mgr K. Bartol, czł. Zarz. — prof. dr W. Steffen, prof. dr J. Danielewicz, doc. dr I. Lewandowski; Komisja Rewizyjna: doc. dr A. Wójcik, mgr A. Czapliński.

Działalność naukowa:

1. Doc dr S. Dworacki: *Z badań nad Menandrem.*
2. Prof. Z. Goceva (Bułgaria): *Die Probleme der thrakischen Religionsgeschichte.*
3. Mgr E. Wesołowska: *Postać i słowo w „Medei" i „Fedrze" Seneki.*
4. Doc. dr A. Wójcik: *Cornelius Gallus — twórca elegii miłosnej.*
5. Doc. dr S. Dworacki: *Platonios i Anonim o komedii.*
6. Doc. dr I. Lewandowski: *Łacińskie piśmiennictwo historyczne Szymona Starowolskiego.*

Działalność popularyzatorska:

1. Pogadanka dla bibliotekarzy — dr W. Szulc: *Leczenie przez kontakt ze sztuką w Sanktuarium Asklepiosa w Epidauros.*
2. Prelekcja w Towarzystwie Przyjaźni Polsko-Włoskiej — mgr M. Wikarjakowa: *Rzym antyczny w przeźroczach.*

Członkowie Koła uczestniczyli w organizowaniu międzynarodowej sesji naukowej „Liryka i epigramat grecki".

Koło liczy 35 członków.

## 9. Sprawozdanie Koła Toruńskiego

Skład Zarządu: przew. — doc. dr hab. L. Witkowski, zast. przew. — prof. dr hab. Z. Abramowiczówna, sekr. — mgr M. Bereza, skarb. — mgr L. Zasławski, czł. Zarz. — mgr A. Domański, mgr L. Jarzębowski, doc. dr hab. M. Szarmach; Komisja Rewizyjna: — prof. dr hab. W. Bojarski (przew.), mgr A. Kłopotowska, dr I. Mikołajczyk.

W okresie sprawozdawczym odbyło się 10 spotkań:

1. Spotkanie organizacyjne.
2. *Sprawozdanie ze Zjazdu PTF w Krakowie.*
3. Prof. dr hab. W. Bojarski: *Antyczny rodowód współczesnego prawa.*
4. Doc. dr W. Wróblewski: *Czy Platon dopuścił się plagiatu.*
5. Dr J. Tondel: *Biblioteki starożytne.*
6. Dr J. Zając: *Struktury społeczne w starożytności.*
7. Dr W. Appel: *Epigramaty smyrneńskie.*
8. Prof. dr hab. Z. Abramowiczówna: *Omówienie książki C. Lewisa „Odrzucony obraz".*
9. Dr M. Ziółkowski: *Wątek ligijski w „Quo vadis" Sienkiewicza.*
10. Zebranie organizacyjne, wybór delegatów na Zjazd PTF w Łodzi.

Ponadto członkowie Koła aktywnie uczestniczyli w spotkaniach organizowanych przez inne towarzystwa (TNT, PTH, SHS).

W ramach działalności popularyzatorskiej członkowie Koła wygłosili w okresie sprawozdawczym 5 pogadanek dla młodzieży szkół średnich.

## 10. Sprawozdanie Koła Warszawskiego

Skład Zarządu: przew. — prof. dr J. Axer, zast. przew. — doc. dr M. Pąkcińska, sekr. — mgr M. Mielczarska, skarbn. — dr M. Borowska, członkowie Zarz. — doc. dr J. Wojtczak, mgr H. Kaczmarski, dr B. Milewska-Waźbińska, mgr K. Turska; Komisja Rewizyjna: mgr S. Światłowska (przew.), mgr M. Mejor, mgr C. Mielczarski, mgr H. Szumowska, mgr H. Żuberek.

Zebrania naukowe:

1. Prof. dr J. Axer: *Uwagi o stylu i kompozycji mowy Cycerona — „Pro Milone".*
2. Doc. dr B. Bravo: *Fragment łacińskiego tekstu historiograficznego znaleziony w celi pustelnika w Egipcie.*

3. Doc. dr S. Dworacki: *Kontrowersje wokół „Prometeusza w okowach".*
4. Dr J. Mańkowski: *„Odprawa posłów greckich" — dzieło filologa i poety.*
5. Prof. dr C. J. Classen (Getynga): *The Origin and History of the Cardinal Virtues.*
6. Mgr B. Brzuska: *Filologia klasyczna w Szkole Głównej Warszawskiej (1862—69).*
7. Doc. dr J. Wojtczak: *Nieśmiertelność duszy i dusza nieśmiertelna w utworach Platona.*
8. Dr M. Szymański — komunikat: *Carmina figurata — zabawa dla oka czy dla ucha?*

Członkowie Koła uczestniczyli w dwóch zebraniach Instytutu Filologii Klasycznej UW z następującym programem:

prof. E. Schmidt (Tübingen): *Horaz und die Musen.*

prof. B. Seidenstücker (Hamburg): *On Tragic Pleasure.*

Sekcja Popularyzacji Koła pracowała w składzie: mgr B. Brzuska (przew.), mgr H. Żuberek. Sekcja zorganizowała bezpłatne kursy łaciny i greki (5 grup jęz. łacińskiego i 4 grupy jęz. greckiego). Lektorzy — mgr A. Włodarska, mgr K. Turska, mgr A. Kiełczewska, J. Derda, I. Kotańska, mgr A. Masłowska-Nowak, K. Górski, A. Osipowicz, R. Michalska.

Prelekcje w ramach działalności popularyzacyjnej wygłosili:

mgr J. Ciechanowicz: *Delfy i Olimpia* oraz *Śladami antycznych poetów — Teokryt i Horacy.*

Dr H. Słomczyńska: *Dom grecki w epoce Aleksandra Wielkiego.*

Mgr A. Masłowska-Nowak: *Waleczne Amazonki — obraz mitu w literaturze greckiej.*

Dr B. Milewska-Waźbińska: *Co to jest neolatynistyka.*

Mgr A. Twardecki: *Król Midas — legenda i rzeczywistość.*

Mgr M. Kapełuś: *Świat Hetytów.*

W prelekcjach uczestniczyła młodzież licealna i akademicka.

W okresie sprawozdawczym przy Kole powstała Komisja Dydaktyczna, która zamuje się nauczaniem języków klasycznych w szkołach warszawskich. W skład Komisji wchodzą: mgr S. Skała, dr J. Mańkowski, mgr B. Brzuska, mgr G. Kania, mgr W. Melech, mgr K. Turska.

Koło liczy 118 członków.

## 11. Sprawozdanie Koła Wrocławskiego

Skład Zarządu Koła: przew. — doc. dr M. Winiarczyk, zast. przew. — mgr K. Kopeć, sekr. — mgr M. Wróbel (w zast. mgra J. Pigonia), skarb. — dr L. Stankiewicz, członkowie Zarz. — prof. dr L. Rychlewska, mgr M. Minkowska, doc. dr J. Ławińska-Tyszkowska; Komisja Rewizyjna: doc. dr H. Myśliwiec, dr J. Mantke, dr W. Suder. W ramach Koła działa Sekcja Dydaktyczna Języka Łacińskiego kierowana przez mgra K. Kopcia.

Zebrania naukowe Koła:

1. Doc. dr S. Dworacki: *Barbaricum w komediach Menandra.*
2. Doc. dr M. Winiarczyk: *Niszczenie książek w starożytności.*
3. Dr A. Łoś: *Gdzie mieszkał i kim był Trymalchion. A propòs archiwum z Argo Murecina.*
4. C. i W. Szwebs: *Góry Grecji. Wyprawa Koła Naukowego studentów filologii klasycznej do Grecji.*
5. Dr W. Suder: *Parę uwag o demografii i medycynie rzymskiej.*
6. Dr J. Burchardt: *Gody pogańskie w Polsce średniowiecznej.*
7. Dr J. Sachse: *Drzewo Sansary* (*Bhagavadgita XV 1 nn, próba komentarza*).
8. Doc. dr H. Myśliwiec: *Rozwój heksametru daktylicznego w średniowieczu, głównie w Polsce.*

Zarząd starał się zainteresować filologów klasycznych pracą w Kole i w związku z tym wysłał do 50 nauczycieli z terenu Dolnego Śląska apel o wstępowanie do Koła. Komisja Dydaktyczna zorganizowała zebrania szkoleniowe dla nauczycieli oraz uczestniczyła w XXVI konferencji metodycznej we Wrocławiu poświęconej nauczaniu języka łacińskiego w liceach medycznych a także w XXVII konferencji metodycznej poświęconej nauczaniu łaciny w szkołach o profilu biologiczno-chemicznym.

Członkowie Koła wchodzili w skład Komitetu Głównego V Olimpiady Języka Łacińskiego (doc. dr H. Myśliwiec — przew., prof. dr A. Szastyńska-Siemion — zast. przew.) oraz Komitetu Okręgowego (prof. dr L. Rychlewska — przew., dr W. Jamróz — sekr., mgr K. Kopeć, mgr M. Oboron, mgr I. Barnat — członkowie).

Odczyty i pogadanki popularyzacyjne wygłoszone przez członków Koła w różnych środowiskach:

1. Prof. dr J. Łanowski: *Medea — Gnoma w komedii staroattyckiej.*
2. Prof. dr A. Szastyńska-Siemion: *Życie kulturalne w koloniach greckich.*
3. Prof. dr H. Wałkówska: *Buddyzm i Islam.*
   *Małżeństwo — obrzędy i obyczaje w starożytnych Indiach.*
   *Kamasutra — staroindyjski traktat o sztuce miłowania.*
4. Dr. J. Sachse: *Uwagi o poezji indyjskiej kunsztownego stylu.*
5. Dr J. Mantke: *Cesarze rzymscy jako poeci.*

Koło liczy 51 członków.

Eos LXXVII 1989
PL ISSN 0012–7825

# JUBILEUSZ SEMINARIUM HISTORII STAROŻYTNEJ W HEIDELBERGU

W dniu 15 stycznia 1988 roku w Starej Auli Uniwersytetu Heidelberskiego miała miejsce podniosła uroczystość: obchodzono 100-lecie narodzin Seminarium Historii Starożytnej na tym uniwersytecie, Seminarium sławnego w całej Europie, o osiągnięciach zapisanych złotymi zgłoskami w nowożytnych badaniach dziejów starożytnych.

Właśnie przed stu laty powierzono tu — po raz pierwszy historykowi starożytności — stanowisko profesora zwyczajnego Alfredowi von Domaszewskiemu, sławnemu po dzień dzisiejszy. Jego następcy zaś to Eugen Täubler, Fritz Schachermeyr, Hans Schaefer, Jacques Moreau, Christian Habicht. Obecnie na czele Seminarium stoją dwaj profesorowie: Géza Alföldy i Fritz Gschnitzer.

Uroczystość zgromadziła uczonych niemalże ze wszystkich ośrodków RFN i sporą grupę gości zagranicznych (m.in. z Holandii, Belgii, Włoch, NRD i Polski). Patronował jej Rektor Uniwersytetu, wykłady zaś wygłosili: prof. dr Christian Meier z Monachium (prezes stowarzyszenia historyków zachodnioniemieckich) i prof. dr Fergus G. B. Millar z Oxfordu. Pierwszy mówił o szansach i zadaniach współczesnych badań starożytniczych, drugi natomiast o Pomponiuszu Attyku i rewolucji rzymskiej. Nie zabrakło też wystąpień G. Alföldy'ego i F. Gschnitzera.

Na uroczystym przyjęciu (wydanym przez Rektora) w pomieszczeniach Seminarium zaprezentowany został dorobek minionego stulecia oraz obecnie realizowane projekty badawcze. Te ostatnie zaś są doprawdy imponujące.

Poczynając od działalności Alfreda von Domaszewskiego Heidelberg zyskał sobie opinię jednego z najważniejszych ośrodków badań epigraficznych. Obecnie już sam autorytet G. Alföldy'ego opinię tę potwierdza, a realizowany przez niego i jego współpracowników program stworzenia komputerowego banku danych epigraficznych kieruje po prostu oczy wszystkich badaczy ku Heidelbergowi. Pod kierunkiem G. Alföldy'ego powstaje nowy podręcznik epigrafiki łacińskiej (pomyślany jednak bardziej jako pomoc w pracy naukowej), suplement do VI tomu CIL (inskrypcje miasta Rzymu), nowe wydanie tomu II (inskrypcje z Hiszpanii), wielka bibliografia rzymskiej historii społecznej, realizowany jest wielki projekt badawczy „Mobilność społeczna w trzech pierwszych wiekach Cesarstwa". I wszystko wskazuje na to, że termin realizacji tych zamierzeń to najbliższe 2–3 lata. A potem przyjdą nowe plany...

W pięknym przemówieniu wygłoszonym podczas przyjęcia, odczucia wszystkich zebranych wyraził prof. dr Giancarlo Susini z Bolonii. Zawarł w nim słowa wysokiego uznania i życzeń, pod którymi niewątpliwie podpisuje się świat naukowy: nie *ad multos annos,* lecz *ad multa saecula.*

*Leszek Mrozewicz* (Poznań)

# CONSPECTUS MATERIAE

## COMMENTATIONES


Dworacki Sylwester: Die dramatische Struktur des *Gefesselten Prometheus* . . . . 5–15
Speyer Wolfgang: Die Griechen und die Fremdvölker. Kulturbegegnungen und Wege zur gegenseitigen Verständigung . . . . . 17–29
Axer Jerzy: Śmierć gladiatora. O pewnych aspektach techniki retorycznej w mowie Cycerona *Pro Milone* (Gladiator's Death. Some Aspects of Rhetorical Technic in Cicero's Speech *Pro Milone*) . . . . . 31–43
Korpanty Józef: De Horatii carmine I 34 . . . . . 45–47
Brożek Mieczysław: De Minucianis quibusdam retractandis . . . . . 49–51
Jundziłł Juliusz: Rola morza w kulturze rzymskiej – stan i perspektywy badań (La mer dans la culture romaine. L'état actuel et les perspectives des recherches) 53–64
Mrozewicz Leszek, Die Veteranen in den Munizipalräten an Rhein und Donau zur Hohen Kaiserzeit (I.–III. Jh.) . . . . . 65–80
Ardevan Radu: Veteranen und städtische Dekurionen im römischen Dakien 81–90
Cytowska Maria: Jan Dantyszek et Erasme de Rotterdam face à l'agression turque 91–99
Starnawski Jerzy: Cromeriana nova . . . . . 101–110
Popiak Wanda, Syntaxis Jana z Tucholi (Syntaxis by Jan of Tuchola) . . . . . 111–118
Lieberg Godo, Die Idee des dichterischen Schöpfertums in der Renaissancepoetik 119–135


## CENSURAE LIBRORUM


Bernard Deforge, Eschyle, poète cosmique, Paris 1986 (Robert Chodkowski) . . . 137–139
The Complete Works of Aristotle. The Revised Oxford Translation, ed. by Jonathan Barnes, I–II, Princeton 1984 (Marian Wesoły) . . . . . 139–142
Łanowski Jerzy, Literatura Grecji starożytnej w zarysie, Warszawa 1987 (Krystyna Tuszyńska-Maciejewska) . . . . . 142–144
Anna Świderkówna, Siedem Kleopatr, Warszawa 1987² (Małgorzata Wróbel) . . . 144–147
Hans Peter Syndikus, Catull. Eine Interpretation. Erster Teil, Darmstadt 1984 (Andrzej Wójcik) . . . . . 147–150
J. Küppers, Tantarum causas irarum. Untersuchungen zur einleitenden Bücherdyade der Punica des Silius Italicus, Berlin – New York 1986 (Teresa Czypicka) . . . . . 151–153
Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices (ILLPRON Indices) Fasc. 1. Catalogus, Berlin – New York 1986 (Leszek Mrozewicz) . . . . . 153–157
Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices (ILLPRON Indices) Fasc. 2. Index vocabulorum ... et index notarum numerorum, Berlin – New York 1987 (Leszek Mrozewicz) . . . . . 157–158
Geza Alföldy, Römische Heeresgeschichte. Beiträge 1962–1985, Amsterdam 1987 (Leszek Mrozewicz) . . . . . 158–159
Tadeusz Kotula, Septymiusz Sewerus, Wrocław 1987 (Marek Żyromski) . . . . . 159–161
Iza Bieżuńska-Małowist, Marian Małowist, Niewolnictwo, Warszawa 1987 (Andrzej Łoś) . . . . . 162–164
Einleitung in die klassischen Altertumswissenschaften. Ein Informationsbuch von einem Autorenkollektiv ..., Berlin 1986 (Jan Prostko-Prostyński) . . . . . 165–169
Walter Berschin, Biographie und Epochenstil im lateinischen Mittelalter, I: Von der "Passio perpetuae" zu den "Dialogi" Gregors des Grossen, Stuttgart 1986 (Jerzy Strzelczyk) . . . . . 169–174
Walter Berschin, Griechisches-lateinisches Mittelalter. Von Hieronymus zu Nikolaus von Kues, Bern-München 1980 (Kazimierz Liman) . . . . . 174–180
Forms of Control and Subordination in Antiquity. Ed. by Toru Yuge and Masaoki Doi, Leiden – New York – København – Köln 1988 (Edward Dulski) 180–182


## COMMENTARII


LXXXIII Sprawozdanie z działalności Polskiego Towarzystwa Filologicznego za okres od 11 IX 1986 do 17 IX 1987 r. (Barbara Milewska-Waźbińska) . . . . 183–192
Jubileusz Seminarium Historii Starożytnej w Heidelbergu (Leszek Mrozewicz) 193

**Cena zł 390.–**
**Indeks 35715**

## INDEX AUCTORUM

Ardevan Radu (Napocae) . . . . . 81
Axer Jerzy (Varsoviae) . . . . . 31
Brożek Mieczysław (Cracoviae) . . . . . 49
Chodkowski Robert (Lublini) . . . . . 137
Cytowska Maria (Varsaviae) . . . . . 91
Czypicka Teresa (Torunii) . . . . . 151
Dulski Edward (Wratislaviae) . . . . . 180
Dworacki Sylwester (Posnaniae) . . . . . 5
Jundziłł Juliusz (Gedani) . . . . . 53
Korpanty Józef (Cracoviae) . . . . . 45
Lieberg Godo (Arretii) . . . . . 119
Liman Kazimierz (Posnaniae) . . . . . 174
Łoś Andrzej (Wratislaviae) . . . . . 162
Milewska-Waźbińska Barbara (Varsaviae) . . . . . 183
Mrozewicz Leszek (Posnaniae) . . . . . 65, 153, 157, 158, 193
Popiak Wanda (Varsaviae) . . . . . 111
Prostko-Prószyński Jan (Stettinae) . . . . . 165
Speyer Wolfgang (Iuvavi) . . . . . 17
Starnawski Jerzy (Lodziae) . . . . . 101
Strzelczyk Jerzy (Posnaniae) . . . . . 169
Tuszyńska-Maciejewska Krystyna (Posnaniae) . . . . . 142
Wesoły Marian (Posnaniae) . . . . . 139
Wójcik Andrzej (Posnaniae) . . . . . 147
Wróbel Małgorzata (Wratislaviae) . . . . . 144
Żyromski Marek (Posnaniae) . . . . . 159

## WARUNKI PRENUMERATY

Prenumeratę na kraj przyjmują Oddziały RSW „Prasa – Książka – Ruch" oraz urzędy pocztowe i doręczyciele w terminie do dnia 25 listopada na rok następny.
Cena prenumeraty rocznej – 780.– zł.
Jednostki gospodarki uspołecznionej, instytucje, organizacje i wszelkie zakłady pracy zamawiają prenumeratę w miejscowych Oddziałach RSW „Prasa – Książka – Ruch", w miejscowościach zaś, w których nie ma Oddziałów RSW – w urzędach pocztowych. Czytelnicy indywidualni opłacają prenumeratę wyłącznie w urzędach pocztowych i u doręczycieli.
Prenumeratę ze zleceniem wysyłki za granicę przyjmuje RSW „Prasa – Książka – Ruch", Centrala Kolportażu Prasy i Wydawnictw, ul. Towarowa 28, 00–958 Warszawa, konto XV Oddział NBP w Warszawie Nr 1153–201045–139–11.
Prenumerata ze zleceniem wysyłki za granicę jest droższa od prenumeraty krajowej o 50% dla zleceniodawców indywidualnych i o 100% dla zleceniodawców instytucji i zakładów pracy.
Sprzedaż numerów bieżących i archiwalnych:
– w Księgarni Ośrodka Rozpowszechniania Wydawnictw Naukowych PAN; płatność gotówką, przelewem lub za zaliczeniem pocztowym. Adres OR PAN, Pałac Kultury i Nauki, 00–901 Warszawa, konto IX Oddział NBP Warszawa 1094–4792.
– w PPDK Księgarni Ossolineum nr Wr. 93–009 Rynek 8, 50–106 Wrocław, konto NBP IV O/M Wrocław 93044–55.
Orders for this periodical from abroad can be placed with "Ars Polona", Krakowskie Przedmieście 7, 00–068 Warszawa, Poland or with
– Kubon Sagner, Inhaber Otto Sagner, D 8 München 34, Postfach 86, Bundesrepublik Deutschland;
– Earlscourt Publications, Ltd., 130 Shepherd Bush Centre, London W 12, Great Britain;
– Licasa Commissionaria Sansoni, Via Lamarmora 45, 50 121 Firenze, Italy.